This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

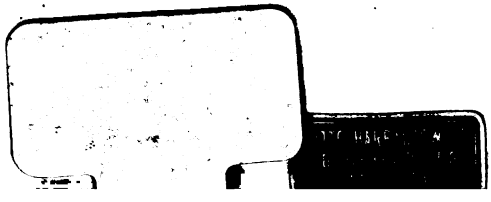
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08156902 6

AL

1. [illegible] (City).

1 card for M.D.



Muenz
BV

Römiſche Reminiscenzen und Profile.

Von

Sigmund Münz.

Zweite Auflage.

Berlin.
Allgemeiner Verein für Deutſche Litteratur.
1900.

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
175806A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 15.5 L

Alle Rechte vorbehalten.

Thomas G. Masaryk

in Prag

und

Ludwig Schwitzer

in Wien

in Freundschaft gewidmet.

HARV NOV 14 1924

Vorwort.

An der Grenzscheide zweier Jahrhunderte erscheint dieses mein Buch. Größtenteils der Vergangenheit gehören mit ihrem persönlichen Zauber, ihren Leistungen und ihrem Einflusse die Gestalten an, die ich zu schildern versuchte. Auch diejenigen von ihnen, die noch auf Erden wandeln, haben bereits ihre Ernte eingeheimst. Nur einer, Graf Bülow, heute auf der Höhe des Lebens und Wirkens, darf, nachdem ihm die Vergangenheit nicht wenig gegeben, vielleicht noch mehr von der Zukunft erwarten.

Deutsche in Rom füllen fast die Hälfte des Buches aus. Nicht zufällig ist dies. Ich habe die Empfindung, daß im neuen Jahrhundert die deutsche Kolonie in Rom nicht mehr jene Bedeutung haben werde wie im alten. Der große Zug, der durch Deutschlands Gegenwart geht, wird zur Folge haben, daß die Deutschen nicht mehr Muße finden, auf den Trümmern Roms zu träumen. Und die Italiener selbst werden diese Trümmer zum Teil fortschaffen, zum Teil mit grausam modernem Leben umspinnen. Die Genien der Archäologie und der Mystik werden immer mehr von den Kräften des technischen Zeitalters niedergerungen, von dem Sausen der Elektricität übertönt werden.

So glaube ich fast Einbalsamiererdienste gethan zu haben, wenn ich in dieser Schrift die Spuren deutsch-

römischen, noch von dem Hauche Goethes, von der Gegenwart Gregorovius' und Bonnivers' berühmten Lebens der letzten Augenblicke des sterbenden Jahrhunderts schildt.

Wie Graf Bülow durch den Ruf seines verewigten Kaisers unsanft genug aus der poesievollen Dämmerung des Palazzo Caffarelli nach Berlin getrieben wurde, um fortan deutschem Geiste, deutschem Fleiße, deutschem Handel in staatsmännischer Anstrengung neue Gebiete zu erobern, so werden nach und nach die meisten Deutschen, die noch in Rom sinnen und schwärmen, nach Hause gerufen werden, um sich in politischer, militärischer, seemännischer, kommerzieller Mission der Größe Deutschlands zu verdingen. Diese hat noch lange nicht ihren Höhepunkt erreicht und will darum keinen deutschen Arm mehr müßig lassen, keinen deutschen Kopf mehr mit römischen Allotria beschäftigt sehen.

Also ade, alte deutsche Kolonie in Rom!

Immerhin wird es auch im neuen Jahrhundert noch einige Deutsche in Rom geben und genug deutsche Erinnerungen und Heiligtümer aus vergangener Zeit, um den Italienern zum Bewußtsein zu bringen, wie vielerlei die Bande sind, die uns mit ihrer Hauptstadt verknüpfen. Die Allianz der Deutschen mit den Italienern hat in den Werkstätten der Diplomaten nur ihre sichtbare Vertragsform gefunden, doch in Wahrheit geht diese geisterverbindende That weit über ein geschäftsmäßiges Bedürfnis des Tages hinaus. Der deutschen Volksseele wird das Zusammengehören mit Italien auch ein werter Besitz in der Zukunft bleiben, die sich vorbereitet mit ihren realen, die Starken auslesenden, die schwachen Menschen und Völker vernichtenden Zielen.

Der Deutsche wird also im allgemeinen nicht mehr lange Rast in Rom halten können. Gleichwohl wird es immer Deutsche geben, die in Augenblicken feierlicher Einkehr bei sich den lieben Schimpf „Ideologen" nicht scheuen und sich verschämt die von überseeischer Anstrengung heiße Stirn mit etwas Acqua di Trevi netzen werden.

Und die Italiener, wie sollten sie der selbstmörderischen That fähig sein, ihre Hand von der Hand der Deutschen wegzuziehen und Allianzen unter den Lateinern zu suchen? Sehen sie denn nicht, wie die der römischen Kirche nicht hörigen Völker in Europa und Amerika aufsteigen, während die katholischen Staaten immer mehr dem Abgrunde zusteuern? Italien erhält sich wohl zuvörderst durch die Schwere seiner wiederentdeckten nationalen Eigentümlichkeiten, doch es kann nicht der Anlehnung an die von Vernunft und Wissenschaft getragene Thatkraft des verbündeten Deutschland, es kann auch nicht der offenen oder wenigstens gedankenmäßigen Gegensätzlichkeit gegen den Heiligen Stuhl entraten. Das nationale Prinzip hat weder für Deutsche noch für Italiener sein letztes Wort gesprochen. Ihm bleibt auch im neuen Jahrhundert manches zu thun übrig, und nicht erst in fremden Erdteilen. Auch dieses parallele Streben, so entgegen der die Nationen dekomponierenden römischen Kirche, bringt Deutsche und Italiener einander nahe. . . Ich führe einige den Deutschen vertraute Figuren des italienischen Staatslebens vor, die sich in der Richtung des Zusammenwirkens der beiden Völker bethätigt haben.

Doch auch dem Vatikan ist in diesem Buche einiger Raum gegeben. Ich glaube mich von subjektiver Unter-

schätzung dieser nicht reizlosen Welt ferngehalten zu haben. Immer mehr bestärkt sich ja der gebildete Leser in dem Verlangen, daß der Schriftsteller, statt zu lieben oder zu hassen, beobachte, kalt beobachte.

Auch an Re Umberto, der grausamen Todes sterben mußte, während ich gerade die letzten Lichter an diesem Buche aufsetzte, glaubte ich als Urteilender, nicht als Panegyriker herantreten zu sollen.

Möchte dieses römische Buch, eine Art Fortsetzung zu meinem vor drei Jahren in Wien erschienenen Werke „Italienische Reminiscenzen und Profile", in welchem Florenz die letzte Station nach Süden zu bildete, nachsichtsvoll aufgenommen werden. Ich wollte, was die darin behandelten Personen betrifft, nie unbescheiden gerichtet, sondern nur charakterisiert und noch eher geliebt und bewundert als gehaßt und verdammt haben. Und ist diese Arbeit auch nicht das Werk eines Liebhabers, so ist es doch das eines Freundes Italiens.

Kaltenleutgeben bei Wien,
am dreißigsten Jahrestage der Bresche
von Porta Pia.

Sigmund Münz.

Ich sage hiermit meinem Vetter und Freunde medic. Dr. Emil Fried Dank für die verständnisvolle Hilfe, die er mir bei dem Drucke dieses Buches geleistet.

Inhalt.

Deutſche in Rom. Seite

Die deutſche Kolonie 3
Kurd v. Schlözer 18
Zwei deutſche Kardinäle. (Hohenlohe u. Melchers.) 32
Johannes Brahms 42
Theodor Mommſen 59
Graf Bülow 79
Elpis Melena 96
Malwida von Meyſenbug 104
Joſef Kopf 118
Simeon Bavier 132

Das italieniſche Rom.

Ein Spaziergang durch Rom 143
Italien im Wahlkampfe 157
Francesco Crispi. (Der geheimnisvolle Crispi. — Ein Beſuch bei Crispi.) 170
Bei Guido Baccelli 189
Bei Baron Blanc 196
Graf Nigra 201
Oh! mia Sicilia 227

Das päpſtliche Rom.

Eine Dominikanerpredigt 243
Kardinal Galimberti 252
Kardinal Sanfelice 271
Das Domjubiläum in Orvieto 278
Villa Falconieri bei Frascati 288

Re Amberto 301
Regiſter 317

Deutsche in Rom.

Die deutſche Kolonie.

In der „Hauptſtadt der Welt," wie ſich Rom nicht ungern nennt, haben von jeher alle Nationen ihre Altäre aufgeſchlagen. Den Deutſchen zumal, deren erleuchtete Geiſter ſeit Winckelmann und Goethe ihre künſtleriſche Taufe in den Wellen des Tiber nahmen, war Rom ſtets ein Gegenſtand der Sehnſucht. Auch als Deutſchland noch in viele Staaten zerſplittert war, ſchlang neben Weimar auch Rom ein ideales Band um alle Deutſchen.

Vom Kapitol, dem Rom in Rom, grüßt uns von weitem die deutſche Flagge. Dort reſidiert im Palazzo Caffarelli Deutſchlands Botſchafter. Nahe dabei iſt eine Stätte deutſcher Wiſſenſchaft, geheiligt durch edle Traditionen. Wir meinen das deutſche archäologiſche Inſtitut. So bietet ſich hier ein Bild von Deutſchlands politiſcher und geiſtiger Macht.

Deutſchland tritt uns in Rom in allen Formen ſeiner politiſchen Entwicklung entgegen: Vom Großdeutſchtum, wie es ſich einſt in dem römiſchen Kaiſer deutſcher Nation verkörperte, bis zu jener deutſchen Einheit, die im Königsſchloſſe zu Verſailles geboren ward. Es fehlt nicht an

Vorwort.

An der Grenzscheide zweier Jahrhunderte erscheint dieses mein Buch. Größtenteils der Vergangenheit gehören mit ihrem persönlichen Zauber, ihren Leistungen und ihrem Einflusse die Gestalten an, die ich zu schildern versuchte. Auch diejenigen von ihnen, die noch auf Erden wandeln, haben bereits ihre Ernte eingeheimst. Nur einer, Graf Bülow, heute auf der Höhe des Lebens und Wirkens, darf, nachdem ihm die Vergangenheit nicht wenig gegeben, vielleicht noch mehr von der Zukunft erwarten.

Deutsche in Rom füllen fast die Hälfte des Buches aus. Nicht zufällig ist dies. Ich habe die Empfindung, daß im neuen Jahrhundert die deutsche Kolonie in Rom nicht mehr jene Bedeutung haben werde wie im alten. Der große Zug, der durch Deutschlands Gegenwart geht, wird zur Folge haben, daß die Deutschen nicht mehr Muße finden, auf den Trümmern Roms zu träumen. Und die Italiener selbst werden diese Trümmer zum Teil fortschaffen, zum Teil mit grausam modernem Leben umspinnen. Die Genien der Archäologie und der Mystik werden immer mehr von den Kräften des technischen Zeitalters niedergerungen, von dem Sausen der Elektricität übertönt werden.

So glaube ich fast Einbalsamiererdienste gethan zu haben, wenn ich in dieser Schrift die Spuren deutsch-

römiſchen, noch von dem Hauche Goethes, von der Gegenwart Gregorovius' und Mommſens berührten Lebens der letzten Augenblicke des ſterbenden Jahrhunderts feſthielt.

Wie Graf Bülow durch den Ruf ſeines weitausgreifenden Kaiſers unſanft genug aus der poeſieumwobenen Dämmerung des Palazzo Caffarelli nach Berlin getrieben ward, um fortan deutſchem Geiſte, deutſchem Fleiße, deutſchem Handel in ſtaatsmänniſcher Anſtrengung neue Gebiete zu erobern, ſo werden nach und nach die meiſten Deutſchen, die noch in Rom ſinnen und ſchwärmen, nach Hauſe geholt werden, um ſich in politiſcher, militäriſcher, ſeemänniſcher, kommerzieller Miſſion der Größe Deutſchlands zu verdingen. Dieſe hat noch lange nicht ihren Höhepunkt erreicht und will darum keinen deutſchen Arm mehr müßig laſſen, keinen deutſchen Kopf mehr mit römiſchen Allotria beſchäftigt ſehen.

Alſo ade, alte deutſche Kolonie in Rom!

Immerhin wird es auch im neuen Jahrhundert noch einige Deutſche in Rom geben und genug deutſche Erinnerungen und Heiligtümer aus vergangener Zeit, um den Italienern zum Bewußtſein zu bringen, wie vielerlei die Bande ſind, die uns mit ihrer Hauptſtadt verknüpfen. Die Allianz der Deutſchen mit den Italienern hat in den Werkſtätten der Diplomaten nur ihre ſichtbare Vertragsform gefunden, doch in Wahrheit geht dieſe geiſterverbindende That weit über ein geſchäftsmäßiges Bedürfnis des Tages hinaus. Der deutſchen Volksſeele wird das Zuſammengehören mit Italien auch ein werter Beſitz in der Zukunft bleiben, die ſich vorbereitet mit ihren realen, die Starken ausleſenden, die ſchwachen Menſchen und Völker vernichtenden Zielen.

Der Deutsche wird also im allgemeinen nicht mehr lange Rast in Rom halten können. Gleichwohl wird es immer Deutsche geben, die in Augenblicken feierlicher Einkehr bei sich den lieben Schimpf „Ideologen" nicht scheuen und sich verschämt die von überseeischer Anstrengung heiße Stirn mit etwas Acqua di Trevi netzen werden.

Und die Italiener, wie sollten sie der selbstmörderischen That fähig sein, ihre Hand von der Hand der Deutschen wegzuziehen und Allianzen unter den Lateinern zu suchen? Sehen sie denn nicht, wie die der römischen Kirche nicht hörigen Völker in Europa und Amerika aufsteigen, während die katholischen Staaten immer mehr dem Abgrunde zusteuern? Italien erhält sich wohl zuvörderst durch die Schwere seiner wiederentdeckten nationalen Eigentümlichkeiten, doch es kann nicht der Anlehnung an die von Vernunft und Wissenschaft getragene Thatkraft des verbündeten Deutschland, es kann auch nicht der offenen oder wenigstens gedankenmäßigen Gegensätzlichkeit gegen den Heiligen Stuhl entraten. Das nationale Prinzip hat weder für Deutsche noch für Italiener sein letztes Wort gesprochen. Ihm bleibt auch im neuen Jahrhundert manches zu thun übrig, und nicht erst in fremden Erdteilen. Auch dieses parallele Streben, so entgegen der die Nationen dekomponierenden römischen Kirche, bringt Deutsche und Italiener einander nahe. . . Ich führe einige den Deutschen vertraute Figuren des italienischen Staatslebens vor, die sich in der Richtung des Zusammenwirkens der beiden Völker bethätigt haben.

Doch auch dem Vatikan ist in diesem Buche einiger Raum gegeben. Ich glaube mich von subjektiver Unter-

schätzung dieser nicht reizlosen Welt ferngehalten zu haben. Immer mehr bestärkt sich ja der gebildete Leser in dem Verlangen, daß der Schriftsteller, statt zu lieben oder zu hassen, beobachte, kalt beobachte.

Auch an Re Umberto, der grausamen Todes sterben mußte, während ich gerade die letzten Lichter an diesem Buche aufsetzte, glaubte ich als Urteilender, nicht als Panegyriker herantreten zu sollen.

Möchte dieses römische Buch, eine Art Fortsetzung zu meinem vor drei Jahren in Wien erschienenen Werke „Italienische Reminiscenzen und Profile", in welchem Florenz die letzte Station nach Süden zu bildete, nachsichtsvoll aufgenommen werden. Ich wollte, was die darin behandelten Personen betrifft, nie unbescheiden gerichtet, sondern nur charakterisiert und noch eher geliebt und bewundert als gehaßt und verdammt haben. Und ist diese Arbeit auch nicht das Werk eines Liebhabers, so ist es doch das eines Freundes Italiens.

Kaltenleutgeben bei Wien,
am dreißigsten Jahrestage der Bresche
von Porta Pia.

Sigmund Münz.

Ich sage hiermit meinem Vetter und Freunde medic. Dr. Emil Fried Dank für die verständnisvolle Hilfe, die er mir bei dem Drucke dieses Buches geleistet.

Inhalt.

Deutſche in Rom. Seite

Die deutſche Kolonie 3
Kurd v. Schlözer 18
Zwei deutſche Kardinäle. (Hohenlohe u. Melchers.) 32
Johannes Brahms 42
Theodor Mommſen 59
Graf Bülow 79
Elpis Melena 96
Malwida von Meyſenbug 104
Joſef Kopf 118
Simeon Bavier 132

Das italieniſche Rom.

Ein Spaziergang durch Rom 143
Italien im Wahlkampfe 157
Francesco Crispi. (Der geheimnisvolle Crispi. — Ein Beſuch bei Crispi.) 170
Bei Guido Baccelli 189
Bei Baron Blanc 196
Graf Nigra 201
Oh! mia Sicilia 227

Das päpſtliche Rom.

Eine Dominikanerpredigt 243
Kardinal Galimberti 252
Kardinal Sanfelice 271
Das Domjubiläum in Orvieto 278
Villa Falconieri bei Frascati 288

Re Amberto 301
Regiſter 317

Deutsche in Rom.

Die deutſche Kolonie.

In der „Hauptſtadt der Welt," wie ſich Rom nicht ungern nennt, haben von jeher alle Nationen ihre Altäre aufgeſchlagen. Den Deutſchen zumal, deren erleuchtete Geiſter ſeit Winckelmann und Goethe ihre künſtleriſche Taufe in den Wellen des Tiber nahmen, war Rom ſtets ein Gegenſtand der Sehnſucht. Auch als Deutſchland noch in viele Staaten zerſplittert war, ſchlang neben Weimar auch Rom ein ideales Band um alle Deutſchen.

Vom Kapitol, dem Rom in Rom, grüßt uns von weitem die deutſche Flagge. Dort reſidiert im Palazzo Caffarelli Deutſchlands Botſchafter. Nahe dabei iſt eine Stätte deutſcher Wiſſenſchaft, geheiligt durch edle Traditionen. Wir meinen das deutſche archäologiſche Inſtitut. So bietet ſich hier ein Bild von Deutſchlands politiſcher und geiſtiger Macht.

Deutſchland tritt uns in Rom in allen Formen ſeiner politiſchen Entwicklung entgegen: Vom Großdeutſchtum, wie es ſich einſt in dem römiſchen Kaiſer deutſcher Nation verkörperte, bis zu jener deutſchen Einheit, die im Königsſchloſſe zu Verſailles geboren ward. Es fehlt nicht an

Symbolen einstiger deutscher Kleinstaaterei und der noch fortdauernden föderalistischen Gliederung des Reiches. Ein preußischer Gesandter am Vatikan, die beiden bayrischen Gesandten am Quirinal und am Vatikan erinnern uns, daß Deutschland ein Bundesstaat ist.

Freilich empfindet man, daß heute der Gesamtbegriff „Deutschland" die Söhne der einzelnen deutschen Staaten im Auslande schützt und hebt. Auch die größten unter den Bundesstaaten nächst Preußen und Bayern: Sachsen, Württemberg, Baden stellen ihre Angehörigen in Rom unter den ausschließlichen Schutz des Reiches. So stark aber ist der Kitt, der die Deutschen Roms zusammenhält, daß nicht nur die Grenzpfähle verschwinden, die Land und Land in Deutschland scheiden, sondern es hat sogar die alte Vorstellung vom Reiche, in der Österreich eingeschlossen war und die in Rom vielfältig historisch verewigt ist, noch in der deutschen Gesellschaft insofern ideale Geltung, als sich auch die Deutsch-Österreicher zu ihr zählen.

Ein Monument von altem Reichscharakter ist die römisch-katholische Nationalkirche der Deutschen — ein Bauwerk aus einer Zeit, in der selbst die Niederlande Bestandteil des Reiches waren. Neben dem päpstlichen Zeichen prangt der alte deutsche Reichsadler über dem Portal der Kirche, die als Santa Maria dell' Anima bekannt ist. Das Wappen der Kirche zeigt in Marmor zwei Seelen im Fegefeuer, die zur Madonna flehen. Die Jungfrau ist von den Flügeln des Doppeladlers beschützt, und darin äußert sich die Gönnerschaft des Herrschers des heiligen römischen Reiches über die deutsche Nationalkirche. Heute steht diese unter Obhut des Kaisers von Österreich, dessen

Vorgänger ja die alten deutschen Kaiser waren. Betritt man die Kirche, so wird man in eine Epoche zurückversetzt, in der ein Deutscher auf dem Stuhl Petri saß. Hadrian VI., ein Utrechter von Geburt, der finstere Nachfolger des heiteren Mediceers Leo X., ist hier bestattet. Auf dem Chor wird man die liegende Statue des melancholischesten aller Päpste gewahr, der, von den Schatten der Dämmerung umfangen, auf dem eigenen Grabe ausruht. Er erscheint wie in Schlaf versunken. Es ist, als hörten wir ihn aus kummervollem Traume seine Grabschrift rufen: „Proh dolor, quantum refert, in quae tempora vel optimi cuiusque virtus incidat.“ (Ach, wie sehr kommt es darauf an, in welche Zeit auch des Besten Tugend fällt.) Die Jahrhunderte, die seit Hadrian VI. verflossen, haben das Andenken an den düsteren Mann, den Lehrer Kaiser Karls V., nicht ausgelöscht.

Die deutsche Kirche war in Rom nicht immer durch so schwerfällige Träumer vertreten. Wir eilen über Jahrhunderte hinweg, von der Vergangenheit zur Gegenwart. Vor wenigen Jahren hat man einen ganz anders gearteten Prälaten begraben. Wer in Rom kannte nicht den leutseligen weltlichen und kirchlichen Fürsten, der durch seine Familienbeziehungen dem deutschen Kaiserthron, durch seine geistliche Würde dem Papstthron so nahe stand?

Nennen wir Kardinal Hohenlohe, so taucht an seiner Seite manch ein Charakterkopf auf, welcher der deutschen Gesellschaft Roms Richtung und Gepräge gab. Zunächst Franz Liszt, Ungar von Geburt, doch durch seine Zugehörigkeit zu der Sphäre von Weimar und Bayreuth ein Adoptivsohn Deutschlands. Dann die Egeria Liszts,

die Fürstin von Sayn-Wittgenstein, die geistsprühende „Sibylle der Via Babuino," wie sie Gregorovius nannte.

Die Fürstin sowohl wie den Kardinal birgt nun der deutsche Friedhof bei St. Peter (das Cimitero dei Tedeschi). In Erde, die aus dem heiligen Lande, vom Kalvarienberge hergeholt ist, ruht hier mancher berühmte Deutsche katholischen Bekenntnisses. So Carstens' Freund, der Maler und Radierer Josef Anton Koch, Ernst Platner, Mitarbeiter Niebuhrs und Beschreiber Roms, der Bildhauer Johann Martin von Wagner, Freund Ludwigs I. von Bayern und Genosse Thorwaldsens, Pater Theiner, der Jesuitengelehrte.

Noch größere Erinnerungen knüpfen sich für den Deutschen an den protestantischen Friedhof bei der Pyramide des Cestius.

Es wogt und wallt wie ein Geisterheer
Um Cestius' Pyramide her . . . .

heißt es bei Scheffel. Erlauchte deutsche Geister halten hier bei der Porta San Paolo Rast in der Nähe des ägyptischen Grabmals des protzigen alten Römers.

In majestätischer Düsterkeit sticht der Friedhof von der heiteren Reinheit des italienischen Himmels ab. Nicht leicht findet man so üppige Cypressen; ihr strenger Ernst stimmt so gut zu der Heiligkeit des Ortes. . . . . Auf einem Grabsteine lesen wir: Goethe filius — ein Porträtrelief zeigt die Ähnlichkeit mit dem Vater. Wir grüßen den Namen Kestner, und vor unserem Geiste taucht seine Mutter, Goethes Lotte, auf. Wir huldigen den Manen Gottfried Sempers. Und andere bekannte Namen drängen sich auf: Hier der Archäologe Emil Braun, dort der Alter-

tumsforſcher Wilhelm Henzen, den wir an einem Januartage des Jahres 1888 zu Grabe geleitet.

So erfüllte ſich nicht wenigen Deutſchen, die in Rom heimiſch geworden, der Wunſch, den ſie mit Platen ausgeſprochen:

Möchten hier einſt meine Gebeine friedlich
Ausgeſtreut ruhn, ferne der kalten Heimat. . . . .

Doch laſſen wir die Toten. Die Lebenden fordern ihr Recht. Gar viele Deutſche leben in Rom, und iſt es auch ſchwer, eine Statiſtik der Kolonie zu erheben, ſo hat ſie doch außer wechſelnden Elementen einen ſicheren Stock von zahlreichen Mitgliedern.

In der Via Margutta, einem Künſtlerghetto von lange her, haben unter den vielen italieniſchen Künſtlern auch deutſche ihren Sitz.

In dichterer Schar niſten ſie draußen vor Porta del Popolo in der Villa Strohl-Fern neben der Villa Borgheſe. Dies deutſche Künſtlerheim mag manchem aus den Schilderungen bekannt ſein, die das zerriſſene Gemüt des frühverſtorbenen hochbegabten Malers Stauffer aus Bern entworfen. Munteres Treiben herrſcht hier zuweilen. Aus der Ferne hört man Kugeln rollen, Kegel fallen und laute Bemerkungen luſtiger Kumpane. . . . Der deutſche Künſtler bewahrt ſich ſeinen Frohſinn, auch wenn er keinen Soldo im Sacke hat.

Und wie vielen geht es recht ſchlecht! Es giebt Muſenſöhne mit langem Haar, breitem Hut und ſchäbiger Sammetjacke, die gern wieder die deutſche Heimat aufſuchten, könnten ſie nur das Reiſegeld aufbringen.

Zu einer Kunſtakademie in Rom, wie ſie Franzoſen

und Spanier in der Villa Medici und auf San Pietro in Montorio beſitzen, haben es die Deutſchen noch nicht gebracht. Doch in allen Quartieren der ewigen Stadt finden ſich Deutſche, die malen und meißeln, manche auch, die muſizieren oder dichten. Rom iſt ein Kryſtall, in dem ſich die deutſche Kunſt in allen Farben bricht.

Wir begegnen dem deutſchen Künſtler vom Bruder Straubinger an bis zum Inhaber des eleganten Ateliers, das von den vornehmſten Fremden aufgeſucht wird. Oft liegt über ſolch einem Atelier wegen der Stelle, auf der es ſteht, eine gewiſſe Weihe. Lenbach malte im Palazzo Borgheſe im Anblicke der Farben Rafaels und Tizians. Der Bildhauer Dauſch hat ſeine Werkſtätte in dem einſtigen Atelier Canovas in der Via San Giacomo, einer Nebengaſſe des Corſo. Und welche Originalität atmet gar das Studio des Bildhauers Ezechiel, der zwar Amerikaner iſt, doch durch die Beziehungen zu Kardinal Hohenlohe den deutſchen Kreiſen Roms nahe gebracht ward! Er arbeitet unter dem Dache der Diocletianiſchen Thermen. Im Sommer hatte er, ſolange ſein Gönner, der Kardinal, lebte, einen Raum im Erdgeſchoſſe der Villa d'Eſte in Tivoli zur Verfügung. . . . .

Auch die öſterreichiſchen Künſtler haben keine Kunſtakademie, doch werden ihnen Ateliers im Palazzo Venezia, dem ehrwürdigen Sitze der öſterreichiſch-ungariſchen Botſchaft am Vatikan, überlaſſen. In dieſem burgartigen Gebäude der Frührenaiſſance finden allerdings nur wenige Erkorene Platz. Da ſahen wir den Böhmen Knüpfer, den Maler des ſchäumenden Meeres, und den Wiener Brioſchi, den Schilderer der römiſchen Landſchaft, flott bei der Arbeit.

Im allgemeinen baut sich heute der deutsche Künstler nur für eine Reihe von Jahren seine Hütte in Rom. Er hält es nicht mehr lange aus. Aus mancherlei Gründen trennt sich jetzt der Deutsche leichter von Rom, als dies einst gewesen. Es zieht ihn nach Hause — nach dem großen Vaterlande, das als Weltmacht keinem anderen Reiche nachsteht und unter dessen Flagge sich's schön und sicher lebt. Gerade der Künstler fühlt sich durch die kraftvolle Entfaltung der Heimat gestärkt. Was soll er also in der Diaspora, und wäre es auch die einen jeden Deutschen so anheimelnde römische Verbannung? Und dann, ist denn dieses moderne Rom, wo der Geschäftsgeist, der notwendigerweise in jeder modernen Stadt platzgreift, die alten Götter verdrängt hat, noch eine des echten Künstlers so würdige Herberge, wie jenes alte Rom, wo unter den Baumkronen der Villa Ludovisi die Marmorbilder ungestört schliefen und der Künstler wachend träumen durfte? Heute giebt es keine Villa Ludovisi mehr. Sie ist längst parzelliert und profaniert — die Götter wichen neuen Straßenzügen.

Wie war es einst anders, etwa in den Tagen, als Ludwig I. seine schützende Hand über der deutschen Kunst hielt! Die Erinnerung an den bayrischen Mäcen zeigt wie in bengalischer Beleuchtung den Gegensatz zwischen dem heutigen Rom und dem vor einem Menschenalter, noch mehr aber die veränderte Stellung der Deutschen, zumal der deutschen Künstler.

Vor 1870 war Rom den Deutschen eine heilige Ruinenstätte, auf der die Antike andächtig gepflegt ward. Die päpstliche Herrschaft unterstützte diesen Hang, denn in ihm

ſah ſie ein Mittel, den Strom der lebendigen Politik fernzuhalten, der über die epheuumrankten alten Tempel, über das Mittelalter, über die Prieſterherrſchaft hereinzubrechen drohte.

Wie ſtimmungsvoll ließen ſich damals außerhalb der Thore Roms Künſtlerfeſte abhalten im Angeſichte der Campagna und der Aquaedukte, durch die das Geheimnis der Jahrhunderte zu rieſeln ſchien! In der Villa Albani ward am 27. Mai 1857 von Ludwig I. ein Feſt zum Andenken Winckelmanns veranſtaltet. Alle Genien einer künſtleriſchen Zeit, alle hehren Namen der Vergangenheit wurden angerufen. Der Exkönig, ein Siebziger, trat flott und jung auf. In weißen Beinkleidern, blauem Frack mit goldenen Knöpfen ſtand er da, ein heiterer Sendbote aus Iſar-Athen, der die alten Götter grüßen kam, die ihm vertrauter waren als die Epoche des Eiſens, die bald nicht nur über das päpſtliche Rom, ſondern auch über das alte München mit ſeinen Propyläen hinrollen ſollte. Es ſtimmte alles herrlich zuſammen unter dem blauen Himmel, zu dem die Cypreſſen der Villa Albani ſo verſtändnisvoll aufragten. Thorwaldſens Schüler Emil Wolf war anweſend, und die Koloſſalbüſte Winckelmanns, die er in Marmor gehauen, wurde enthüllt. König Ludwig trat hinter das Denkmal und pflanzte einen Lorbeerbaum. Und dann ging es zu Tiſche. An langer Tafel ſpeiſten ſechzig Perſonen, der König in der Mitte.

Und wie iſt es heute! In die Villa Albani darf kein Fremder ſeinen Fuß ſetzen. So will es Principe Borgheſe-Torlonia; er würde auch Mignon den Eintritt wehren,

würde weder Winckelmann noch Goethe einlassen. Da verlieren sich denn die deutschen Künstler aus Rom.

Immerhin hat es bis auf den heutigen Tag manche gegeben, die ein Jahrzehnt, ein Vierteljahrhundert, ein Halbjahrhundert ausharrten. Wie lange ist es nun her, daß der alte Professor Gerhardt auf seiner Passeggiata di Ripetta den Marmor bearbeitet!

Und mancher hat gar eine deutsch-römische Künstlerdynastie begründet. Wir nennen die aus Kreuznach stammende Bildhauerfamilie Cauer und die deutsch-schweizerische Malerfamilie Corrodi.

Noch sehen wir den alten, nunmehr verstorbenen Cauer mit weißem Michelangelesken Barte in seinem Atelier in der Via Brunetti, und jetzt meißelt an gleicher Stelle sein Sohn. Und der alte Corrodi — eine unter den Deutschen Roms wohlbekannte joviale Figur! Nun ist er tot, nachdem er seinen Sohn Arnold ins Grab hatte sinken sehen. Jetzt ist es Hermann Corrodi — auch er kein Knabe mehr —, der die Kunst des Vaters und des Bruders forttreibt. Sein Atelier in der Via degli Incurabili ist wohl die glanzvollste unter den Werkstätten deutscher Künstler in Rom.

Eine lange römische Zeit hat der Arzt des deutschen Hospitals, Dr. Wolfgang Erhardt, hinter sich. Dieser Badenser, der die Achtzig überschritten, kam bereits in den letzten Jahren des Papstes Gregor XVI. nach Rom. Nestor unter den deutschen Ärzten, zu denen auch sein Sohn Walter zählt, hat er gar viel gesehen und erlebt. Wenige Deutsche von Bedeutung waren in Rom, ohne sein Heim zu besuchen, das, zuerst in der Via Mario de'

Fiori, sich nun auf der Piazza di Spagna befindet. Wie zur Familie gehörte der Verwandte des Hauses, Landschaftsmaler Lindemann-Frommel, der durch seine Capribilder bekannt geworden, und Ferdinand Gregorovius, der Geschichtschreiber des mittelalterlichen Rom. . . . .

Der höchste Repräsentant des Deutschtums in Rom ist der Stellvertreter des Kaisers. Wir sagten es schon, der Botschafter residiert im Palazzo Caffarelli auf dem Kapitol. Was würden die Italiener darum geben, wollte das Deutsche Reich den Palast, von dem ein herrlicher Blick über die ewige Stadt geht, an den italienischen Staat oder an die Stadt Rom veräußern! Es ist den Italienern ein etwas unliebsamer Gedanke, daß ein, wenn auch verbündetes, so doch fremdes Land eine so schöne Stelle, wie es Palazzo Caffarelli ist, auf ihrem heiligsten Hügel besetzt hält. Dieser dreihundert Jahre alte Palast war vor 1870 Residenz des preußischen Gesandten am Vatikan. Heute noch hat dieser hier seine Kanzlei, aber nicht mehr seine Wohnung.

Palazzo Caffarelli wechselt jetzt oft seinen Inhaber. Größere und segensreiche Spuren konnte Robert von Keudell zurücklassen, der seinen Platz durch 14 Jahre (1873—1887) behauptete. Er war nicht nur Diplomat, sondern auch Meister auf dem Klavier. Sein Haus stand allen guten deutschen Elementen offen. Allem Schönen brachte er Teilnahme entgegen. „Ein moralisch und physisch kerngesunder Mann, klar und fest, von vorwiegender Verständigkeit; der weichere Kern des Gemüts verschlossen in einer harten Schale," urteilte Gregorovius über ihn.

Nach Keudell standen von deutschen Diplomaten ihren

Landsleuten wohl am nächsten: Kurd von Schlözer, Bernhard von Bülow und der Bayer von Podewils-Dürnitz.

Zuweilen ist der Kolonie Gelegenheit geboten, ihre ganze Diplomatie bei sich zu Gaste zu sehen: Den deutschen Botschafter, den preußischen Gesandten, die beiden bayrischen Gesandten, die beiden österreichischen Botschafter, den schweizerischen Gesandten. Solch einen Generalaufzug der Diplomatie der Länder, in denen die deutsche Zunge durchaus oder teilweise herrscht, kann man an den großen Tagen des deutschen Künstlervereins erleben. Und wir erinnern uns, neben diesem Siebengestirn einmal einen achten, einen überseeischen Stern erblickt zu haben. Es war der Gesandte der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Mr. J. B. Stallo, ein Mecklenburger von Geburt und im Herzen deutsch bis zu seinem Tode. Er sprach damals, im Winter 1886, zu den Deutschen Roms als Vertreter eines großen Reiches, unter dessen Banner Millionen von Deutschen leben.

So fühlt man gerade in Rom, wie ein starkes Band alle Deutschen des Erdballs zusammenhält.

Der deutsche Künstlerverein war stets ein geselliges Centrum. Kein hervorragender Deutscher fand sich in Rom ein, der nicht seine Schritte nach dem Verein gelenkt hätte, wo er das Vaterland auf italienischem Boden begrüßte. Der Künstlerverein setzt sich keineswegs ausschließlich aus Künstlern zusammen, sondern faßt Deutsche aller Stände in sich. Künstler allerdings gaben die erste Anregung zur Bildung des Vereins, dessen Protektor der deutsche Kaiser ist. Der Verein wechselte häufig sein Heim. Jetzt ist er im Palazzo Serlupi in der Nähe des Pantheons unter-

gebracht. Er hat nicht nur die Geſelligkeit, ſondern auch den vaterländiſchen Gedanken gepflegt. Die Deutſchen Roms thaten gern ihr Beſtes zur Blüte des Vereins. Das deutſcheſte aller Feſte, Weihnachten, wird regelmäßig vor einem prächtigen Chriſtbaume abgehalten. Wir erinnern uns eines Weihnachtsabends, der durch die Anweſenheit Liſzts verherrlicht ward. Es war in den letzten Jahren des Meiſters, und noch immer zündete ſein Spiel in den Seelen aller Anweſenden.

Es liegt aber im Berufe mancher Deutſchen in Rom, daß ſie ſich von den Landesgenoſſen abſondern. Deutſche Katholiken, die etwa das Prieſterkleid tragen, miſchen ſich nicht leicht unter Laien, ganz und gar nicht unter „mondäne“ Elemente. Das geiſtliche Daſein fordert an ſich Abſchließung. Schon die jungen Theologen leben für ſich. Sie werden an dem Kollegium Germanicum in der Via San Nicolò di Tolentino herangebildet. Feuerrot gekleidet ſind die Jünger dieſer Jeſuitenſchule. Tritt man in die Nähe der Alumnen, über deren roſige Geſichter ſich breite ſchwarze Hüte wölben, ſo hört man ſie in allen Dialekten Deutſchlands plaudern, zumeiſt im rheiniſchen und weſtfäliſchen.

Einer der Lehrer des Kollegiums, der auch die Geſchichte der Anſtalt geſchrieben hat, der Bayer Steinhuber, iſt von Papſt Leo XIII. mit dem Purpur belehnt worden. Dieſer Sohn Loyolas iſt jetzt der einzige deutſche Kardinal an der Kurie. Graf Ledochowski, ein Greis von faſt 80 Jahren, lebt wohl auch in Rom, doch der einſt vielgenannte Märtyrer des Kulturkampfes hat ſtets mehr die polniſche Nationalität als die deutſche Reichszugehörigkeit betont, und ſo

haben wir kein Recht, den ehemaligen Erzbischof von Posen, der nun Präfekt der Propaganda ist, unter den Deutschen Roms aufzuzählen.

Begreiflich, daß die Katholiken Deutschlands in Rücksicht auf ihre Kirche mit mehr Fäden an Rom hängen als die Protestanten. Die Kraft des Protestantismus beruht ja auf der Losreißung von Rom. In der von der päpstlichen Herrschaft erlösten Stadt aber haben die Protestanten die größte Freiheit gottesdienstlicher Übungen. Es giebt jetzt in Rom eine ganze Anzahl protestantischer Andachtsstätten, freilich Räume ohne künstlerischen Inhalt. Die deutschen Protestanten finden sich zum Gebete in der Botschaftskapelle des Palazzo Caffarelli zusammen.

Den Deutschen allerdings ist Rom so voll idealer Heiligtümer, angesichts deren das engere Glaubensbekenntnis vor dem universelleren deutschen Gewissen kapituliert. Pietätvoll geht der Deutsche an den Stätten vorüber, an denen große Deutsche geweilt. Draußen bei der Porta del Popolo hält er vor dem Kloster, in welchem der Augustinermönch Martin Luther eingekehrt war.

Und wer bleibt nicht vor dem Hause, Corso Nr. 17—18, stehen, in dem Goethe wohnte?

Und so ist Rom überreich an deutschen Erinnerungen.

Wir spazieren vom Pincio über die Trinità dei monti nach der Via Sistina und Via Gregoriana. Hier die Kirche der Santissima Trinità, zu der eine hohe Treppe führt. Es geht zur Dämmerung, und der Vespergesang der Damen von Sacre Coeur tönt durch die Hallen. Mendelssohn-Bartholdy komponierte hier einige Motetten für die Nonnen.

Ein Schritt weiter, und da ist die Casa Bartholdy.

Das Haus heißt nach dem preußischen Generalkonsul Bartholdy, der es im Jahre 1816 von Cornelius, Overbeck, Veith und Schadow mit Fresken hatte ausmalen lassen, die vor einigen Jahren nach Berlin gebracht wurden.

Wieder ein Schritt, und wir sind in der Via Sistina vor dem Hause, in welchem Angelika Kauffmann wohnte.

Etwas weiter ist die Villa Malta. Da gedenkt man des reizvollen Lebens, das sich innerhalb ihrer Mauern zu Anfang des Jahrhunderts abspielte, als der Kronprinz und spätere König Ludwig I. von Bayern hier Hof hielt. „Vierzig Jahre lang," sagt Gregorovius von dem Herrscher, den wir als Exkönig dem Leser bereits vorgeführt haben, „ist Villa Malta das römische Sanssouci des kunstliebendsten aller deutschen Fürsten gewesen." Hier wohnte auch eine Zeitlang Wilhelm von Humboldt, der als preußischer Gesandter einen glänzenden Kreis von Gelehrten und Künstlern um sich scharte. Auch Thorwaldsen war unter ihnen.

Den Deutschen erging es wohl, wenn Preußens Vertretung in so guten Händen war wie in denen Wilhelm von Humboldts oder seiner Nachfolger Niebuhr und Bunsen. Der letztgenannte hat das protestantische Hospital auf dem tarpeischen Felsen und das archäologische Institut geschaffen, das nun seit einem Vierteljahrhundert in einem auf Kosten des Deutschen Reiches von dem Architekten Laspeyres erbauten Hause gedeiht. Die jungen Stipendiaten, die das Reich zum Studium hierher schickt, sind unter dem Kosenamen „I ragazzi Capitolini" (die Knaben des Kapitols) bekannt. Unter Führung des Leiters und des Sekretärs des Instituts — derzeit der Archäologe

Eugen Petersen, früher Professor in Dorpat und Prag, und der Epigraphiker Hülsen, ein Schüler Mommsens — durchqueren sie Stadt, Forum und Palatin, um die Topographie des alten Rom zu lernen und die Inschriften alter Steine zu entziffern.

Zu dieser kapitolinischen Familie gehört auch Theodor Mommsen. Stets nach einigen Jahren fliegt dieser römische Adler von der Spree her zu seinem Horst zurück. Der Achtzigjährige, der schon als Jüngling Rom geliebt hat, ist in der Tiberstadt, und keineswegs von den Deutschen allein, wohlgekannt. Sein durchdringender Geist hat noch in den letzten Wintern manchen römischen Salon belebt. Weilt er in Rom, so ist er bei seinen Studien. Doch wie dieser greise Denker ganz bei der Sache ist, wenn er studiert, so ist er ganz beim Weine, wenn er die feurige Blume der lateinischen Hügel vor sich hat. Mit seinem alten Freunde Horaz sagt er: „Nunc est bibendum!“ Auch darin ist er so recht ein deutscher Mann.

Denn gern kneipen die Deutschen und insbesondere die Künstler, und wäre es auch in rauchgeschwärzten Räumen und an wurmstichigen Tischen. Ein Deutscher war ja auch jener Augsburger Domherr Johann Fugger, der auf einer Reise durch Italien seinem Diener auftrug, vorauszureisen und an jeder Osteria, wo guter Wein wäre, ein „Est“ anzuschreiben. In Montefiascone traf es sich, daß der Wein besonders gut war, und der Diener schrieb an die Schenke: „Est, est, est!“ Der Domherr nahm nun so viel von dem köstlichen Saft zu sich, daß er sich glücklich ins Jenseits hinübertrank. Auch in Rom soll es des öftern

geſchehen ſein, daß deutſche Künſtler zu viel von dem edlen Naß ſchlürften.

Wie viele deutſche Dichter und Künſtler genoſſen die Poeſie der römiſchen Oſteria in vollen Zügen! Da ſaßen ſie in den lauſchig dämmernden Zecherbuden, verträumten manche Stunde und ließen ſich zum Weine die grünen Fave (Bohnen), die man in Salz taucht, und die ſüßen braunen Ciambelle (Brezeln) ſchmecken. An Sonntagnachmittagen halten durſtige Deutſche gern Raſt in den Oſterien von Albano und Frascati. Und ſo wird manche Oſteria der römiſchen Campagna zu einem deutſchen Idyll auf italieniſcher Erde — ein Stück Deutſchland bei Rom.

Kurd v. Schlözer.

Ich ſah ihn zum letztenmal im Sommer 1893, und zwar in Wien. Um die Mittagszeit war's, als aus dem von Meiſter Ferſtel erbauten Wertheimſchen Hauſe, Ecke Schwarzenbergplatz und Kärntnerring, eine wenig elegante, aber markante Bourgeoisgeſtalt trat. Es war der mir von Rom her bekannte preußiſche Diplomat Schlözer. Er führte in jeder Taſche ſeines Überrocks eine Flaſche mit ſich und erläuterte mir ſofort die Situation. „Ich bin," ſagte er, „auf der Durchreiſe von Rom nach Berlin, leide an einer Indigeſtion, und ſo habe ich mir, um mich zu kurieren, in der Apotheke da „Zum goldenen Adler" einige Flaſchen heilkräftigen Heidelbeerweins gekauft.

Wenn Sie, Herr Doktor, je eine Indigestion haben, so empfehle ich Ihnen diesen Saft, der so würzig ist wie Bordeaux."

Der getreue Achates Bismarcks hatte aufgehört, preußischer Gesandter am Vatikan zu sein —, er trank also nicht mehr mit den Kardinälen Roms den süßen Orvieto, er trank nur noch Heidelbeerwein. Er gab mir zu verstehen, die Ära Bismarck wäre vorüber und die Ära Kneipp angebrochen, obzwar er als Feind der Askese noch nicht unter die Barfüßer, sondern nur erst unter die Heidelbeerweintrinker gegangen. Er deutete also auf den neuen hygienischen Kurs hin.

Als wir im Hofraume des „Hôtel Impérial" beim Essen saßen, kam er auch auf den neuen politischen Kurs zu sprechen, und er stärkte sich, da er doch nicht coram publico Heidelbeerwein trinken konnte, mit einem Surrogat aus dem Frohnerschen Keller, einem Bordeaux, von dem er rühmte, er wäre fast so gut wie Heidelbeerwein. Bald löste ihm der Wein die Zunge, die durchaus nicht leicht, eher etwas schwer wie die eines Nordländers war.

Er war nicht mehr Diplomat und konnte nun freier sprechen als in den früheren Tagen der Zugeknöpftheit, in denen er als einer der geschicktesten Interpreten der Bismarckschen Staatskunst an einer der exponiertesten Stellen wirkte.

Ohne Umschweife erzählte er, er, der Jünger und der Jüngere, hätte das gleiche Schicksal wie der Meister und der Ältere erlitten. Er wäre nicht freiwillig gegangen, sondern wie Fürst Bismarck gegangen worden. Er hätte sich trotz seiner siebzig Jahre auch nach Bismarcks Scheiden aus

dem Kanzleramte noch immer kräftig genug und berufen gefühlt, Vertreter Preußens bei der Kurie zu sein, doch habe ihn General Caprivi entlassen, weil der neue Kanzler in ihm einen der intimsten Mitarbeiter und den persönlichen Freund des alten Kanzlers sah. „Auch unseren Radowitz," bemerkte Schlözer, „der wie kein zweiter Diplomat die orientalische Frage mit allen ihren historischen und aktuellen Komplikationen au fond kennt und sich in Konstantinopel ausgezeichnet bewährte, wo er stets der glückliche Mittler zwischen den französisch-russischen und den österreichisch-britischen Ansprüchen war, hat der neue Herr der deutschen Reichspolitik kaltgestellt, indem er ihn nach Madrid versetzte. Dort bleibt ihm nicht viel Anderes zu thun übrig, als Hoffeste zu besuchen und zur Abwechslung einmal an dem Zustandekommen eines Handelsvertrags zwischen Deutschland und Spanien zu arbeiten. Ein Dritter von uns, Stumm, bisher Gesandter in Madrid, auch er ein Getreuer Bismarcks, ist gar weggeschickt worden, um Radowitz für den kleinen Ruheposten, den man ihm noch gönnt, Platz zu machen, und Stumm ist zu einem goldenen Exil verurteilt, das er in der Villa Rusciano in Florenz hinbringen wird. Über einem Vierten, dem Grafen Solms, Botschafter am Quirinal, schwebt gleichfalls das Damoklesschwert der Entlassung. General Caprivi hätte sich also unserer Aller, in denen er Schergen Bismarcks sah, glücklich entledigt. Nun darf der Kanzler das Erbe seines Vorgängers ohne dessen Mitarbeiter verwalten, auf seinen eigenen Geist gestellt, der sich erst zu bewähren hat, und von allen Traditionen, aller geschichtlichen Entwicklung losgelöst, mag er in eine graue Ferne steuern. Ich fürchte, das Reichsschiff könnte unter der

Hand dieſes Steuermanns, der nur ein General zu Lande und vielleicht nicht einmal ein guter iſt, manches Leck bekommen."

Schlözer hatte mit Verbitterung geſprochen. In jedem Satze machte ſich der Laudator temporis acti geltend.

Seine ganze Art zu denken und zu reden war die eines ſelbſtgemachten Mannes. Man konnte ihn nach ſeinem Äußern, wenn man überhaupt einen Diplomaten vermutete, eher für einen demokratiſchen Vertreter der Vereinigten Staaten von Amerika oder der Schweiz als für einen Mandatar Preußens halten. In ſeinem Anzuge war er mehr als einfach. Wo er ſich wohl dieſen Defekt angeeignet hat? Vielleicht gerade in Rom, wo es unter den Würdenträgern der Kurie neben eleganten Primadonnen der Staatskunſt Monſignori in fadenſcheinigen oder gar fleckigen Talaren giebt.

Schlözer war der ſchlaueſte im diplomatiſchen Korps an der Kurie, zugleich der bürgerlichſte. Er hatte die Hoſen aufgeſchürzt, auch wenn der Boden trocken und der römiſche Himmel noch ſo blau war. Und ſah man gar ſeine Halsbinde, ſo mochte man ſich fragen: Wen läßt Excellenz Schlözer die Kravatten tragen, ſo lange ſie neu ſind? . . . .

Er war nicht zum erſtenmal in Wien. Der Geſandte am Vatikan war gewöhnt, Jahr für Jahr von Rom nach dem deutſchen Norden zu ſteuern. Da machte er immer in Wien Halt, um den Grafen Kalnoky, ſeinen alten Freund, und den Nuntius Galimberti, ſeinen Partner in der Beilegung des Kulturkampfs, zu beſuchen. Gerade den Abend zuvor war er Gaſt Kalnokys im „Stöckel" in Schönbrunn, der

Sommerresidenz des österreichisch-ungarischen Ministers des Äußern, gewesen. Er konnte nicht umhin, den Herrn des Hauses vom Ballplatze zu rühmen, der nun nach Bismarcks Entlassung und nach Crispis Sturze der eigentlichste Führer des Dreibundes geworden wäre. Da es Caprivi noch nicht gelungen wäre, sich in ein autoritatives Verhältnis zu Europa zu setzen, wollte Schlözer den wirklichen Nachfolger Bismarcks auf dem Felde der europäischen Politik in Kalnoky sehen, dem nun Caprivi Gefolgschaft leiste, wie sie früher Kalnoky dem Fürsten Bismarck als der überragenden Intelligenz geleistet. Er hätte es, meinte Schlözer, an der eigenen Person gespürt, wie Deutschland seit Bismarcks Sturz an Ansehen verloren. „Wer wollte leugnen," sagte er, „daß Deutschland die Herrschaft Bismarcks manchmal wie den Druck eines bleiernen Despotismus empfand? Aber wenn der wuchtige Daumen dieses Riesen auf einen Kopf drückte, so hörte man es wenigstens in dem ganzen Weltteile klingeln. Wir deutschen Diplomaten alle, nur bescheidene Vollstrecker seines Willens an den ausländischen Höfen, fühlten uns stark in dem Dienste, den wir dem mächtigsten Staatsmanne und dem mächtigsten Vaterlande thaten. . . . . Das ist anders geworden, seitdem er gegangen. Wir konnten nicht mehr im Namen einer überwältigenden Individualität sprechen, und man achtete im Vatikan auf meine Stimme nicht mehr wie früher. Ich spürte an meinem Sinken Deutschlands Sinken. Die gleiche Erfahrung mögen alle anderen deutschen Diplomaten gemacht haben. . . .

Schlözer hatte sich nur schwer von Rom getrennt. Er hing auch an dem idealen und künstlerischen Gehalte

der ewigen Stadt. Er wußte, daß unter seinen Vorgängern, den preußischen Gesandten am Vatikan, manch eine Größe der deutschen Wissenschaft gewesen. Er sagte sich: „Weh' dir, daß du ein Enkel bist," und knüpfte wenigstens an die intellektuellen Bedürfnisse dieser Männer höchsten Geistes an. Und dann war er ja der wirkliche Enkel August Ludwig Schlözers, des Göttinger Historikers, wie denn in seiner Familie überhaupt ein Hang zu wissenschaftlicher Forschung vorhanden war. Hatte sich doch sogar Schlözers Tante Dorothea, spätere Gattin des Lübecker Bürgermeisters Rodde, schon als Siebzehnjährige auf Grund ihrer nicht gewöhnlichen Gelehrsamkeit den Doktorhut geholt.

Auch Kurd v. Schlözer schaute, als er in den diplomatischen Dienst trat, bereits auf eine ehrenvolle litterarische Vergangenheit zurück. Ein Sohn Lübecks, wo er im Jahre 1822 zur Welt kam, hatte er mit Liebe die Geschichte der Hansa erforscht. Aber auch die Geschichte Rußlands interessierte ihn, und diese Neigung hatte er von Großvater und Vater übernommen. Kurd von Schlözer war den Anfängen deutschen Lebens im baltischen Norden nachgegangen und konnte es nicht mit Gleichgiltigkeit ansehen, wie sehr die Ostseeländer von Rußland bedrängt wurden. . . .

Als er im Jahre 1864 als preußischer Legationsrat unter Graf Arnim nach Rom kam, ward er in dem Kreise der am Tiber ansässigen deutschen Gelehrten als ein Mitstrebender begrüßt. Bald schloß er sich an den ungefähr gleichaltrigen Ferdinand Gregorovius an, den er gern begleitete, wenn der deutsche Geschichtschreiber die

Monumente Roms zu beſehen ging. Wie einſt Bunſen Gregorovius' erſte litterariſche Pläne gefördert und ihn durch Intervention bei der preußiſchen Regierung, die ihm ein Stipendium gewährte, aus drückendſter Armut geriſſen hatte, ſo erwies ſich auch Schlözer dem unabhängigen Manne und Forſcher nützlich, der noch immer mit den Nöten des Lebens zu kämpfen hatte. In Gregorovius' Tagebüchern leſen wir:

„Rom. Schlözer kam aus Berlin zurück, wo er meine Sache ſelbſt in die Hand genommen und ſich als wahrer Freund bewieſen hat."

Im Jahre 1869 ging Schlözer als Geſchäftsträger nach Mexiko. Damals ſchrieb Gregorovius: „Er hat Rom nach einem Aufenthalte von fünf Jahren mit großem Trauern verlaſſen, und ſo ſahen auch wir ihn ungern ſcheiden. Es iſt übrigens gut, daß ſich Schlözer den Salons in Rom entriſſen hat. Er arbeitete nichts mehr, las nie mehr ein Buch, kaum eine Zeitung." — Sehnſuchtsvoll dachte Schlözer in ſeinen Briefen an Rom zurück. Als dieſer im Mai 1870 für einen Augenblick zu den römiſchen Freunden kam, bemerkte Gregorovius: „Er war berauſcht von Entzücken, ſich in Rom wiederzufinden. Er iſt begeiſtert von der Machtentwicklung Deutſchlands auch jenſeits des Ozeans, wo der Großhandel in den Händen der Deutſchen ſei."

Auf die Verbannung nach Mexiko, wo Schlözer nur zwei Jahre verblieb, folgte 1871 die Beförderung zum Geſandten des Deutſchen Reiches in Waſhington. Entſprechend ſeinem demokratiſchen Naturell, fand er ſich bald in der Geſellſchaft der Bundesſtadt zurecht. Aber er blinzelte

doch von dem imitierten Kapitol Waſhingtons zu dem Kapitol am Tiber hinüber.

Er blieb auch in der Ferne ein civis Romanus. Über den Ozean ließ er manch ſüßes Schreiben zu den kapitoliniſchen Gänſen flattern, die er in früheren Jahren in den römiſchen Salons hatte ſchnattern gehört, und die ihn, wie der Freund klagte, am Leſen der Bücher, ja ſogar der Zeitungen verhindert hatten.

Wie war er glücklich, als ihn im Jahre 1882 Fürſt Bismarck, feſt entſchloſſen, den verſöhnlichen Intentionen Leos XIII. Preußen gegenüber gerecht zu werden, zum Geſandten am Vatikan erſah! Mehr als Andere wußte Schlözer jene Imponderabilien zu ſchätzen, die es ſchon in den Tagen Machiavellis auch dem gediegenen und gehaltvollen Staatsmanne zur Notwendigkeit machten, im Verkehre mit windigen, eitlen, nichtsſagenden Diplomaten ſelber eitel und nichtsſagend zu erſcheinen. Gewiß verhandelte Schlözer am liebſten mit dem Papſt ſelbſt, denn hier ſtand einem ſachlichen und tüchtigen Manne ein ſachlicher und tüchtiger Mann gegenüber. Doch auch auf den Ton der Kardinäle wußte der proteſtantiſche Diplomat ſeine Rede zu ſtimmen, und ſcherzweiſe nannte man ihn „Il cardinale Schloezer“.

Die müßigen Stunden des einſtigen Legationsrats in den römiſchen Salons waren alſo nicht verloren. Violette Monſignori wollen manchmal wie Damen behandelt ſein, und ſo verſtand es Schlözer mit ihnen zu kokettieren. Der Legationsrat hatte noch das letzte Röcheln der ſterbenden weltlichen Papſtherrlichkeit vernommen. Nunmehr Geſandter Preußens, mochte er darüber ſtaunen, daß eine Herrſchaft,

die Jahrhunderte gedauert hatte, schon so tot war, daß sie Jahrhunderte tot zu sein schien. In unserer Zeit des Dampfes und der Elektrizität vollbringen Jahre das Geschäft von Jahrzehnten, Jahrzehnte das Geschäft von Jahrhunderten. Der preußische Diplomat ging mit scheinbarer Verständnisinnigkeit auf die Jeremiaden der Kurie über Vergewaltigung seitens Italiens ein, doch in Wirklichkeit ermüdete ihn das ewige Einerlei, das geradezu Stereotype der Klagen, die das bedrängte Papsttum nach regelmäßigen Pausen immer von neuem ausstößt. Und nicht nur den politischen Begehrlichkeiten, sondern auch den zeremoniellen Ansprüchen, die der Vatikan an die bei der Kurie beglaubigten fremden Würdenträger stellt, die doch alle Katholiken waren, kam der Protestant entgegen. Doch wenn er, ermüdet und verwirrt von dem Festapparat des geistlichen Rom, in sein Heim im Palazzo Capranica zurückkehrte, mochte er mit Goethe empfinden, „daß diese Herrlichkeit mehr nimmt als giebt."

Die vatikanische Gesellschaft der Achtziger-Jahre war dazu von allen feineren Genüssen losgelöst. Schlözer durfte mit Wehmut an eine Vorzeit denken, da es Kardinäle vom künstlerischen Schlage eines Albani gab. Und hatte nicht noch der Legationsrat Schlözer den Vatikan von einer raffinierteren Genußseite kennen gelernt? Das war vorüber. Der preußische Gesandte hatte nicht nur eine neue Zeit, sondern auch neue Männer angetroffen: Monsignori ohne höheren geistigen Wuchs, ohne künstlerisches Empfinden, von kleinen politischen Ambitionen und Intriguen. Wenn Schlözer geistige Anregung suchte, so fand er sie bei den deutschen Freunden, die sich nach altem Brauche für den

Winter einstellten. Noch immer tauchte Jahr für Jahr hinter den grünen Büschen des Pincio die weiße Mähne Liszts auf — und Gregorovius pilgerte von seinem neuen Wohnsitze München mit der Devotion eines Romgläubigen zu den Göttern am Tiber, die ihn zu so hohen Dingen inspiriert hatten. Auch in dem Kreise der Künstler fand Schlözer, in dem etwas von einem Bohémien stak, wahrhafte Befriedigung.

Auch den Verkehr mit den deutschen Kirchenfürsten, die ad limina wallten, mußte er in seiner diplomatischen Stellung pflegen. Als den staatsklügsten von allen hörten wir ihn den Kardinal Fürstbischof Kopp von Breslau rühmen. Kopp aber, sagte er, wäre so ehrgeizig, daß er vielleicht gar von der Tiara träume.

Von den deutschen Kardinälen Roms war ihm Fürst Hohenlohe am nächsten, der feinsinnige Weltmann ohne hierarchische Pose, ohne politische Alluren. Gern sprach Schlözer bei Sr. Eminenz in der Villa d'Este in Tivoli vor, wo er auch Liszt zu begegnen pflegte. Der Legationsrat Schlözer hatte mit Gregorovius die ganze Metamorphose Liszts vom Weltkinde zum Geistlichen als teilnehmender und lächelnder Zeuge begleitet. Der preußische Diplomat biß sich in die Lippen, als er den Don Juan sich in einen Abbé verwandeln sah. Er witzelte, als der Virtuose in aller Gemütsruhe den Weg vom Konzertsaale in die Kathedrale zurücklegte.

Weniger freundlich als zu Hohenlohe war Schlözers Verhältnis zu den Kardinälen Melchers und Ledochowski. Letzterer namentlich, der Kulturkämpfer par excellence, legte, noch verbittert von der Kerkerhaft in Ostrowo, dem

preußischen Gesandten, dem Schlichter des Kulturkampfs, manchen Knüppel in den Weg. Der Exprimas von Posen, dessen Licht in den ersten Jahren Leos XIII. unter dem Scheffel stehen mußte, intriguierte von seiner Zelle auf Araceli gegen den Abschluß des Friedens zwischen Preußen und der Kurie.

Es gehörte zu Schlözers Obliegenheiten, über die Engelsbrücke zu wandern, um die spröden Herzen der Kurie dafür zu stimmen, daß Preußen nicht allzu große Konzessionen der ungenügsamsten und anspruchvollsten aller Mächte einzuräumen hätte. Noch auf dem Wege zum Papste oder zum Staatssekretär Sr. Heiligkeit konnte er alle Für und Wider mit Muße überdenken, denn er ging, wenn das Wetter schön war, zu Fuß, und er trabte, wenn es regnete, in der allersimpelsten und allerlangsamsten Droschke. Wer hätte vermuten sollen, daß auf so elendem Karren der souveräne und ungeduldige Wille Bismarcks demütig dahinschlich? .... Das bronzene Thor des Vatikans ist erreicht. Die Schweizer sehen respektvoll zu, wie der Gesandte Preußens bedächtig die Hosen herabschürzt, und nun geht's in den Hof von San Damaso. Jacobini ist zwar Staatssekretär, doch ihn quält die Gicht, und so waltet des Amtes der Sekretär des Sekretärs im Namen des Staates, der kein Staat mehr ist. Das ist Monsignore Galimberti, der zukünftige Mächtige in Wien und noch zukünftigere Ohnmächtige in Rom. Monsignore ist als Diplomat Autodidakt — Schlözer hat einst als Gesandtschaftssekretär unter Bismarck in Petersburg die Schule des größten Meisters der Staatskunst genossen. Galimberti brennt von Ehrgeiz, und Schlözer weiß sich

das nutzbar zu machen. Galimberti ist schlau, Schlözer vielleicht schlauer. Schwer zu sagen, wer mehr nachgegeben hat, um die Maigesetze zu revidieren und die Spuren des Kulturkampfs auszulöschen, ob Kurie oder Preußen. Fürst Bismarck maskierte seinen Rückzug, und so that auch die Kurie.

Die Verhandlungen fanden oft inter pocula statt. Schlözer liebte einen guten Tropfen, und der Wein der Castelli Romani und namentlich der Jacobinischen Gärten in Genzano ist gut. „Il cardinale Schloezer" tafelte und pokulierte häufig im Landhause des Staatssekretärs in Genzano. Hier entschieden der kleine dicke Kardinal mit dem Vollmondsantlitze und der hagere Ketzer aus Preußen über die Geschicke der acht Millionen preußischer Katholiken. Und als die Gicht den kleinen Kardinal weggerafft hatte, blieb Monsignore Galimberti den Satzungen seines Vorgesetzten getreu und beriet weiter inter pocula mit dem preußischen Gesandten.

Niemals war Schlözer im Vatikan so gern gesehen wie im Winter 1886. Der Papst hatte auf Einladung des Fürsten Bismarck das Schiedsrichteramt in dem deutsch-spanischen Konflikte betreffs der Karolinen übernommen. Ein Dankschreiben des Reichskanzlers und nun auch Ritters des päpstlichen Christus-Ordens begann mit der Anrede „Sire". Leo XIII. war, als ihm Schlözer den Brief überbrachte, außer sich vor Freude. Aus der Titulatur „Sire" wollte der Vatikan die indirekte Anerkennung seiner Ansprüche auf die Souveränetät über den Kirchenstaat herauslesen.*) Wie groß war nun die Enttäuschung, als

*) Diese Angabe entnehmen wir einer Veröffentlichung des mit

Deutschland die Bande mit dem „kirchenräuberischen“ Italien immer fester knüpfte!

Schlözer besuchte auch als Gesandter viel die Salons, in denen sich Monsignori und adelige Damen zusammenfinden. Wenn er aber auch bei schönen Frauen anfragte, um zu wissen, was sich ziemt, so wollte er doch den Einfluß des bel sesso aus der Sphäre der Politik ausgeschlossen wissen. Einmal hörten wir ihn sagen: Preußen und Italien seien groß geworden, weil in diesen Ländern die Frauen nicht gewagt hätten, sich in die Politik zu mischen. Dagegen sei der Untergang des französischen

---

vatikanischen Dingen wohl vertrauten Publizisten De Cesare in der „Nuova Antologia“ (Juni 1894). De Cesare erzählt ferner:

Schon als Kardinal Rampolla im Sommer 1887 Staatssekretär wurde, begann der Stern Deutschlands im Vatikan zu sinken. Schlözer, der es verstanden, zu Jacobini und Galimberti so gut zu stehen, hatte an Rampolla einen persönlichen Widersacher, der unmittelbar und mittelbar in Berlin Schlözers Abberufung betrieb. Bismarck jedoch wollte von dem Manne seines Vertrauens nicht lassen. Im Vatikan war man naiv genug, Schlözer für Kaiser Wilhelms II. Reise nach Rom im Herbst 1888 mitverantwortlich zu machen. Es hatte dem preußischen Gesandten viel Mühe gekostet, mit dem Staatssekretär des Papstes die Modalitäten des kaiserlichen Besuches im Vatikan zu vereinbaren. De Cesare mag dafür einstehen, wenn er behauptet, man habe anfangs im Vatikan für die Begegnung zwischen Papst und Kaiser eine den letzteren demütigende Form in Aussicht genommen. Der Papst hätte auf einem Thron, der Kaiser auf einem Schemel Platz nehmen sollen. Man wurde nachgiebiger: Der Papst sollte sich auf einem höheren, der Kaiser auf einem niedrigeren Sitz niederlassen. Schlözer jedoch habe darauf bestanden, daß der Papst den Kaiser als seinesgleichen behandle. So empfing Leo XIII. Wilhelm II. in seiner Privatbibliothek, und drei gleiche vergoldete Fauteuils standen für Papst, Kaiser und Prinzen Heinrich bereit. Dem Besuche im Vatikan war ein Mahl bei dem preußischen Gesandten vorausgegangen.

Kaisertums auf Frauenlaunen zurückzuführen, und auch in Petersburg habe er während seiner diplomatischen Wirksamkeit die Frauen unheimlich intriguieren und die Diktatur in der Politik anstreben gesehen. Die sogenannte französisch-russische Allianz sei die hysterische Tochter parfümierter Frauen, sei in den Pariser und moskowitischen Boudoirs geboren.

Schlözer war Hagestolz. Da auch Graf Solms, Botschafter am Quirinal, unbeweibt war, so bot sich der deutschen Kolonie der ungastliche Anblick eines diplomatischen Dioskurenpaares von Hagestolzen. Unter diesem Mangel an Frauen hatte die deutsche Geselligkeit Roms, die in Keudells

---

De Cesare berichtet, der Kaiser, der zur Rechten den Kardinal Rampolla, zur Linken den Kardinal Hohenlohe hatte, hätte sich fast nur mit Letzterem unterhalten. Der so von der Ungnade des Kaisers getroffene Staatssekretär Sr. Heiligkeit und Vertreter der Franzosenpartei am Vatikan wäre in peinlichster Verlegenheit gewesen und hätte nur frostig zu lächeln vermocht. Rampolla habe sich, noch ehe der Kaffee serviert wurde, in Gesellschaft des Unterstaatssekretärs Mocenni davongemacht, um den Papst, bevor der Kaiser im Vatikan eingetroffen wäre, von dem Verlaufe des Mahles zu unterrichten. Daß der Kaiser der Intention Leos XIII., sich über die Leiden des Heiligen Stuhls zu unterhalten, nicht entgegenkam, habe den Papst tief verstimmt. Der Kaiser verabschiedete sich, so schnell er nur konnte. Der Gegenbesuch zumal, den der Kaiser dem Kardinal-Staatssekretär machte, war rein formaler und allerkühlster Natur De Cesare will wissen, der Kaiser habe sofort nach seinem Eintreffen im Quirinal Schlözer zu sich beschieden und sich ihm gegenüber beklagt, daß der Papst ganz gegen die getroffenen Vereinbarungen, zufolge deren keine Rede von Politik sein sollte, gerade diese zum Gegenstande des Gesprächs gemacht. Im Vatikan wiederum hätte man den preußischen Gesandten beschuldigt, er wäre leichtsinnig vorgegangen, da er dem Kaiser den Besuch beim Papst als rein konventionellen Akt empfohlen.

Hause in voller Blüte gestanden, nicht wenig zu leiden. So übernahmen die beiden österreichischen Botschafter Baron Bruck und Graf Revertera, die nicht nur Frauen, sondern sogar Töchter hatten, die Führung, und es spiegelte sich auch in dieser Erscheinung das Bild der politischen Weltlage, in deren Mittelpunkt die Allianz Deutschlands und Oesterreich-Ungarns stand. . . .

Dem alten Junggesellen Schlözer war es leicht, den Übergang vom Salon zur Kneipe zu finden. Seiner deutschen Natur gefiel es so recht, in die Osterien vor die Thore der Stadt zu wandern.

Wie liebte Schlözer Rom! Es war ein harter Schlag für ihn, seines römischen Postens enthoben zu sein.

Nach Berlin siedelte er mit dem Vorsatze über, immer wieder nach Rom zurückzukehren und wie alle guten Deutschen seit Goethes Tagen einen vollen Trunk aus der Fontana Trevi zu thun. — Als ihn die Freunde aus Rom scheiden sahen, ahnten sie nicht, daß sie dem Greise mit den noch rosigen Wangen zurufen sollten: „Moriturum te salutamus!“

Am 13. Mai 1894, nicht ganz ein Jahr nach seinem Abgange von Rom, starb er in Berlin.

Zwei deutsche Kardinäle.

(Hohenlohe und Melchers.)

I.

Aus dem zwölften Jahrhundert stammt eine Prophezeiung, angeblich von Erzbischof Malachia, die sich auf das Ende des Papsttums bezieht, mit dem auch Roms

Ende zusammenfallen würde. In symbolischen Ausdrücken wird über die letzten Päpste geweissagt. Da heißt es, es werde kommen „Crux de Cruce“. Man deutete dies auf Pius IX., der Kreuz vom Kreuze Savoyens*) wäre. Dann „Lumen in coelo“. Man erkannte darin Leo XIII., dessen Familienwappen einen Kometen führt. Dann werde der Kirche ein „Ignis ardens“, ein brennendes Feuer, erstehen. Es gab nun Leute, die dem deutschen Kardinal schmeichelten, Malachia hätte auf ihn als auf den Nachfolger Leos XIII. hingewiesen, denn aus dem Namen Hohen-Lohe lodere Lohe.

Es waren mehr witzige als wahre Interpreten, die so den alten Malachia für eine große Zukunft des deutschen Kirchenfürsten ausbeuten wollten. Kardinal Hohenlohe, ein Mann ohne stürmende Ambitionen, glaubte am wenigsten an solch ein Horoskop und sagte: „Se non è vero, è ben trovato“.

So wenig ehrgeizig war er, daß er, weit entfernt, die Welt beherrschen zu wollen, nicht einmal auf großen Einfluß innerhalb der Kirche hielt. Und wie es sich oft ereignet, daß diejenigen, die sich nicht vordrängen, im Hintergrunde bleiben, so war es auch bei ihm. Zu stolz, um zu raten, wenn er nicht gefragt ward, sah er sich schließlich im Vatikan „kaltgestellt“. Der Jesuitismus, der mit Kardinal Rampolla auch in die Staatskanzlei eingezogen, war ihm nicht grün. Der deutsche Kardinal, der im Herbst 1896 aus dem Leben geschieden, stand in den letzten Jahren

*) Dieses Haus führt ein Kreuz im Wappen. — „Kreuz vom Kreuze“ mit Bezug auf die Entthronung Pius' IX. durch Viktor Emanuel.

isoliert inmitten einer hierarchischen Gesellschaft, die, voll politischer Streberei, sich von allem Edleren losgesagt hatte.

* * *

Ungewöhnlich jung, wenig über vierzig alt, hatte Hohenlohe 1866 von Pius IX., der dem fürstlichen Monsignore wohlwollte, den Purpur empfangen. Er war geheimer Almosenier des Papstes und hatte ihn in jenen traurigen Tagen begleitet, als Pius IX. nach Gaeta ins Exil zu gehen genötigt ward.

Doch nicht immer unterhielt er ein freundliches Verhältnis zu jenem Papste. Als während des Kulturkampfs Fürst Bismarck den deutschen Kardinal zum preußischen Gesandten bei der Kurie bestellen wollte, ward Se. Eminenz von Sr. Heiligkeit rundweg abgelehnt. Es gab eine Zeit der ärgsten Spannung zwischen Papst und Kardinal. Der Papst hatte eigentlich aufgehört dem Fürsten Hohenlohe hold zu sein, bald nachdem er ihm den roten Hut verliehen. Die Feindschaft des Kardinals gegen die Jesuiten, deren Gefangener Pius IX. war, als er noch nicht seine „vatikanische Gefangenschaft" angetreten hatte, datiert schon aus den Jahren vor dem vatikanischen Konzil. Dreißig Jahre ist Fürst Hohenlohe Kardinal gewesen und fast ebenso lange ein Hasser und ein Verfolgter der Söhne Loyolas.

Die Jesuiten konnten es ihm nicht verzeihen, daß er den Großmeister der theologischen Wissenschaften in Deutschland, Ignaz v. Döllinger, zu bewundern den Mut hatte, daß er während des Konzils einen Freund Döllingers, den späteren Altkatholiken Professor Friedrich aus München, als Konsiliarius in seiner Nähe hielt. Zu so scharfen

Auseinandersetzungen kam es zwischen Hohenlohe und den Herren des Vatikans, den Jesuiten, daß er sich eines Tages erinnerte, längst Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst gewesen zu sein, ehe er römischer Kardinalpriester geworden. Und so schnürte er sein Bündel, sagte Rom Ade und machte sich nach Schillingsfürst auf. Da er aber die Beschlüsse des Konzils angenommen hatte, die in dem Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes gipfelten, kam es wenigstens nicht zum äußeren Bruche zwischen ihm und Rom.

Der preußische Gesandtschaftsposten, zu dem Pius IX. den deutschen Kirchenfürsten im Jahre 1872 nicht zugelassen, war unbesetzt geblieben und 1874 ganz aufgehoben worden. Hohenlohe weilte lange fern von Rom. Erst in den letzten Jahren Pius' IX., erst nach Kardinal Antonellis Tode war er wieder zurückgekehrt. Während der ersten Regierungsjahre Leos XIII. spielte er vorübergehend eine Rolle. Die Freundschaft der Kurie mit Preußen stand damals in vollen Garben. Der Staatssekretär Kardinal Franchi, der die Versöhnung Roms mit dem König von Preußen auf sein Programm geschrieben, holte sich manchmal bei Hohenlohe Rat.

Franchis Herrlichkeit währte nur kurz. Er starb eines plötzlichen Todes, und die Leute munkelten, er wäre vergiftet worden. Hohenlohe selbst war überzeugt, daß Franchi und nach ihm die Kardinäle Schiaffino und Galimberti, die wegen ihrer Versöhnlichkeit die Zielscheibe des Hasses der Jesuiten waren, von diesen aus dem Wege geräumt worden wären.

Der deutsche Kardinal, von dem man auch wußte, daß er zu Crispi, zu den Machthabern des Quirinals über-

haupt und sogar zu dem Hause Savoyen vertraute Beziehungen hatte, lebte in steter Angst, er könnte durch Gift beseitigt werden. Dieser Besorgnis gab er auch seinen Freunden gegenüber Ausdruck.

Er war in den letzten Jahren Erzpriester von Santa Maria Maggiore. Nur in dieser Kirche, wo er gleichsam Hausherr war, las er ohne Sorge die Messe. Sollte er aber in einer anderen Kirche celebrieren, so führte er seinen eigenen Kelch mit, den er selbst mit Wein gefüllt und mit einem Schlüssel verschlossen hatte. „Man kann," pflegte er zu sagen, „in Rom nicht genug vorsichtig sein, insbesondere wenn man Kardinal und versöhnlich ist."

Im Frühling 1895 hatte er an einem Mahle im Hause des italienischen Ministers des Äußern, Baron Blanc, teilgenommen. Es drang in die Öffentlichkeit, daß er auf das Wohl seines Tischnachbars, des Minister-Präsidenten Francesco Crispi, getrunken hätte. Die Intransigenten donnerten gegen ihn. Der Papst ließ ihn zu sich rufen. Wie es allgemein hieß, kam es zu einer erregten Scene zwischen Papst und Kardinal. Dieser verließ für einige Zeit Rom, um sich in einem stillen Orte Umbriens von den Intriguen zu erholen, die seine Feinde gegen ihn spannen. . . . .

Er war eine durch und durch vornehme Natur, war kein homo politicus. Er hatte nichts Pfäffisches an sich. Lieber als in Rom war er in seinem Tivoli. Dort in dem herrlichen Garten von Villa d'Este lustwandelte er gern mit seinem Freunde Franz Liszt unter den Jahrhunderte alten Cypressen. Dort unter den Pinien und Lorbeergebüschen, unter den Grotten und Wasserfällen fühlte er sich heimisch.

Wie einst Kardinal Ippolito d'Este, der Erbauer dieser Villa, im sechzehnten Jahrhundert Gäste aus aller Herren Ländern empfing, so war auch Kardinal Hohenlohe gewöhnt, Freunde und Fremde in dem Renaissancepalaste zu begrüßen, den ihm der Herzog von Modena für Lebzeiten überlassen hatte. Betrat man die Villa, über deren Eingang das deutsche Wappen prangte, so fiel sofort die Büste Liszts auf. Hier pflegte der Löwe des Piano in stillen, zaubervollen Nächten durch sein mächtiges Spiel die Geister der Campagna zum Leben aufzurufen. „Tivoli" betitelt sich ein Gedicht Heinrich Vierordts, wo es heißt:

„Im Mondlicht schlummert silberbleich
Der Villa d'Este Märchenreich.

Cypressen flüstern in der Nacht ....

Der Springborn plätschert wie verträumt ....

Von oben aus der Villa tönt's,
Bald zitternd bebt's, bald donnernd dröhnt's.

Bald bricht es durch wie Himmelsglanz,
Bald rast es wie Zigeunertanz.

Den Tasten raubt den wilden Ton
Franz Liszt, der Puszta kühner Sohn.

Dämonisch braust der Klänge Strom —
Als Hörer lauscht der Papst von Rom;

Vom Zauber wie versteint er träumt —
Die Pinie rauscht, das Wasser schäumt;

Uralte Stimmen fallen ein;
Der Garten glänzt im Mondenschein."

Um keinen Preis hätte der deutsche Kardinal seine Villa d'Este mit dem Vatikan vertauscht. Stolz sagte er: „Ognuno è Papa in casa sua." (Jeder ist Papst in seinem Hause.)

II.

Ganz im Gegensatz zu dem vornehmen Weltmann Hohenlohe erscheint Kardinal Melchers, der ihm im Tode kurz vorausging, ein Eiferer, ein Streiter, dessen Name in den siebziger Jahren in aller Munde war. Rom beherbergt jetzt nur noch den einen Märtyrer des Kulturkampfs, jenen Ledochowski, der einst Erzbischof von Posen war.

Es wird nicht der Kardinal selbst die vielen Legenden genährt haben, die über seine Gefangenschaft im Umlauf waren. Französische deutschfeindliche Federn verbreiteten geflissentlich, Melchers wäre gezwungen gewesen, seine Haft mit Dieben und Mördern zu teilen, und hätte in den Registern des deutschen Gefängnisses unter dem Namen „Paul Melchers, Strohflechter" figuriert. . . . .

Eine merkwürdige Fügung des Schicksals wollte es, daß die zwei Kirchenfürsten, die beide Opfer des Kulturkampfs sein und nach Rom verschlagen werden sollten, zusammen ihren Huldigungseid vor jenem Monarchen leisteten, den Pius IX. später in seiner Leidenschaft als ein Wesen definierte, das halb Diokletian und halb Attila wäre. Im April 1866 hatten Dr. Melchers und Graf Ledochowski im Palais zu Berlin dem Könige von Preußen gleichzeitig Treue geschworen. Der neue Erzbischof Melchers von Köln sagte: „Überzeugt, daß die Verhältnisse von Staat und Kirche nur dann segensreich und gedeihlich sich entwickeln, wenn die beiderseitigen Organe in Frieden und Eintracht nach dem gemeinschaftlichen Ziele zusammenwirken, werden wir stets — wir geloben es gern — uns

angelegen sein lassen, soweit es in unseren Kräften steht, diesen Frieden und diese Eintracht aufrecht zu erhalten."

Wie anders gestalteten sich die Dinge! Staat und Kirche zerfielen mit einander. Zwischen dem Temperament des Fürsten Bismarck und dem Eigensinn Pius' IX. gab es keine Brücke. Der eine promulgierte die Maigesetze, der Andere verdammte sie.

Doch zuvor soll mit einem Worte der Rolle gedacht sein, die Melchers in den ersten Jahren seiner erzbischöflichen Würde auf dem vatikanischen Konzil spielte. Er, der früher mit freidenkerischen Theologen der Bonner Universität Fühlung gehabt und sich der Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas wenig geneigt gezeigt hatte, ließ sich nun von den Jesuiten ins Schlepptau nehmen. Schwäche und Romantik hatten bei ihm mitgewirkt, wenn er zu einem der brünstigsten Vertreter der Infallibilität avanciert war. Schwäche und Romantik! — ganz so wie bei Pius IX.

Man kennt die Scene aus dem vatikanischen Konzil, die zeigen sollte, daß sich die Natur selbst für die Unfehlbarkeit begeisterte:

Ein Gewitter geht über Rom nieder. Es zucken Blitze — es erdröhnen Donner. — Es ist ganz so wie am Sinai. Wie konnte Pius IX. diese majestätische Sprache, die nun die Natur führte, nachdem so viele Fürsten der Kirche für und gegen die Unfehlbarkeit gestritten, anders auslegen, als daß der Himmel den römischen Papst für unfehlbar erklärte? Es tauchten in ihm in diesem feierlichsten Augenblicke seines Lebens, in welchem er sich Gott näher als den Menschen fühlte, biblische Reminiscenzen an Moses und Aaron auf: Wie auch damals vor Tausenden

von Jahren der Herr durch Wolken bei Rauch und Feuer unter Posaunentönen zu Israel gesprochen . . .

Auch Erzbischof Melchers glaubte diese Zeichen des Himmels verstehen zu müssen. Saulus hatte sich zu Paulus entwickelt und focht fanatisch für die neue Sache.

Es war logisch, wenn der Prophet der Infallibilität zum Kulturkämpfer wurde.

Erzbischof Paulus von Köln bekämpfte nun die preußische Staatsgewalt leidenschaftlich und trieb es so weit, daß er ihr zum Trotze im Herbst 1875 seiner Diözese heimlich den Rücken kehrte. Im Juli 1876 wurde er durch den Königlich preußischen Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten seiner Würde entsetzt. Neben ihm und Ledochowski fielen fünf andere preußische Bischöfe den Maigesetzen zum Opfer.

Melchers konnte noch, solange Pius IX. lebte, von dem belgischen Limburg aus, wo er ein Asyl gefunden, mit einigem Erfolge gegen die preußische Regierung conspiriren. Als aber Leo XIII. auf den Thron kam, war es mit dem vatikanischen Programm der Unversöhnlichkeit zu Ende. Der Entschluß des Königs von Preußen, den seit 1872 abgebrochenen diplomatischen Verkehr mit der Kurie wiederherzustellen, wie es die am 14. Juli 1880 im preußischen Abgeordnetenhause verlesene Thronrede in Aussicht nahm, bedeutete den vorletzten Akt des dem Ende zueilenden Kulturkampfs. 1882 ward die Gesandtschaft realisiert, und die diplomatische Thätigkeit des gewandten Schlözer grub allen geistlichen Kulturkämpfern den Boden ab.

Melchers begab sich, da das Kölner Erzbistum für ihn verloren war, im Jahre 1884 nach Rom. Einige Tage nachdem Papst Leo XIII. ihm die Genugthuung gewährt hatte, ihn zum Kardinal zu kreiren, präkonisierte er den Bischof Krementz von Ermeland zum Erzbischof von Köln.

Gegenüber dem früheren Metropoliten des rheinischen Rom bekannte sich der Papst in einer Epistel offen dazu, daß er die letzten Steine, die noch auf dem Wege zwischen Preußen und der Kurie lägen, weggeräumt wissen wolle.

In Leos XIII. Schreiben hieß es: „... So werden wir für die deutsche Nation zu wirken fortfahren inmitten der Hindernisse aller Art, denn unsere Seele wird niemals Ruhe finden, solange der kirchliche Friede in Deutschland nicht wiederhergestellt ist. ... So werden die Gläubigen, dank ihrer Haltung und dank ihrer vollen Unterwerfung unter die Gesetze, welche nicht im Widerspruche mit dem Glauben und den Pflichten gegen die katholische Kirche stehen, sich würdig zeigen, die Wohlthaten des Friedens wieder zu erreichen und lange zu genießen.“ ...

Melchers also hatte keinen Raum mehr zur Bethätigung.

Zehn Jahre war er Erzbischof von Köln gewesen — zehn Jahre Kulturkämpfer — zehn Jahre Kardinalpriester. Die Jahre des Kardinals gingen relativ friedlich dahin. 83 Jahre wurde der deutsche Kirchenfürst alt, der zuletzt wie ein Asket lebte. Nach vielen Kämpfen resigniert geworden, schien er keinen anderen Wunsch mehr zu haben,

als in den Himmel einzugehen. Er ruht nun im Dom zu Köln, wohin man seine Leiche von Rom überführt hat.

Johannes Brahms.

In Rom, im Mai 1888, war es, wo ich ihn zum erstenmal sah. Er reiste durch Italien in Gesellschaft des Schriftstellers Josef Viktor Widmann aus Bern und widmete eine Woche der ewigen Stadt. Widmann, den ich nur aus Briefen kannte, hatte mich von seiner und Brahms' Anwesenheit verständigt und zu einem Besuche im „Albergo Anglo-Americano", wo sie Beide logierten, eingeladen.

„Herein!" rief es mit starker Stimme, als ich an die Thür klopfte. Ich trat ein und stellte mich dem auf dem Bette Siesta haltenden Manne vor, der sich erhob und sich den Schlaf aus den Augen rieb. Ich begrüßte in ihm den vermeintlichen Widmann. „Der bin ich nicht," sagte er kurz; „ich heiße Brahms, Herr Widmann ist im Nebenzimmer."

Bald waren wir alle Drei in munterem Gespräche begriffen. Schon in der Dämmerung des Gemachs, dessen Fensterläden, um Licht und Hitze abzuwehren, geschlossen waren, konnte ich ein wenig die Gestalten vor mir betrachten, den markigen, gedrungenen Brahms mit dem gebietenden Charakterkopfe und geröteten Antlitz, und die schmächtige, biegsame Magistergestalt Widmanns, aus dessen Kopfe klug forschende, mit Brillen bewaffnete Augen in die Welt blickten.

Die Beiden hatten bald Toilette gemacht. Fast schämte ich mich meines zivilisierten Exterieurs angesichts der zwei Spartaner, die in Wollhemden einhergingen und nicht einmal jenen sonderbaren seidenen Strang um den Hals hatten, den wir „zu deutsch" Krawatte nennen. Meister Johannes allerdings hatte einen prächtigen, auf die Brust wallenden Bart, durch den er seine Zeitgenossen leicht über den Mangel der Krawatte hinwegtäuschte.

Bald traten wir, als die sengende Glut nachgelassen hatte, auf die Straße und fanden uns inmitten der in den späten Nachmittagsstunden belebten Piazza di Spagna. Da die Menschen ihre Mitbrüder nach den Kleidern zu beurteilen pflegen und nicht nach dem geistigen Gehalt, den der Kopf verrät, so mögen die Vorübergehenden angenommen haben, die beiden „wollenen" Wanderer wären Kampagnolen, die zum erstenmal in die große Stadt geraten, und ich, der Mann im besseren Anzuge, ein Emporgekommener, der seine Landsleute noch nicht vergessen und sie nun freundlich willig herumführte, um ihnen das und jenes zu zeigen. So sieht man manchmal einen jungen Deputierten mit seinen bäuerlichen Wählern von der Kampagna durch die Straßen Roms spazieren.

Brahms sowohl wie Widmann waren von unerschöpflicher Aufnahmsfähigkeit, und bald gestand sich der Cicerone, der ich eigentlich sein sollte, daß er nicht führte, sondern geführt und auf allerhand aufmerksam gemacht würde, woran er, durch längeren Aufenthalt in Rom ernüchtert, achtlos vorüberging. — Wer auch nur eine Seite von Widmann gelesen, weiß, welch ein unverbesserlicher

Optimiſt er iſt, wie alles, was er berührt, in ſeiner Hand zu Gold wird, wie er namentlich in Italien Menſchen und Dinge im roſigſten Lichte ſchaut. Dieſer wohlwollenden Dispoſition ſeines Reiſemarſchalls war auch der ſonſt ſtrenge, mit Lob karge Brahms verfallen. Die bunten Typen an der ſpaniſchen Treppe, beredte Ausſchnitte aus dem italieniſchen Volksleben, die jüngeren und älteren Ciocciarinnen, Modelle, die ſich vor den Fremden mit ihrer Tarantella produzieren, zogen ihn an. Der an feurigen Cſárdás gewöhnte Schöpfer der Zigeunerlieder hatte allerdings nicht das Verlangen, ſich von den konventionellen Tänzerinnen, die mit dem ſtärkſten Bedürfnis nach dem Soldo die geringſte Leidenſchaft vereinigen, etwas vortanzen zu laſſen. Doch er fand Gefallen an der natürlichen Grazie, ſogar an der liebenswürdigen Zudringlichkeit dieſer Mädchen in maleriſcher Tracht, die, ehe wir uns deſſen verſehen, uns mit der einen Hand das Sträußlein in die Fauſt gedrückt oder die Blume ins Knopfloch geſteckt haben, um mit der anderen Hand den Bajocco zu empfangen. An ſolche Scenen knüpfte er, deſſen Seele ſich gern an der Volksſeele im allgemeinen und der italieniſchen im beſonderen erfriſchte, Betrachtungen an, die in der Bevorzugung der leichteren italieniſchen Pſyche vor der ſchwereren deutſchen gipfelten.

Er ſelbſt war eine von dunklen Empfindungen, die ſich nicht leicht in Worte kleideten, volle Natur, und da mochte er, wenn im Verkehre mit anderen das in ihm ſiedende Pathos Mühe hatte, in Worten auszuſtrömen, ſich der flüſſigeren Art der Italiener freuen. Er ſprach leichter in Tönen als in Worten. In rauhen Stößen entrang ſich die Rede

seiner auf- und niederwogenden Brust, die mit einem dreifachen Panzer von Männlichkeit gewappnet schien. Der Mensch in ihm konnte noch weniger als der tiefernste Musiker singen, wie der Vogel singt. Wie sein Geist pathetischen Trittes daherging, so sagte er, auch wenn er schlendern wollte, stampfend dahin und ließ den Boden das ganze Gewicht seines Körpers fühlen. So legte sich auch seine Individualität, die Umgebung erdrückend, auf diejenigen, mit denen er zusammen war. Nicht als ob er kleinlich und eitel Herr über die anderen sein wollte — er war es von selbst, und man hörte auf laut zu sein, denn der Sturm, der aus diesem halbverschlossenen Gefäße tobte, übertönte alles.

Freilich ein römischer Mai mit seinen blühenden Orangenbäumen, mit seinem duftenden Lorbeer, mit seinen weichen, kosenden Lüften machte auch die Herbheit dieses Heros tauen.

Wir spazierten auf dem Pincio, in der Villa Borghese, in den Straßen allerwärts her. Ein Gott hatte uns diese Muße gegeben.

„Deus nobis haec otia fecit."

Die Herrschaften, die in ihren Carrozze Corso hielten, beschäftigten Brahms wenig. An „hohen Herrschaften" nahm sein demokratisches Herz keinen Anteil. Mir fiel seine unendliche Gleichgiltigkeit, um nicht zu sagen Abneigung, gegen die höfische, aristokratische, diplomatische, fashionable Gesellschaft überhaupt auf.

Er wollte dort sein, wo das Volk dichtet und sinnt, dort, wo das Bürgertum arbeitet und fortschreitet. Bemerkungen in dieser Richtung fielen, als wir in stolzen

Kutschen Mitglieder des Hofes und jener Welt vorbeifahren sahen, die sich einfindet, wo immer sich der Hof zeigt. Hätte Brahms sein Inkognito gelüftet, manche Hoheit hätte es sich nicht entgehen lassen, den Meister zu sich zu bitten; wer von berühmten Tonkünstlern in Rom ankommt, sie alle müssen namentlich vor der musikliebenden Herrscherin defilieren. Die Königin, Enkelin jenes Sachsenkönigs Johann, der unter dem Namen Philalethes Dante übersetzt hat, ihrem Geblüte nach also eine halbe Deutsche, fühlt sich zu deutscher Musik hingezogen, und auch Brahms hätte, wäre seine Anwesenheit in Rom zur Kenntnis der größeren Öffentlichkeit gelangt, kaum einem Besuche im Quirinal ausweichen können. Schon der Gedanke aber, das glatte Parkett des Hofes zu betreten, widerstrebte ihm.

Gegenstand seiner besonderen Antipathien aber war der Klerus. Das konnte man merken, sobald sich ein Wagen mit geistlichen Insassen zeigte. Und da stieß er stets auf das herzliche Einvernehmen Widmanns, der auch als Schriftsteller aus seiner Abneigung gegen alles Kirchliche kein Hehl macht. . . .

Lasen wir in den Straßen Roms von den Häusern Inschriften auf Gedenktafeln, welche Pietät zur Erinnerung an berühmte Männer angebracht, so ward Brahms nicht müde, Vergleiche zwischen deutscher und italienischer Sitte anzustellen. In Deutschland, meinte er, verbittere man einem jeden Genius das Leben, und sei er todt, so krittle man an seinem Andenken — in Italien gebe man sich freudig und in frischer Unmittelbarkeit dem Genusse jener Geister hin, welche die Mittelmäßigkeit überragen.

Ich freilich wies hämisch auf die vielen, vielen Denkmäler hin, die allerorten in Italien wie Unkraut aus dem Boden schießen; nicht nur vom künstlerischen Standpunkte, meinte ich, wären sie wertlos, sondern es würden Persönlichkeiten geehrt, deren Ruhm der Zeit nicht stand hielte. Da entgegnete Brahms: „Besser so als bei uns, wo man oft genug die Größten nicht würdigt.“ — Er dachte an deutsche und zumal österreichische Gewohnheit, denn in Wien, wo er lebte, der Musikstadt par excellence, hatte man damals noch kein Denkmal Mozarts und erst seit wenigen Jahren ein solches Beethovens errichtet. Sein besonderes Wohlgefallen erregte der sich in kindlich liebenswürdigen Formen offenbarende Kultus, den die Italiener mit Verdi trieben. Der Schwan von Busseto war zum Helden der Volksverehrung geworden. Die erfinderische italienische Mythe erzählte Episoden aus der Kindheit Verdis, die fast an die griechische Überlieferung von der Kindheit Platos anklangen. Das italienische Volk hatte die greise Stirn seines Lieblings mit neuer Aureole umsponnen, als der „Otello“ zur ersten Aufführung gekommen war. Noch zitterte der Beifall nach, der in der Scala zu Mailand ausgebrochen.

Angesichts dieser Volksbegeisterung fragte sich Brahms, warum man in Deutschland den Genius weniger ehre und liebe. Längst hatte er die süßen Früchte des Ruhmes gekostet — man feierte und umschmeichelte ihn. Gleichwohl stiegen aus der Tiefe seiner herben Seele Stimmungen der Verbitterung herauf. Er schien sich, wenn er es auch nicht aussprach, zu erinnern, daß sein Weg ein Leidensweg gewesen. Über dem von Erfolgen gesegneten Alter vergaß er nicht die mühsalreiche Jugend, die Gegner-

schaften und sogar Feindschaften, die er erfahren. Man hatte zeitweilig die Empfindung, daß der Ruhm den Stachel nicht aus seinem Herzen gerissen, sondern noch tiefer hineingebohrt hätte. Hielt er sich nur von wenigen verstanden? Kränkte es ihn, daß er nicht die Anerkennung breiter Volksschichten gefunden? Wußte er, daß die meisten nur aus Nachahmung und Mode bewundern? Und sagte er sich: „Dieser Mob — er tritt auf uns, wenn wir am meisten des Zuspruchs, der Förderung, der Liebe bedürfen — und er erhebt uns, wenn wir uns längst trotz allen Drucks aufgerichtet; er bewundert uns, um zu thun, als ob er es wäre, dem wir verdanken, was wir durch uns geworden"?

Er hatte ein stark ausgebildetes Selbstbewußtsein. Da er Kraft und Stütze in sich fand, so war es ihm leicht, auf Komplimente und Huldigungen zu verzichten. Auch in Rom ging er, unter dem Vorwande, er könne doch in einem Touristenanzuge illustren Persönlichkeiten nicht seine Aufwartung machen, allen Besuchen, insbesondere bei Musikgenossen, aus dem Wege. Nur höflichkeitshalber sprach er bei einem der bekanntesten Pianisten und Komponisten Roms vor. Er war nun, als wir an der Thür des Signor S. klingelten, herzlich froh, von der Cameriera zu hören: „È sortito".

Es schien ihm besser, die schönen Maientage zu benutzen, um sich in den Bergen und am Meere um Rom herumzutummeln. Frohe zwei Tage waren es, die wir in Tivoli und Porto d'Anzio hinbrachten, Brahms, Widmann und ich als dritter im Bunde.

* * *

Schon nach einem halben Jahre sollte ich die in Rom geschlossene Bekanntschaft in Wien fortsetzen.

Im August 1890 war ich dann viel mit ihm in Ischl. Ich traf dort gewöhnlich den feingebildeten Schulrat Dr. Gustav Wendt aus Karlsruhe in seiner Gesellschaft.

Im Herbst 1891 nahm ich dauernden Wohnsitz in Wien, und nun sah ich Brahms häufig. Ich durfte ihn in manchen Privathäusern begrüßen, insbesondere in den gastlichen Häusern Conrat in der Wallfischgasse und Brüll auf dem Schottenring.

Zum letztenmal vernahm ich seine Stimme einen Tag vor seinem Tode. Sonnabend vormittags den 3. April zitterte durch Wien die Nachricht, daß er gestorben sei. Noch Freitag nachmittags hatte ich ihn laut, sehr laut sprechen, ja ich darf sagen schelten gehört. Sein Ende schien nahe, und ich begab mich gegen 2 Uhr in seine Wohnung auf der Wieden, Karlsgasse 4, wo er drei Zimmer im dritten Stock innehatte. Es ist ein altes Gebäude, nahe der Karlskirche, und das Relief zweier geflügelter Genien, die einen Kranz halten, schmückt die Façade des Hauses, das durch fünfzehn Jahre der Wohnsitz des Meisters war.

Warum er sich gerade hier so heimisch fühlte? Diese alte Ecke Wiens zauberte seinem Auge ein Stück Italien vor, und Italien zog ihn unendlich an. Die Karlskirche, an der er mehrmals im Tag vorüberging, der hohe Kuppelbau mit seinem luftigen Portikus und seinen korinthischen Säulen, diese Schöpfung Fischers von Erlach, sieht ja wie ein Stück Rom aus, das sich nach Wien verirrt hat und uns Grüße aus dem Lande der Grazie flüstert. Und gleich manchem pathetischen Bauwerke in Italien hebt sich

auch die Karlskirche von einem Hintergrunde elenden Gemäuers und halbverfallener Häuser ab. Es war eine Brahms' romantischer Seele, die alles liebte, was ehrwürdig ist und worauf die Patina der Vergangenheit liegt, entsprechende Umgebung. Von seiner Wohnung sah er überdies ein gut Stück der Stadt: grüne Bäume, dann über den Wienfluß weg manchen dem Schönen bestimmten Palast, das Musikvereinsgebäude und das Künstlerhaus. Er hatte hier genug Ruhe, um zu sinnen und zu dichten, genug Leben, um mitzuleben. Vom Fenster konnte er die Frauen Wiens im Sonntagsstaate zur Karlskirche wallen und die Studenten in schmucker Burschentracht, in Koller und Kanonen, zur nahen Hochschule stolzieren sehen. Am Sonnabend ging es hoch her vor der „Technik", am Sonntag vor der Kirche, die dem heiligen Carolus Borromeus geweiht ist. . . .

Es war ein verzweifelter Bescheid, den mir das Dienstmädchen an jenem Freitag Nachmittag über den Zustand des Meisters gab. Indessen drang seine Stimme aus dem Schlafgemache, das an das Vorzimmer stieß. Er war zu Bette, und seine Pflegerin, Frau Truxa, hütete ihn. „Was hat die Uhr geschlagen?" fragte er in seiner barschen, hastenden, lauten Sprache. Man hätte meinen können, es wäre ein kraftstrotzender Mann, der so donnerte. „Dreiviertel auf Zwei," erwiderte Frau Truxa. — „Ach was! Nein, es muß schon sechs Uhr sein," entgegnete er noch lauter, unwilliger, schärfer. So sprach er sonst, wenn er seiner gesunden Entrüstung Luft machte über etwas, was ihm unwahr oder unschön schien. Diesmal freilich räsonnierte er aus dem Fiebertraum heraus, und was

Kraft schien, war nur das letzte Aufleben einer Stimme, die in wenigen Stunden verstummen, das Aufflackern eines Feuers, das schon am nächsten Morgen verlöschen sollte. Fiebernde, Sterbende halten leicht den Morgen für den Abend, den Abend für den Morgen, verwechseln den Vormittag mit dem Nachmittag. So glaubte auch unser Kranker, es wäre sechs Uhr, während es thatsächlich, wie ihm Frau Truxa bedeutet hatte, dreiviertel auf Zwei war.

Noch einmal also hatte der Sturm durch eine Seele gejagt, die nie ihre geniale Wildheit verleugnete, auch wenn ihm seine Verehrer alle Elemente raffinierter Kultur zuführten, die ungebärdig, ungestüm blieb, mochte ihm auch die süßeste Wollust des Salons an die Sinne schlagen, mochten ihm die schönsten Frauen Parfüm zufächeln und ihn alle Diven umschmeicheln.

„Ach was! Nein, es muß schon sechs Uhr sein." — Dies „Ach was!" begleitete mich noch lange. Er hatte es nicht zufällig ausgesprochen. — „Ach was!" hörte man so oft aus seinem Munde. Es war der ständige Ausruf abwehrender Kritik, ablehnender Strenge, wuchtiger Indignation. Wenn es in dem Topfe kocht, so treiben die Dämpfe ziſchend den Deckel in die Höhe. So war es auch bei Brahms. „Ach was!" rief er, wenn seine Geduld ihr Ende erreicht hatte, wozu es nie langer Zeit bedurfte. Das banale Wort „liebenswürdig" könnte nicht auf das Kurzangebundene dieses ungewöhnlichen Mannes angewendet werden. Er war nur liebenswürdig, insofern er verständnisvoll, für alles Neue und alle Belehrung empfänglich, dem Erzähler auf die heterogensten Pfade folgte. Doch war er zu sachlich, zu wenig von Interesse für Personen

erfüllt, und wären es auch seine Intimen gewesen — wenn man überhaupt von solchen sprechen darf —, als daß er an den Schicksalen anderer herzlichen Anteil genommen hätte. Fast gewann man den Eindruck, als ob er dem eigenen Ich keine Aufmerksamkeit entgegenbrächte. So wenig Verständnis zeigte dieser sonst höchst individuelle und temperamentvolle Mann für die Person als solche. Unschwer kam man zu dem Schlusse, daß er gut gethan, im Cölibat zu verharren. Wie hätte er bei diesem Mangel an Bedürfnis, der Natur seiner Nebenmenschen nachzugehen, eine Frau beglücken können? In ihm waltete das Künstlerische mehr vor als irgend welche menschliche Schwäche oder menschliche Zier.

Man vernahm selten Lob aus seinem trotzigen Munde. Die anmutende Art, nachsichtig, wohlwollend, aufmunternd zu sein, war ihm nicht eigen. Es war, als ob es ihm lieb wäre, wenn jeder von neuem die schwierigen Wege wandelte, die auch er einst gegangen. Sein Gesicht war mit kühnen, doch etwas harten Strichen gezeichnet, wenn es ihm auch nicht an einigen weicheren Linien fehlte. Er hatte kindlich treue Augen, in denen sich der reinste Himmel zu spiegeln schien; er hatte ein naives Verhältnis zu der materiellen und praktischen Welt. Anspruchslos, ja bedürfnislos, hätte er Schätze besitzen können und wäre nicht anders geworden; er wäre der alte Spartaner geblieben, ohne Lust, sich von dem asketischen Lager zu trennen, auf das ihn in seinen Hamburger Jugendjahren ein ernstes Schicksal gebettet hatte. Was nützte es, daß er in späterer Zeit gern der Tafelfreude fröhnte, den Becher leerte, Austern und Champagner im Kreise der Zecher schlürfte — die

rauhe Hülle glättete sich nicht mehr, der Rebensaft schwemmte nicht die Menschenverachtung fort, die sich in ihm aufgespeichert hatte; er schien beredt und war verschlossen, er schien gesellig und war einsam.

Die Zephyre Wiens wehten über einen Mann, der als Eisblock hieher verschlagen ward. In diese stählerne Urnatur vermochten nun liebliche Einflüsse, sammetne Hände keine Spuren mehr zu graben. War es die Erkenntnis, daß sich nicht lauter edler Götterkultus, sondern auch ein gut Teil eitel Götzenverehrung an ihn herandrängte, was ihn mit schroffem Mißtrauen erfüllte? Er war zu frei von Pose, als daß es ihm behagt hätte, sich wie ein Stifter von seinen Gläubigen verfolgt, wie ein Priester von seinen Akoluthen umringt, wie ein Altar von seinen Anräucherern belagert zu sehen. Alles Ceremoniell widerstrebte seiner unbändig freien Eigentümlichkeit, und nun hüllten ihn ekstatische Weiber, Komödiantinnen und Virtuosen in Weihrauch. Er war stark genug, solche Überschwänglichkeit nicht mit einer Abhängigkeit welcher Art immer zu bezahlen. Dieser Idolatrie stand er ungefähr mit jener tapferen Abwehr gegenüber, wie Goethe der Sirene Rom. — „Es fließt alles wie Wasser von einem Wachstuchmantel herunter," schrieb der Dichter, als ihm das päpstliche Rom mit Ceremonien und Umgängen aufwartete, und rühmte sich des „protestantischen Diogenismus", in dem er groß geworden.

Auch Brahms könnte man schwer gerecht werden, wenn man den protestantischen Diogenismus an ihm ignorierte. Er blieb ihm treu, blieb sich gleich auch in Wien. Österreich hielt er einer wahren Entwickelung für unfähig,

solange die die Geister einlullende und jede Kritik abschneidende Macht Roms über dem Lande läge. Nie anders als mit Entrüstung sprach er über klerikale Herrschaft, als deren heftigen Widersacher ich ihn schon in Rom kennen gelernt. Traf aber sein Tadel vornehmlich den Katholizismus, der ihm undeutsch schien, so war er auch kein Protestant im Sinne der positiven Religion. Er war Freidenker, war ungläubig, wenn man so sagen darf. Einmal vertrat ihm gegenüber ein Rationalist den Gedanken, es möchten alle Freidenker, deren Name einem größeren Kreise wertvoll sei, sich konfessionslos erklären, um so darzuthun, daß sich die positiven Religionen nicht solcher Männer mehr rühmen sollen, die ihnen nicht mit der Seele angehören. Welch einen ungeheuren Eindruck, bemerkte jener Rationalist, müßte es machen, wenn Tausende von der geistigen Elite durch eine Kollektiv-Erklärung kundgeben wollten, daß der Katholizismus oder der Protestantismus oder das Judentum längst nicht mehr das Gefäß sei, das ihnen den Inhalt ihres Denkens und Empfindens berge, und sie darum aufhören, den Namen Katholiken, Protestanten oder Juden zu führen. Brahms erwiderte: „Da könnte ich kaum mitthun. Auch ich habe mich innerlich losgesagt; doch was wäre die Folge des formalen Abfalls? Diejenigen, die konfessionslos geworden, würden bald eine neue Sekte, etwa eine Gemeinde der Ungläubigen oder Freidenker stiften. Und ich soll dort ausgetreten sein, um da einzutreten? Es könnte mir nur widerstreben, eine neue Uniform anzulegen, kaum daß ich die alte abgestreift hätte. Ohne Uniform können nun einmal diese kleinen Menschen nicht sein, oder es giebt doch immer Ehrgeizige, die das

Bedürfnis haben, ihren Anhang in eine solche zu zwängen."

Sein protestantischer Diogenismus gab sich eben auch darin kund, daß er keine Fessel kannte, keine kennen wollte. Deutsch allerdings war er mit jeder Fiber, und so sehr er sich auch in der weicheren Sphäre Wiens einzuleben versucht hatte, so empfand er doch vor allem Deutschen ungleich mehr Respekt als vor österreichischer Art, wenn auch diese sein Gemüt anheimelte. Die Liebe zu seiner Adoptivheimat Wien war etwas bedingt, war die Liebe des wahren Freundes, der strengen Tadel nicht spart. Der Verstand war bei ihm in einem Grade ausgebildet, daß man sich kaum gegen die Wahrheit vergeht, wenn man ihn einen Verstandesmenschen nennt. Aber gerade sein kühles Raisonnement, das etwas norddeutscher Herkunft schien, bewahrte ihn davor, sich von der landläufigen österreichischen Gemütlichkeit gefangen nehmen zu lassen. Er hegte ein zu stark entwickeltes Deutschtum, als daß er nicht die herbsten Accente für all das gefunden hätte, was sich an brutaler Verleugnung allen Freiheitsgefühls, an knechtischem Verrate aller Ideale, an Verhöhnung aller Menschenrechte, an Glorifizierung der Unwissenheit, an Apotheose der Bestialität im öffentlichen Leben Wiens in den letzten Jahren zugetragen. Aus ganzer Seele verachtete er die Schreckens- und Pöbelherrschaft im Wiener Rathause und in der niederösterreichischen Landstube. Angesichts dieser ideenarmen Strömung und moralischen sowie intellektuellen Anarchie flüchtete er sich in ernstem Studium und im Nachleben der eigenen Vergangenheit zu den deutschen Erinnerungen seiner jungen Jahre. Und er

erzählte mit Stolz von dem gediegenen Aufstreben seiner Vaterstadt Hamburg, die er stets gern wiedersah, von dem Stadtstaate mit seinen Bürgerfürsten, die auch innerhalb des neuen Reiches mit weitausgreifendem Thatendrange die deutsche Fahne nach fernen Weltteilen tragen. Wenn er von Hamburg zurückkehrte, dessen Sohn und Ehrenbürger er war, so berichtete er von dem traulichen Zusammensein mit den Patriziern daselbst, etwa den Petersens, bei denen nicht nur der Wein, sondern auch die Musik gut gewesen sei. Er ward nicht müde, das gesunde Fortschreiten des deutschen Bürgertums der Versumpfung entgegenzuhalten, die in Österreich und, was ihn kränkte, insbesondere in Wien auf allen Gebieten um sich griff. Er ziehe es aber, meinte er, vor, statt etwa in Berlin, in dem ihm trotz allem so lieben Wien zu wohnen; denn es sei hier ungleich ländlicher und stiller als dort.

Wohl ging er jedes Jahr zu den Freunden an die Spree, hielt es aber daselbst nie lange aus. Das Leben kreise dort, sagte er, in zu gewaltigem Wechsel, es stürmen zu viele Eindrücke auf den Fremden ein, es werde jeder Strebende von zu starkem Wirbel fortgerissen, als daß man dies ungestraft lange mitmachen könne. — Eine Freude war es ihm, neben seinem besten Freunde Joseph Joachim seinen alten lieben Bekannten Adolf Menzel jeweilen in der stillen Sigismundstraße im Tiergartenviertel bei stets neuen Entwürfen aufzusuchen. Des Abends ließ sich Brahms gern durch die unversiegbare Zechertüchtigkeit des ewig frischen Greises beschämen. Stets fanden die Beiden in der Riesenstadt einen stillen Winkel, wo sie bei Rheinwein oder gar Chianti über die Geisterstunde hinaus

plauderten. — In Berlin hatte Brahms seine Gemeinde, die der Ankunft des Meisters immer mit Sehnsucht entgegenblickte. Es waren darunter mehrere Gelehrte der Universität und Gelehrtenfrauen. Geistig bereichert pflegte er von solchen deutschen Reisen, die gewöhnlich in den Spätherbst fielen, heimzukehren.

In Brahms' Seele drangen alle Strahlen deutschen Geistes. Auch die allermodernste historische Entwicklung Deutschlands hatte sein patriotisches Herz fortgerissen. Er verschlang Sybels „Geschichte der Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I.", las mit Ausdauer in dem Generalstabswerke über den deutsch-französischen Krieg und verfolgte die Stimmungen des Fürsten Bismarck auch in dessen unfreiwilliger Muße in Friedrichsruh. An der Gelegenheit, den Fürsten persönlich kennen zu lernen, hätte es Brahms nicht gefehlt. Zu den Intimen von Friedrichsruh zählte auch der alte Musikgelehrte Chrysander in dem nahen Bergedorf. Er scheint Brahms angeboten zu haben, ihn in Friedrichsruh einzuführen, doch legte dieser kein Gewicht auf ein persönliches Zusammentreffen mit dem Kanzler.

Der Schöpfer des „deutschen Requiem" wendete dem Werdegang der deutschen Einheit eine eigene Art wissenschaftlicher Aufmerksamkeit zu. Er forschte in alten Jahrgängen des „Kladderadatsch", der einst in der Konfliktszeit und auch später, solange er die Reaktion mannhaft persiflierte, nicht geringen Einfluß auf den Gang der Dinge genommen. Brahms wußte sich die ältesten Jahrgänge dieses deutschen Pasquino zu verschaffen, der wie er am 7. Mai, allerdings fünfzehn Jahre später, im

Jahre 1848 geboren war. Er hütete diesen Schatz seiner Bibliothek und zeigte die Bände gern dem Besucher, wobei er schmunzelnd bemerkte: „Eine höchst kostbare, nicht zu verachtende Quelle der Weltgeschichte!“

Es war aber nicht nur das Historische, sondern auch der Humor, was ihn am „Kladderadatsch“ fesselte. Brahms fand Gefallen am Witz, horchte gern auf die ältesten und neuesten Anekdoten, und wäre auch gerade der übliche polnische Jude ihr Held. Vernahm er ein ihm bisher unbekanntes Bonmot, so zog er sein Notizbuch heraus, um durch ein Schlagwort das Gehörte festzuhalten — denn er erzählte die Anekdoten, deren Mitteilung ihm eben Freude gemacht hatte, auch anderen wieder, wie er denn überhaupt zuweilen mitteilsam sein konnte. Es war ihm nicht schwer, manches witzige, scharfe, oft auch stechende Wort zu prägen. Er hatte eine kaustische Art, die, wie schon bemerkt, weitab von den Pfaden gewöhnlicher Liebenswürdigkeit lag. Die Krankheit der letzten Lebensmonate hat ihn eigentlich milder gestimmt. . . .

Wir sehen ihn an einem der kleinen Marmortische im „Kursalon“ des Wiener Stadtparks. Wenn er im „Igel“, einem Restaurant der inneren Stadt, das Mittagessen genommen hatte, lenkte er regelmäßig die Schritte nach dem Stadtpark. Das einstündige, manchmal gar zweistündige Weilen beim Kaffee war der Lektüre der Zeitungen, einsamem Träumen, oder der Konversation mit einem, selten mehreren Bekannten, aber auch der Siesta gewidmet. Da pflegte er, sobald er sich in den Blättern über die wichtigsten Vorgänge unterrichtet hatte, einzunicken, und wenn er nach einem Viertelstündchen aufwachte und sich

den letzten Schlaf aus den vergißmeinnichtblauen jungen Augen gerieben hatte, wurde er lebhafter, empfangend und gebend, und es waren Augenblicke schönster Anregung für denjenigen, der mit ihm war. . . .

Er wird bald in Wien in Marmor oder Erz vor uns stehen. Wird man nicht sein Denkmal im Stadtpark aufstellen, den er über alles liebte?

Theodor Mommsen.

Ein Stück unseres Exkursions-Pensums vom Pfingstsonntag 1888 war absolviert. Wir hatten dem Rauschen der Kaskaden in Tivoli gelauscht und uns in dem Park der Villa d'Este ergangen, als der Magen nach seinen Rechten verlangte und wir nach einer Trattoria suchten.

„Die Sibylle" ist ein schöner Name und zieht die dämonisch tiefe Natur eines Brahms an. Da standen wir, Johannes Brahms, Joseph Viktor Widmann und ich, vor dem Tempel der Sibylle, als wir an einem mit schneeigem Linnen gedeckten Tische einen hageren, weißgelockten Greis erblickten. Er saß allein und hatte die brillenbewaffneten Augen in die Maccaroni vergraben, die er nicht ohne Not um die Gabel wickelte. Wir hatten nur erst die Umrisse seiner eindringlichen Erscheinung gesehen, als wir, wiewohl ihm keiner von uns früher im Leben begegnet war, alle zugleich ausriefen: „Mommsen!" Erst dann konnten wir seine scharfen Gesichtszüge fixieren.

Doch so sehr uns die römische Sibylle einlud, bei

ihr zu bleiben, so sehr auch ihr weltberühmter Interpret schon durch seine Gegenwart lockte, so wanderten wir doch weiter, da wir vor der von vielen Ausflüglern belagerten Trattoria kein kühles Plätzchen finden konnten, um uns häuslich niederzulassen. Und so brachen wir nach einer anderen Trattoria auf, unterhielten uns dort mit einem Pärchen aus Lecco — keine Verlobten wie Renzo und Lucia, die Promessi sposi Manzonis, die auch aus Lecco waren, sondern Vermählte, Neuvermählte.

Und dann, als unser Mahl beendet war, ging es in ein Café. Es war solch ein ländliches Café, in welchem wenig Menschen und viele Fliegen zu Gaste sind. Wir setzten uns an ein Tischchen vor das Haus, und wieder schauten wir den Römer aus Deutschland. Einer von uns, Widmann, trat hin, machte seine Reverenz vor dem ehrwürdigen Gelehrten, präsentierte sich als Bürger der helvetischen Republik und Sohn Berns und stellte ihm dann den Musikgewaltigen aus Wien und meine Wenigkeit vor. Wir konnten nicht viele Worte mit Sr. römischen Majestät wechseln, denn er hatte Eile, zahlte seine Granita und machte sich davon.

Ein merkwürdiges Bild bot er. Er war mit einer ledernen Umhängetasche ausgerüstet, und diese war voll von Büchern.

Da blieben wir noch ein Weilchen im Kühlen. Brahms drehte träumend Cigaretten, Widmann verzeichnete dies und jenes in seinem großen Notizbuch, und dann schlichen auch wir uns von dannen, mühselig im Sonnenbrande unserem Ziel, der Villa Adriana, zusteuernd.

Ein Stück der monumentalen Trümmerwelt, die von

den romantischen Neigungen und eklektischen Bizarrerien eines römischen Imperators kündet, war besichtigt, als wir zum drittenmal den Berliner Professor gewahr wurden, wie er, in einen antiken Klassiker vertieft, dahinwandelte. Es war wohl einer jener Autoren, die von Hadrian und dem Wunderbau berichten, den der schwärmerische Kaiser ausgeklügelt. Wir wagten nicht dem Bienenfleiße des Kurzsichtigen nahezutreten, der so, was er in Trümmern vor sich hatte, mit dem verglich, was der Grieche oder Römer — vielleicht war es einer von den Scriptores historiae Augustae — geschrieben. Bald kehrte er den heiligen Ruinen den Rücken.

Auch uns duldete es nicht lange. Wir hatten bestimmt, die Dampftramway zur Rückkehr nach Rom zu benützen, und die Stunde war nahe.

Bei der Station angelangt, durften wir Zeugen einer ergötzlichen Scene sein. Ein Händler bot auf einem Tischchen Münzen und allerlei antike Kleinigkeiten feil, die wohl aus dem altertumserfüllten Boden um Tivoli gegraben worden. Mommsen kam heran und besah sich die Lappalien, die ihm so geläufig zu sein schienen wie reichsdeutsche Pfennige. Da gesellte sich ein Mann aus dem Volke, der gleichfalls der Abfahrt harrte, zu dem Forestiere und knüpfte ein Gespräch an. Er wollte sich liebenswürdig zeigen, und da er annahm, der alte Herr wäre wohl zum erstenmal im Leben in dieser Gegend, glaubte er ihm mit seiner Wissenschaft beispringen und dies und jenes erläutern zu sollen.

„Hier," wies er mit dem Finger, „sind die Sabinerberge; da ist der Soracte, und dort, meint man, wäre der alte Ort X oder Y gelegen."

Mommsen hörte andächtig zu und verzog keine Miene.

„Sie sind ein Fremder?“ fuhr der gute Campagnole fort. —

„Sono Prussiano,“ erwiderte der Foreſtiere. —

„O, da werden Sie,“ hob der Italiener wieder an, „schon von dem berühmten Mommsen gehört haben?“ —

Der Angeredete nickte. —

Der Italiener erläuterte: „Das ist ein großer Gelehrter. Der hat die Geschichte Roms geschrieben, und eben heute las ich im „Popolo Romano“, daß er sich in Rom aufhalte.“ —

Mommsen biß die Lippen zusammen. Endlich, als der Italiener noch immer und eingehender die Anwesenheit des großen Deutschen in Rom behandelte, rückte dieser mit der Sprache heraus und sagte: „Sono io.“ (Ich bin es.) —

Der Italiener schien bei dieser Mitteilung nicht wenig betroffen, und er brauchte einen Augenblick, bis er sich von seinem Staunen erholte und einen demütigen Knix vor dem Giganten der Wissenschaft fertig brachte. — So populär ist Mommsen in Italien!

Als wir im Waggon saßen, holte der deutsche Historiker wieder seinen Klassiker aus der Ledertasche und ließ nicht ab, in dem Buche, das er nahe an die Augen hielt, zu lesen. In seinem „Johannes Brahms, dem Unsterblichen, in treuer Erinnerung an herzliche Freundschaft und Reisekameradschaft“ gewidmeten Buche „Sicilien und andere Gegenden Italiens“ gedenkt Widmann jenes unvergeßlichen Tages von Tivoli und auch des peripatetischen Studiums, in welchem wir Theodor Mommsen begriffen sahen. Wid-

mann schreibt: „So viel ist gewiß, daß eine derartige rührige Ausnützung der letzten Lebensjahre seitens eines greisen Forschers Achtung, ja Bewunderung verdient. In der etwas schlottrigen Gestalt, die mehr den Habitus des gealterten deutschen Gymnasiallehrers, als den des behäbigen, vornehmen Hochschulprofessors weist, giebt sich als physiognomischer Grundzug jene unaufhaltsam vorwärtsdrängende Thatenlust zu erkennen, die nie zum Augenblicke sagen wird: „Verweile doch! Du bist so schön!“

Man begreift seine Arbeitsfreude gerade in Rom. Wer ist Herrscher über Rom wie er? Wer darf diesem Souverän, der von seiner Villa in Charlottenburg über das Imperium Romanum gebietet, den Rang streitig machen? Er hat das Römerreich aufgebaut, nachdem es zerstört, er hat es entdeckt, nachdem es verschüttet war. Und alle Ressorts dieses kolossalen staatlichen Organismus verwaltet er: Das Recht, den Kultus, die Münze, die Finanzen. „Gehe durch die Welt und sprich mit jedem,“ schrieb er mit Firdusi an die Stirne des fünften Bandes seines monumentalen Geschichtswerkes. In alle Poren des Reichskörpers, an dessen Größe und Vielfältigkeit das britische Weltreich einigermaßen gemahnt, ist er eingedrungen.

Mommsens Ruhm ist unbestritten auch bei den Italienern, obwohl sie manche seiner Aufstellungen anfechten. Die Römer können es diesem Civis Romanus nicht recht verzeihen, daß er einigen von den Großen ihrer Vorzeit den Purpur vom Leibe gerissen. Er hätte, klagen sie, Cicero im Ansehen der Nachwelt degradiert. Er spricht einmal von „der fürchterlichen Öde dieses ebenso leeren wie voluminösen Scribenten“. Daß er sich an dem Rhetor

Cicero verging, machten ihm die älteren Italiener, die Rhetoren waren, daß er den Advokaten Cicero verkleinerte, machen ihm die gegenwärtigen Italiener, die Advokaten sind, zum Vorwurfe.

Während Mommsen zum Ärger aller italienischen Scholasten und auch der deutschen Rektoren und Konrektoren Cicero ächtete, erhöhte er Cäsar. Freilich, auch diesem seinem Ideal steht der Geschichtschreiber Mommsen kritisch gegenüber. Er kann Cäsar nicht freisprechen, daß er, dessen monarchische Herrlichkeit sich aus der demokratischen Parteiführerschaft entwickelte, sich einst von Catilina und dessen Anhang, einer Bande von Bankerottierern und Mördern, die Leiter zum Ruhme habe halten lassen. Aber im ganzen ist ihm Cäsar der Inbegriff der Qualitäten, die den Mann, zumal den Staatsmann machen. Der Demagoge war nur eine Phase — im Wesen war Cäsar Gentleman. Er hatte Leidenschaft, besaß jedoch Macht über sie. Er war Genie und Monarch und hatte doch Herz. Er war nahe dem Königtum, spielte aber nicht den König und kannte keinen Tyrannenschwindel. Die Regentenpflicht war ihm heilig. Er war der Römer κατ' ἐξοχήν: energisch, nüchtern, logisch, Realität und Verstand. Er sprach eine reine und schöne Sprache von unnachahmlicher Einfachheit.

Wie zerfließt aber vor Mommsens eisiger Kritik der Nimbus Catos des Jüngeren oder eines Pompejus oder Crassus! Cato ist ihm nichts als ein leidlicher Staats-Rechenmeister. Staatsmännisches Talent spricht er diesem „von der Phrase beherrschten Musterbürger und Tugendspiegel ab, diesem langsamen Kopfe, dieser sinnlich und

sittlich leidenschaftslosen Karikatur seines Urgroßvaters, diesem „Don-Quijote der Aristokratie“. Und welch beißende Lauge schüttet er auf Crassus, den schweren Geldsack, der nicht wählerisch im Profitmachen ist, die bestechendste Erscheinung Roms — bestechend im wörtlichsten Sinne, „den rührigen Spekulanten, doch energielosen Politiker, den begehrlichen, doch eigentlich ehrgeizlosen Mann der Koterien, den Meister der Intriguen.“ — Pompejus bringt er um den Feldherrn-Lorbeer, mit dem ihn die Tradition schmückt, und zeichnet ihn als tüchtigen Wachtmeister. Auch der Staatsmann Pompejus schrumpft zum „langweiligsten und steifleinensten aller nachgemachten großen Männer“, zum dürr-prosaischen Komödianten, zum habsüchtigen Geldmenschen zusammen.

Mommsens Forschungen mußten also manche italienische, durch anempfundenen Ahnenstolz genährte Gefühle verletzen. Nichtsdestoweniger bewundern die Italiener in ihm eine fast ihrem eigenen Volkstum angehörige Leuchte der Wissenschaft.

Zugleich mit Moltke weilte Mommsen im April 1876, um die Zeit der Palilien, des Geburtstags der Stadt Rom, am Tiber. Die Akademie der Lincei veranstaltete zu Ehren der zwei großen Deutschen eine Festsitzung und ein Festmahl. Es war nicht unberechtigt, daß der Präsident der Akademie Quintino Sella, der Erneuerer des wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Lebens im modernen Rom, in einem Atem den deutschen Marschall, den Organisator der Siege über Frankreich, und den deutschen Historiker, den Eroberer des alten Rom, feierte. Wie verschiedene Charaktere auch die beiden waren, sie hatten doch

manches mit einander gemein. Hatte ja auch Moltke, der Autor einer Karte der Campagna, einst römische Studien getrieben, und andererseits hatte Mommsen Anspruch, als Stratege zu gelten, da er schon in jungen Jahren den Plan zur Besiegung des ganzen Römerreichs entworfen, den die Welt später so glänzend verwirklicht sehen sollte.

Damals an dem festlichen Abende im „Hotel Quirinal" gedachte Sella seiner parlamentarischen Zeit in Turin und seines Nachbars in der Kammer, Maestro Verdi, der vorübergehend Parlamentarier gewesen. Er hatte, erzählte Sella, den Maestro gefragt, wie er komponiere: Ob er zuerst das Grundmotiv ausdenke und dann die begleitenden Stimmen setze oder . . . „Nein, nein," unterbrach ihn der Meister, „der musikalische Gedanke steht sofort in aller Vollständigkeit vor mir." Die Schwierigkeit läge nur darin, schnell genug das Ganze aufzuschreiben, um es in möglichster Integrität festzuhalten. „Welch ein vollendeter geistiger Organismus!" meinte Sella und lenkte zu Moltke und Mommsen hinüber: Welch große Gebiete sie beide übersähen, der Eine komplizierte Terrains und Heeresmassen, der Andere Phänomene, Thatsachen, Hypothesen, Institutionen, und wie wohl Beide divinatorischen Blickes, so etwa wie Maestro Verdi, mit einemmal einen Gedanken erfaßten, den sie dann in allen Einzelheiten zur Anschauung brächten.

Was Mommsen in dem vielbändigen „Corpus inscriptionum latinarum" veranstaltet hat, konnte er nur als Generalissimus ausführen, umgeben von einer Schaar von Generalen. Sicherlich nennen diejenigen, die er in einem

großen Teile der Welt zu seinen Mitarbeitern zählt, auch wenn sie sonst Meister sind, ihn Meister über Alle. Mit Generationen erlauchter Namen steht Mommsens Lebensarbeit im Zusammenhange. Er zählt Schüler, Enkel- und Urenkelschüler. Schon im frühen Mannesalter arbeitete er führend mit Forschern aller Nationen, mit Germanen und Romanen. Wie um die römische Sonne kreisen um ihn die Sterne der Altertumswissenschaft: Borghesi, de Rossi, Renier, Le Blant, Henzen, und von den Lebenden Ludwig Friedländer, Otto Hirschfeld, Hübner, Zangemeister, Bormann, Nissen und andere. Dieses internationale Gelehrtencorps hat mit ihm in den Eingeweiden römischer Erde gewühlt, die Inschriften Italiens, Galliens, Spaniens und Germaniens ausgelegt, und durch ihr vereintes Wirken ist das „Corpus inscriptionum latinarum“ zum pergamentenen Campo santo des Römertums geworden.

Die geistige Gewalt eines Mommsen reicht vom Palatin über die Tuilerien bis in die Gymnasien Siebenbürgens und Rumäniens. *Napoleon III. mühte sich vergeblich, den größten Kenner Roms, der Mommsen schon vor einem Menschenalter war, zu seinen Cäsar-Studien heranzuziehen. Doch als der Kaiser die Werke Borghesis herausgab, sah Mommsen die Korrekturbogen durch, ohne jedoch das ihm aus der kaiserlichen Schatulle ausgesetzte Honorar anzunehmen.' Dies bringen wir vor, um vor den Irrlichtern zu warnen, die noch anläßlich Mommsens achtzigsten Geburtstags aus einer ihm feindlichen Publicistik aufstiegen. Die gelehrten Körperschaften der französischen Republik ehrten ihn denn, wissend, daß er seine Unabhängigkeit den

Tuilerien gegenüber nie veräußert habe. So hat man ihn auch an der Seine hochachten gelernt. Und welcher Lehrer des Lateiniſchen, und wirkte er an den welt-entlegenſten, in die Barbarei des Orients ragenden Gym-naſien, hätte zu ſeinen Schülern nicht mit dem Reſpekt von einem Theodor Mommſen geſprochen, wie etwa der Katechet vom Papſte?

Wie die Geſchichte Roms an ihrem Beginne in den Mythus hinüberſpielt und ſich an ihrem Ende in das Chriſtentum und Germanentum verliert, ſo hat Mommſens Arbeit, und nicht in der zuſammenfaſſenden Darſtellung des Geſchichtſchreibers allein, ſondern auch in den Detail-Unterſuchungen des Forſchers in alle Phaſen des Römer-tums von der Urzeit bis in die germaniſchen und chriſt-lichen Strömungen hineingeleuchtet. Gelehrte auf allen Gebieten wurden durch ſeine Unterſuchungen gefördert. Dem Katakombenforſcher de Roſſi, der höchſten Autorität der chriſtlichen Archäologie, dem großen Germaniſten Müllenhoff war Mommſen auch für ihre Disziplinen Autorität. Er war es auch den Juriſten, einem Ihering, einem Joſeph Unger. Mommſen, der Doktor der Doktoren, der Statthalter Pallas Athenes auf Erden, der Praeceptor Germaniae, hat mit gleichem Enthuſiasmus als Philologe die dunklen Schriftzeichen der Etrusker wie als Pſychologe die Myſterien mancher römiſchen Seele gedeutet. Er hat in drei Sprachen, in ſeiner deutſchen, der lateiniſchen und italieniſchen, jeden Splitter der moles imperii Romani vergeiſtigt, hat über die römiſche Schöpfung zu einem Konzil von Hiſtorikern, Juriſten, Archäologen und Philo-logen geſprochen: Über römiſche Eigennamen, römiſche

Tribus, römisches Strafrecht, römische Bronzen, etruskische Spiegel, siebenbürgische Wachstafeln, oskische Sprache, unteritalische Dialekte — über das Größte und Kleinste, von den Göttern bis zum Alphabet.

Er ist der Verfasser von Analekten, Miscellaneen, Berichten, mehrbändigen Werken. Die Bücher, die wir ihm verdanken, sind eine Bibliothek — die Zahl seiner Abhandlungen übersteigt tausend. Ueber zwanzigtausend Druckseiten in Octav hätte er, einer bereits vor Jahren angestellten Berechnung Professor Zangemeisters in Heidelberg zufolge, im Leben geschrieben. Und sehr condensierte Nahrung setzt er uns vor. Er ist ebenso entfernt von pedantischer Buchstabenweisheit wie von flacher Rhetorik. Er protestierte einmal in der Berliner Akademie gegen seelenlose Epistolarien und textliche Kleinmeisterei, nicht minder gegen belletristische Mediocrität.

Sein Stil hat etwas Monumentales. In römischer Architektonik baut er seine Perioden. Mancher seiner Sätze erdrückt allerdings. Wer kurzen Atems ist, wage sich nicht an die Lektüre seiner „Römischen Geschichte", ebensowenig an sein „Römisches Staatsrecht". Man schlage das Kapitel: „Judäa und die Juden" im fünften Bande seiner Geschichte auf. Der dritte Satz hat zwölf dichtgedruckte Zeilen, enthält mehr als hundert Worte, ist an sich ein kleines Geschichts-Kompendium. Das ist römische Schule, römische Konstruktion. Doch keineswegs statuenhaft kalt und marmorn streng ist seine vom feinsten Geäder der Rechtskunde und der Menschenkenntnis durchzogene Arbeit. Seine lapidare Römerart wird gesänftigt durch die seinem Geiste eigenen „feschen Reize des Südens", um mit dem

Historiker selbst zu sprechen, der nicht nur Römer ist, sondern auch Italiker.

Wessen die Welt am meisten harrt — die Geschichte der römischen Kaiser hat er ihr bis heute vorenthalten. Nie wird die Versuchung, „fesch" zu sein, so sehr an ihn herantreten, wie bei der Ausgestaltung jener Charaktere voll Sinn und Widersinn, die den römischen Thron zierten und verunzierten. Aber gerade weil er fürchtet, zu sehr Dichter zu sein, hält er, der ewige Studiosus, der Fanatiker der Akribie, mit jenem Bande zurück, in welchem die Gelehrsamkeit vor der Kunst, die Bestie Mensch zu deuten, kapitulieren soll. Seine Muse, die ernste Römermatrone, scheut billigen Lorbeer.

Erst wenn er neun Zehntel seines Daseins unter Folianten und Inschriften gegrübelt, tritt er unter die Menge und teilt ihr die Resultate mit. Erst sichtet, dann dichtet und richtet er.

Mommsen hat den römischen Staat von dessen Geburt bis zum Imperium Romanum begleitet. Manche Kapitel seiner Geschichte lesen sich wie ein Rechtsbuch. Man sieht sowohl die patriarchalischen Einrichtungen der älteren Zeit mit dem Typus der Familie, in welcher der Sohn vor dem Vater mehr Knecht ist als der Knecht vor dem Herrn, wie auch das Imperium, in welchem das Gemeinwesen mächtiger und großartiger, die Familie aber lockerer dasteht. Das Imperium ist ihm ein schmuck- und freudeloses Gebäude, die Jahrhunderte der Kaiserzeit sind ihm wachsende Gedankenarmut und Hoffnungslosigkeit. Nach Cäsar, so urteilt er, habe das Römertum, das trotz mechanischer Expansion innerlich vertrocknete und abstarb, politisch nur noch äußerlich zusammengehalten.

Wenn Mommsen denn doch, wie man vielleicht erwarten darf, eines Tages die Gesellschaft der Kaiserzeit schildert, so wird auch seinem Gemälde kaum jener farbenreiche Sybaritismus fehlen, der aus Gibbons Pinsel fließt. Wenn Schlosser einem Gibbon Gesinnungswollust zum Vorwurfe macht, so ist auch Mommsen gerade kein lederner Moralist. Er nimmt Menschen und Dinge, wie sie sind. Er hat freilich eine temperamentvolle, ja vulkanische Subjektivität, und wie rigoros er auch an Spaten und Hacke als an Werkzeuge der Forschung, an Inschriften als an Dokumente der Vergangenheit appelliert, so ist doch der Impuls seiner Seele so stark, daß er dem großen Gesetze der Unparteilichkeit, das Gibbon als das Ideal des Geschichtschreibers rühmt, nicht immer gerecht geworden. Aus seiner ungeheuren Sachkenntnis, aus der Grenzenlosigkeit seiner Quellenforschung, aus dem fast uferlosen, zeit- und zusammenhangloſen Material, das er weise eingedämmt und in das er Zeit und Zusammenhang gebracht, aus der erdrückenden Vielheit der Erscheinungen heraus hat er es noch ungleich schwerer, sich in den Äther der ewigen Ideen aufzuschwingen, als der große Brite des achtzehnten Jahrhunderts, der Detailforschungen, die doch damals ungleich einfacher waren als heute, nur für sich betrieb, nicht aber der Öffentlichkeit mitteilte.

Mommsen ist wie Gibbon ein Sohn der Aufklärung, und er ist ihr treu geblieben auch inmitten einer wüsten Reaktion, die weibisch und feige nach Staatsomnipotenz und Aberglauben ruft, um alle totgemachten und totgemeinten Geister der Vorzeit aus den verstaubtesten Winkeln hervorzuholen.

Mommsen blieb Individualist auch dem Fürsten Bismarck, dem cäsarisch veranlagten Staatsmanne gegenüber, der, wollend oder nicht wollend, das deutsche Volk in die Bahnen des Kollektivismus drängte. Mommsen saß jahrelang im preußischen Abgeordnetenhaus und auch im deutschen Reichstag. Was den Mächtigen gefiel, mißfiel oft diesem alten Römer, der die Virtus bethätigte, auch als andere wankten, von Machtzauber berückt. Den in Wirklichkeit glaubenslosen religiösen oder politischen Glauben aus Connivenz tadelt schon der Historiker in ihm an charakterlosen Charakteren der „an politischen Zerrbildern überreichen Epoche", in der die römische Republik begraben ward. Er, der römische Bramante, der mit Verachtung auf pappendeckelne Litteraten schaut, die sich ausbreiten ohne tiefere Wurzeln, er ist auch voll Widerwillen gegenüber den wurzellosen Opportunisten der Politik, die, nichts glaubend, Alles glauben. Aberglauben und Unglauben bezeichnet er, der positive politische Denker, als Farbenbrechungen desselben geschichtlichen Phänomens.

Der Redner und Parlamentarier in ihm vermochte zwar nur schwach zu wirken, denn dünn, vielleicht etwas schrill und nur den Nächsten vernehmbar, kommt die Rede von seinen Lippen. Der Gelehrte hat nicht immer die Resignation besessen, seine Stimme zurückzuhalten, nach der die Welt wiederholt in den bewegenden Fragen der Zeit verlangte. Nie unterdrückte er ganz die Kämpferseele.

Das neunzehnte Jahrhundert hat kaum einen Mann gesehen, der die Wissenschaft ausdauernder und inniger geliebt hätte als er, und doch ist er auch auf dem Posten, wenn es wie anläßlich der lex Heinze gilt, für den Fort-

schritt, für die Freiheit der Individuen und der Gewissen zu streiten und zu ringen.

„Unbeirrt durch Erinnern und Erwarten", ganz so wie sein Gajus Julius Cäsar, lebt dieser an Leib und Seele gesunde Deutsche energisch im Augenblicke, dem ihn die Sapientia Romana nie zu entfremden vermochte. Wenn er auch in seiner glorreichen Werkstätte dem Römertume einen wunderbar durchsichtigen Krystallsarg schuf, in welchem die alte Zeit majestätisch ruht, so hat ihn doch stets der Odem der Gegenwart bewegt.

* * *

Zehn Jahre nach der Begegnung in Tivoli durfte ich Mommsen in Charlottenburg wiedersehen, wo ich im Januar 1898 bei ihm vorsprach. Er bewohnt ein zweistöckiges Haus in der Marchstraße. Es ist hier nicht mehr so still, wie es vielleicht ehedem gewesen. Die Großstadt macht in diesem sich in Charlottenburg fortsetzenden Berlin ihre lärmende Herrschaft geltend. Die Pferdebahn stört die Ruhe des Denkers.

Eine Tochter Mommsens öffnet auf mein Klingeln das Haus, an dessen Schwelle uns Marmorfragmente aus der Römerzeit grüßen. Das Fräulein heißt mich in den Salon im Erdgeschosse treten; Vater werde bald herunterkommen.

Da steht ein großes Porträt Mommsens, das Lenbach jüngst gemalt. Freunde haben es dem Geschichtschreiber zum achtzigsten Geburtstage geschenkt. Es giebt das falten-

reiche Gesicht wieder, die kantigen Züge, die klugen, etwas stechenden Augen, den länglichen sinnenden Kopf, von dem weiße Strähne nach rückwärts fallen. Über die Augen weg sind die Brillen auf die Stirne — eine hohe Denkerstirne — gerückt. — Dort in der Ecke ist eine Büste Mommsens von Begas. Und auch Knaus hat ihn gemalt. So versuchten sich einige der ersten deutschen Künstler an der ungewöhnlichen Gelehrtengestalt — ungewöhnlich auch in der äußeren Erscheinung.

Man kennt Knaus' Porträt von der Nationalgalerie her: Mommsen sitzt, nachlässig gekleidet, im Fauteuil am Schreibtische unter Bücherreihen und Studienmaterial aller Art, die Kielfeder in der Hand, nachdenklich innehaltend, und die Büste Cäsars schaut auf ihn. — Ein Gegenstück zu dieser etwas schlottrigen Professorenfigur hat Knaus in dem eleganten und strammen Helmholtz geschaffen, der seinen Schülern den von ihm erfundenen Augenspiegel in energischer Gelassenheit und kalter Klarheit demonstriert. — Mommsen und Helmholtz waren Freunde. Da hängt ein Bildnis des berühmten Naturforschers: Ein Entdecker mit unbeweglichen, entschiedenen Gesichtszügen.

Die Thür geht auf. Mommsen tritt ein und bittet mich, ihm gegenüber Platz zu nehmen. Er hat doch etwas Feines, und dies wird erhöht durch den feierlichen Kontrast der weißen Haare und des schwarzen Kleides. Dem scharfen Kritiker fehlt nicht die weichere Künstlerlinie. Er ist glatt rasiert. Man könnte sich so, wenn er würdevoll und doch lebendig dasitzt, einen geistvollen Prälaten Roms aus früheren Tagen vorstellen. Hat nicht Winckelmanns Gönner Kardinal Albani, hat nicht

Mommsens Fachgenosse Kardinal Angelo Mai so ausgesehen? Die goldenen Brillen sänftigen den durchdringenden Blick. Alle Geister spielen in ihm: Leidenschaft, Sarkasmus, Witz. Es sprudelt aus ihm ein ätzendes Urteil und eine Feuerseele zugleich, die wettstreitend in diesem schmächtigen, fast ätherischen Leibe wohnen. Was er spricht, trägt den Stempel einer starken Individualität; doch nimmt er, ein packender Causeur, wohlwollend und sich selbst berichtigend, Gegenrede und Einwand hin.

Er gedenkt der Heimat des Besuchers, Österreichs. Nur als Beobachter, allerdings voll Teilnahme für die Deutschen in dem Nachbarlande, äußert er sich. Die Rolle des aktiven Politikers hat er längst aufgegeben. Doch da ihn Alles erfüllt, was die Zeit beschäftigt, warum sollte er stumm bleiben angesichts der letzten dramatischen Kämpfe, welche die Deutschen in dem befreundeten Staate kämpften?

Er fragt, welche Eindrücke ich, der ich aus Österreich komme, hier empfangen. Ich spreche mit Bewunderung über das reiche und bewegte Treiben. Er meint: „Ja, Berlin muß Ihnen imponieren, und überhaupt geht jetzt durch die deutschen Städte ein großer Zug — aber Deutschland in seiner Gesamterscheinung bietet sich lange nicht so gewaltig, so fortschreitend und frei dar wie seine Städte. Und Österreich? Sagen wir: Österreich und Deutschland sind beide heute recht schwarz, wenn auch Österreich viel schwärzer noch als Deutschland.“ Es war der alte Liberale, der treue Fortschrittsmann, der so sprach.

Mit Bedauern konstatierte Mommsen den Mangel eines

führenden Geistes in Österreich im allgemeinen und bei den Deutschen Österreichs im besonderen, und er bemerkte, die Parlamente Europas wiesen jetzt überhaupt ein erschreckendes Defizit an überlegenen Köpfen auf. Auch im Deutschen Reiche fehle dem Liberalismus eine parlamentarische Kapacität, die an der Spitze Aller gebietend einherschritte.

Wir kamen auf die Sozialdemokratie. Der greise Historiker hält eine Gefährdung der Entwickelung Deutschlands durch ein weiteres Anwachsen der sozialistischen Stimmen vorläufig für ausgeschlossen und erklärt es für verfehlt, wenn Freisinnige der Gewohnheit fröhnen, gegen die Sozialdemokratie aggressiv vorzugehen. Die kühne Rücksichtslosigkeit dieser Partei, die in so viel Altes und Morsches Bresche schlage, könne nicht anders als willkommen geheißen werden auch von denjenigen, welche die Fahne des Individualismus verteidigen, doch um der Freiheit willen zur Zerstörung des Zerstörenswerten bereit seien. Warum soll man die Sozialisten als Bundesgenossen zurückweisen, wenn es gilt, gegen junkerliche Überhebung oder orthodoxe Unduldsamkeit zu kämpfen? . . . .

Bald führte uns das Gespräch nach Rom, nach dem modernen Italien. Mommsen hatte die Empfindung, daß die Dinge dort nicht gut gingen. Er tadelte es, daß die beiden Sicilianer Crispi und di Rudinì, die in den letzten Jahren einander in der Regierung ablösten, so wenig für Sicilien, das unglückliche Paradies, gesorgt.

Es ward darauf Erwähnung gethan, mit wie wenig Erfolg die Römer, Romani di Roma, in der Politik wirkten, und ich meinte, es wäre wohl auch im Altertum so ge-

wesen, daß die Provinzialen, die in Rom groß wurden, nicht aber die Römer selbst viel geleistet hätten. — Er entgegnete: „Ja, die Römer in unserem Jahrhundert, sie widmeten sich, insofern sie geistig etwas bedeuteten, gewöhnlich dem Prälatenstande; freilich das Kardinals-Kollegium von heute ist in intellektueller Hinsicht recht inferior.“ . . . .

Wir hatten anderthalb Stunden geplaudert, und Mommsens Stimmung schien sich noch zu beleben, als unsere Konversation in das ihm so liebe, so vertraute, so heimatliche italienische Fahrwasser eingelenkt hatte. Da ward unser Gespräch durch einen Maler unterbrochen. Er war gekommen, den Meister der Gelehrsamkeit zu konterfeien, dessen durchgeistigter Typus auch ihm ein dankbarer Gegenstand künstlerischer Leistung schien.

Ich empfahl mich und durfte hören: „Auf Wiedersehen!“, denn es war bestimmt, daß ich an einem der nächsten Abende mit Mommsen zusammentreffen sollte.

Ich sah ihn mit Frau und Tochter bei einem Mahle im Hause Otto Hirschfelds, eines seiner hervorragendsten Schüler, der nun seit fünfzehn Jahren als Kollege Mommsens eine Zierde der Berliner Universität ist. Mommsens Geist glänzte in dem interessanten Kreise, in dem auch Ludwig Bamberger, der Politiker voll Esprit, und Gelehrte von Namen waren. Damen und Herren lauschten auf den alten Römer. Er ist ein vorzüglicher Gesellschafter, denn er spitzt das Ohr, wenn andere sprechen, und spitzt die Zunge, wenn er spricht. Diese Zunge ist sehr vielseitig, hat nicht nur entscheidungsvolle Worte über die Fragen

der Zeit, sondern versteht sich auch, wovon wir Zeugen waren, auf Weine.

Nichts Menschliches ist ihm fremd. Die Politik verfolgt er bis in ihre letzten Winkelchen. Doch auch der Litteratur unserer Tage spürt er nach bis dorthin, wo sie nicht mehr Kunst, auch nicht Natur, sondern Unnatur ist, und wo nicht Künstler, sondern Neurastheniker und Poseure an der Arbeit sind. . . .

Er hatte gerade eine schlimme Zeit —, konnte nicht viel schreiben, und da er nicht produzierte, war er, wie man mir erzählte, häufig verstimmt. Wohl las er vom frühen Morgen bis in die tiefe Nacht; aber wie soll das einem Manne genug sein, der sein Lebenlang gewöhnt war, jeden Tag neuen Problemen nachzugehen, den Kern aus der Schale zu lösen, das Komplizierteste auf das Einfachste zurückzuführen, die Geschichte von der Legende zu reinigen, Verworrenes zu entwirren, geistiger Gymnastik mit süßer Anstrengung obzuliegen? Der Mann, der fortwährend Musik im universellen Sinne des Altertums treibt und dem die Sphären des römischen Weltreichs durch die Seele tönen, soll seit der Feier des achtzigsten Geburtstags an Energie nachgelassen haben. Ich sage „soll"; mir fiel er mehr durch seine Regsamkeit auf. Doch er selbst und die ihm Nahestehenden glaubten, er wäre etwas abgespannt. Daß er sich nun ein mehr rezeptives Dasein führen und seine schaffende Kraft nicht treiben sah, machte ihn bekümmert.

Ludwig Bamberger, Mommsens nun dahingeschiedener Freund, citierte mir, als er darauf zu reden kam, das Wort Carlyles: Lesen sei Trägheit des Geistes. Einem

Mommsen sei das ganze Leben ungezügeltes, rastloses Drängen, sei nur die That Genuß gewesen, — wie soll er jetzt nicht gedrückt sein, wenn er nur liest, nicht löst!

Wenn er mittlerweile, so hochbetagt, eine Geschichte und ein System des römischen Kriminalprozesses geschrieben, so zeigt dies, daß dieser tiefe Schacht noch nicht erschöpft ist.

Marschall Vorwärts hatte damals nur etwas Siesta halten, den kranken Löwen spielen müssen. Ich hatte wohl den Löwen erkannt, doch nicht den kranken.

Graf Bülow.

Bülow — ein allen Deutschen sehr geläufiger Name! Das den Humboldts verwandte Haus derer v. Bülow ist ja mit dem Staatsleben Preußens verwachsen. Zu weit entrückt aber dem Getriebe der Reichshauptstadt war bis vor wenigen Jahren die Person Bernhard v. Bülows, als daß in Deutschland ein größerer Kreis mit seiner Individualität vertraut gewesen sein sollte. Er wirkte bis 1893 als deutscher Gesandter am rumänischen Hofe. Drei Jahre war er dann Botschafter am Quirinal. In Rom kannte man den kräftigen blonden Mann mit den hellen offenen

Augen; der Inhaber des Palazzo Caffarelli war geradezu eine populäre Figur geworden, übertraf bald seinen Vorgänger, den etwas junkerlich gearteten Grafen Solms, an Volkstümlichkeit und erreichte dessen Vorgänger, den für die Deutschen Roms freundlich besorgten Robert v. Keudell, an Beliebtheit.

Bernhard v. Bülow, heute ein Mann von einundfünfzig Jahren, ist ein Geist, der weit über das Metier hinausblickt. Seine feine Bildung läßt annehmen, daß ihm ein Wilhelm v. Humboldt, den Boeckh einen „Staatsmann von perikleischer Hoheit" nannte, mehr Vorbild sei, als die Zunftgenossen à quatre épingles, denen er auf seiner diplomatischen Laufbahn begegnete.

Nicht zufällig kam er in jenem Palazzo Caffarelli zu residieren, in dem einst ein Niebuhr, ein Josias v. Bunsen Preußens Interessen vertraten. Wie diese der deutschen Geistesgeschichte zugehörigen Männer, die ein wissenschaftliches und künstlerisches Verhältnis zu der Größe Roms hatten, so lebte auch Bülow mit Bewußtsein in der Stadt, die Lord Byron „Stadt der Seele" nannte.

Er kannte sie von früher her. Im Jahre 1874 hatte er, als sein Vater unter Bismarck Staatssekretär des Auswärtigen war, seine Carrière begonnen. Gleich seine erste Station war Rom, wo er der deutschen Gesandtschaft am Quirinal als Attaché zugeteilt wurde.

Damals — wie heute nach mehr als einem Vierteljahrhundert — war Marchese Visconti-Venosta Minister des Äußern, und Italien hatte, nachdem es von Frankreich etwas abgeschwenkt, unter dem Kabinet Minghetti freundschaftliche Beziehungen zu Deutschland angeknüpft. Es

war also eine Deutschland sehr freundliche Stimmung, die der junge Attaché in Rom antraf und die auch seinem Empfinden zustatten kam.

Er lebte nicht als ein ausschließlich dem Handwerke oder dem Amusement huldigender Diplomat, sondern es zog ihn zum Schönen und zur Kunst. Rom war ihm eine Nährmutter des Geistes, und er wohnte in dieser Stadt in jenem höheren Sinne, in welchem etwa der Vater seiner Großtante Gabriele v. Bülow, Wilhelm v. Humboldt, einst als Gesandter hier gewaltet. — Dieser künstlerische Zug ist in der Familie der Bülows erblich. Aus diesem Hause ist ja auch der Novellist Eduard v. Bülow, der Nacheiferer Tiecks, dann der große Pianist Hans v. Bülow hervorgegangen.

Bernhard v. Bülow hängt aber durch Verwandtschaft auch mit dem Grafengeschlechte der Baudissins zusammen, in welchem die Litteratur von lange her ihre Heimstätte hat. Sein Großonkel war der als Shakespeare- und Molière-Übersetzer bekannte Diplomat Graf Wolf von Baudissin, der 1878 hochbetagt in Dresden starb.

So hatte Bernhard v. Bülow, durch diese litterarischen und künstlerischen Traditionen für die Vergangenheit und Größe Roms vorbereitet, die Diplomatenjahre am Tiber angetreten. Auch sein Vorgesetzter, Herr v. Keudell, stand mit der Kunst auf vertrautestem Fuße, war ein ausgezeichneter Pianist, und in seiner Zeit hatte die Muse Polyhymnia ihren Sitz im Palazzo Caffarelli aufgeschlagen. Die Kordialität der Machthaber Roms mit denen Berlins, das herzliche Einvernehmen des deutschen Gesandten mit der Musik — es war ein Milieu, in welchem sich der junge Bülow wohlfühlen mußte.

Schon damals zeichnete ihn ſtiller Ernſt aus. Das Beiſpiel, das ihm ſein mitten in großen Arbeiten an dem ſtaatlichen Ausbau des jungen Deutſchen Reiches beteiligter Vater gab, mußte ihm in der Richtung eines gediegenen Programms förderlich ſein. Er konnte überdies in Rom die hervorragendſten Menſchen der Welt treffen, die ihn anregten. Italien ſelbſt ſtellte ein Kontingent nicht gewöhnlicher Männer auf dem Gebiete der Politik. Allen voran Marco Minghetti, damals Miniſterpräſident, ein Redner von edlem Pathos, ein mit der modernen Volkswirtſchaft vertrauter Denker. Bülow ſah manchmal Minghettis Haus, beſuchte auch den in den Nachmittagsſtunden des Sonntags belebten Salon von deſſen geiſtvoller Gemahlin Donna Laura, mit deren Tochter erſter Ehe er ſich ſpäter vermählen ſollte.

Die römiſche Zeit war bald vorüber. Es ging zunächſt nach Petersburg und Wien. Während des ruſſiſch-türkiſchen Krieges finden wir Bülow als Geſchäftsträger in Athen. Hier konnte er die in Rom gewonnenen klaſſiſchen Eindrücke vervollſtändigen.

Mit ganzer Seele genoß er die Welt Platos und Sophokles'. War es auch eine bewegte Zeit, in der man aus der Ferne die Geſchütze hörte und ſchon das Berſten der Mauern des osmaniſchen Rieſenreiches zu vernehmen glaubte, ſo wußte ſich doch der junge deutſche Diplomat zuweilen nach dem Kolonoshügel zu flüchten, wo unter dem Laubdach der Waldſchlucht „flötend die Nachtigall klaget", der Geiſt des Oedipus und der Antigone webt und die Gebeine des deutſchen Hellenen Ottfried Müller „unter bläulich belaubtem Ölbaum" modern. — Als der Krieg

beendigt war, ſagte Bülow Pallas Athenen Lebewohl. Er ward dem Sekretariat des Berliner Kongreſſes zugewieſen. Eine glänzende Verſammlung von Diplomaten tagte an der Spree. An dieſer Staatstafel war auch Bülows Vater, die rechte Hand des Reichskanzlers. Wir ſehen ihn auf dem berühmten Kongreßbilde Anton v. Werners, eine wohlbeleibte Geſtalt, ſitzend zwiſchen Salisbury und Lord Odo Ruſſell, welche ſtehen. Bülow, der Sohn, konnte damals die erſten Stars der Diplomatie ſchauen, die erſten Geigen des europäiſchen Konzerts hören.

Noch im ſelben Jahre, 1878, ging er als Botſchaftsſekretär nach Paris und verblieb dort bis 1884. Nirgends hat er bisher ſo lange gewirkt wie in Paris. Für dieſen diplomatiſchen Platz war er mit ausgezeichneten Vorbedingungen ausgeſtattet. Franzöſiſch ſpricht er ſo geläufig wie deutſch, und auch in die Litteratur Frankreichs, in die ältere ſowohl wie in die neuere, iſt er eingedrungen. Dieſem Manne iſt franzöſiſcher Esprit eigen. Über ſeiner Cauſerie liegt galliſche Leichtigkeit; ſeine Laune quillt von ſeinen Lippen. Er mußte ſich nicht viel anſtrengen, um in der edel durchgeiſtigten Geſelligkeit der Pariſer Salons heimiſch zu ſein.

Längſt hatte ihn der franzöſiſche Roman, die franzöſiſche Novelle, in denen er ſtets mit Vorliebe blätterte, in die leicht beſchwingten Zirkel an der Seine getragen, in die ihn nun ſein Beruf führte. Die Pariſer Jahre dauern als ſolche reichſter Belehrung in ſeinem Gedächtniſſe fort. Nicht nur die Matadore des Staatslebens der dritten Republik, ſondern auch die der Geiſtesarbeit dieſer nicht kleinen Epoche zogen ihn an. War es doch die Zeit, in der nach

all dem politiſchen Defizit das Pariſer Theater und der Pariſer Roman ihren Siegeslauf durch die Welt, auch durch Deutſchland nahmen und die Franzoſen ſich in wertvollen künſtleriſchen Schöpfungen an der verhängnisſchweren kaiſerlichen Politik und an der Schmach von Sedan rächten.

Von 1884 bis 1888 war Bülow in Petersburg — in diplomatiſcher Hinſicht ſeine eigentliche hohe Schule. Damals zeigten ſich die Anfänge der Annäherung Frankreichs an Rußland, und der deutſche Botſchaftsrat war auf der Hut, daß ihm nichts entginge. — Er war ein gern geſehener Gaſt in der ruſſiſchen Geſellſchaft mit ihren intereſſanten Frauen, von denen viele in den Salons Weſteuropas und insbeſondere in Paris hoſpitiert haben, ehe ſie zu Hauſe tonangebend werden.

In die Petersburger Zeit fällt Bülows Vermählung mit Donna Maria Beccadelli di Bologna, Tochter eines alten ſiciliſchen Hauſes, das unter den Hohenſtaufen von Bologna nach Palermo überſiedelte und im ſechzehnten Jahrhundert unter den ſpaniſchen Königen den Fürſtenhut von Camporeale empfing. Donna Marias Mutter hatte nach dem Tode ihres erſten Gatten, des Fürſten Domenico di Camporeale, Marco Minghetti geheiratet.

Nach vier Jahren verließ Bülow Petersburg. 1888 zum Geſandten in Bukareſt ernannt, blieb er es bis 1893.

Ein langer Traum ſchien ihm und ſeiner Frau erfüllt, als Kaiſer Wilhelm II. ihn im Herbſt 1894 zum Botſchafter am Quirinal ernannte. Nun war er in höchſter Stellung, wo er als Attaché vielverheißend angefangen, und ſeine Gemahlin dort, wo ihre Mutter lebte, wo ihr

Ende 1886 verstorbener Stiefvater eine segensreiche Thätigkeit entfaltet und treue Verehrer zurückgelassen hatte. Bernhard von Bülow hegte, als er in den Palazzo Caffarelli einzog, den Wunsch, auf diesem Posten immerdar zu verharren.

Hier sollte sich Alles vereinigen, um ihm den Aufenthalt lieb zu machen. Der Pakt Italiens mit Deutschland war gefertigt und erneuert und wieder erneuert worden. Ja, alle Parteien, und diejenigen am meisten, die einst die Allianz mit Berlin und Wien am schärfsten bekämpft hatten, stimmten nun darin überein, daß die territoriale und staatliche Integrität des vom Vatikan so sehr angefeindeten und von Frankreich mit Mißgunst betrachteten Königreichs am besten durch den Bund mit den Centralmächten gewahrt würde. In Italien hatte sich ein Anschluß an Deutschland vollzogen, der weit über politische Opportunität hinausging — es hatte sich eine Anhänglichkeit an die deutsche Wissenschaft und, soweit die Musik in Betracht kommt, sogar an die deutsche Kunst herausgebildet. Und dieser Zusammenklang von Deutschtum und Italienertum hatte ein ansprechendes Symbol in der Verbindung zwischen dem deutschen Staatsmanne und der Italienerin, die im Palazzo Caffarelli, einem großen Kreise weithin sichtbar, miteinander lebten.

Wie er echter Germanentypus, so ist sie, die geborene Prinzessin Camporeale, eine durchaus südliche Erscheinung. Ist sie vielleicht aus einer Rafaelschen oder Murilloschen Leinwand herausgetreten? Man könnte streiten, ob man eine Italienerin oder Spanierin vor sich habe. Doch da kommt uns ein weiterer Zweifel: Sollen wir sie auf ihr Antlitz

hin nicht gar als Griechin taxieren und ihre Wiege an den sonnigen ionischen Gestaden suchen? Ja, sie ist Italienerin, doch aus Sicilien, und so weit erstreckte sich das Großgriechenland der Alten.

Der blonde, stämmige Sohn Mecklenburgs und die zarte, glutäugige Sicilianerin — zeigt nicht ihre Ehe, daß einstens Wahrheit werden könnte, was Viktor Hehn in seinem „Italien" ausspricht? „Könnte man zehntausend Jungfrauen von der Weser und Elbe auf Schiffe setzen, sie in Apulien oder Calabrien landen und dortigen Männern zu Frauen geben; könnte man gleichzeitig zehntausend calabrische Mädchen einschiffen, sie in Bremen, Hamburg und Rostock wieder ausschiffen und tüchtigen hannöverschen, holsteinischen und mecklenburgischen Landleuten als Gattinnen zur Seite stellen!"

Bülow hatte also seine eigene Allianz mit Italien geschlossen.

Marie v. Bülow war keine mondäne Alltagsprincipessa. Lange ehe sie Bülows Frau geworden, war sie in deutsche Kunst eingeweiht; die Musik, insbesondere Liszt und Wagner hatten es ihr angethan. Wien, wo sie, als schöne und geistvolle Dame gefeiert, einige ihrer besten Jahre zubrachte, hatte keinen geringen Anteil an der ästhetischen Erziehung dieser Frau mit der feinen, magischen Gestalt, die in hohem Grade fesselte. Makart und Lenbach haben sie gemalt, und die beiden Porträts schmückten die Empfangsräume des deutschen Botschafters in Rom. Das eine atmet den Farbenrausch des Wiener Meisters, das andere verrät dämonische Durchgeistigung des tiefschwarzen Sicilianerkopfes mit dem blassen Opheliengesichte.

Die Camporeales haben ihre Besitzungen in Sicilien. Noch jetzt ist Gräfin Bülow Herrin des Marchesats Altavilla bei Palermo. Es zeugt von den vielseitigen Interessen Bernhard v. Bülows, daß er, als er die Güter seiner Frau und seines Schwagers, des italienischen Senators Camporeale, in Sicilien besuchte, sich angesichts der komplizierten wirtschaftlichen Verhältnisse mit Problemen vertraut zu machen suchte, mit deren Lösung sich die Regierenden Italiens, ein Crispi und ein di Rudini, vergeblich abmühten. — Bülow ist ein heller Kopf, ein aufgeklärter Staatsmann, und er konnte, als er das Elend der Colonen auf den vernachlässigten Herrschaftsgütern Siciliens sah, deren Besitzer den Ertrag ihrer Ländereien zumeist fern von der Insel verprassen, als objektiver Beobachter das klassische Wort ausrufen: „Latifundia Italiam perdidere.“

Ein Botschafter in Rom wird keineswegs von Geschäften hart bedrängt, zumal ihm ein Stab von jüngeren Diplomaten attachiert ist. Die freie Zeit nun brachte Bülow im Umgange mit Menschen aus aller Herren Ländern hin.

Palazzo Caffarelli war ein Vereinigungspunkt der bedeutendsten Deutschen sowohl, die nach der ewigen Stadt kamen, wie der Crême der italienischen Gesellschaft. Und sagen wir Crême, so sollen damit nicht ausschließlich jene fashionablen Kreise gemeint sein, Kavaliere, Komtessen, Principessen und Hofleute, die in jedem Botschaftshotel anzutreffen sind, sondern neben den gesellschaftlichen auch die politischen, künstlerischen, litterarischen und wissenschaftlichen Spitzen. Die Familienbeziehungen der Frau v. Bülow

brachten es mit sich, daß hauptsächlich die Affiliirten der alten Rechten, Männer wie Visconti-Venosta, Ruggero Bonghi, di Rudinì, der Herzog Caetani von Sermoneta, oder frühere Gesinnungsverwandte dieser Partei, die Habitués des Salons Donna Laura Minghettis, im Palazzo Caffarelli vorsprachen. Doch war der Botschafter von etwaigen persönlichen Neigungen oder Familienverbindungen unabhängig genug, als daß er nicht den Umgang mit Männern aller Farben und Richtungen gepflegt hätte. Er war in einem Augenblicke nach Rom gekommen, als Francesco Crispi Minister-Präsident war, und so unterhielt er regen Gedankenaustausch mit dem energischen Sicilianer, dessen Element allerdings mehr die That als das Wort ist — manchmal mehr die unglückliche That als das glückliche Wort. Und so führten ihn auch die Geschäfte mit Baron Blanc zusammen, unter Crispi Minister des Äußern, einem krausen, bizarren Diplomaten von hitzigem Blut, dessen Mangel an Staatsklugheit dem gewandten Deutschen nicht selten ein Lächeln abgerungen haben dürfte. Auch Giuseppe Zanardelli, dem Manne der gefeilten Rede, dem Epigonen der Gironde, dem Juristen und Gesetzgeber, trat Bülow näher. — Die italienische Wissenschaft fand sich mit familiärer Regelmäßigkeit in der Person des Mathematikers Francesco Brioschi, Präsidenten der Accademia dei Lincei, und des Physikers Blaserna von der Universität Rom, des Freundes von Helmholtz, an dem Tische des Palazzo Caffarelli ein.

Die Symposien waren durch gedankenreiche Gespräche gewürzt. Hier rieb sich deutscher Geist an italienischem. Um Ostern, wenn Deutschland den Strom seiner für Italien

schwärmenden Reisenden nach Rom warf, sah man die Besten von ihnen in der Botschaft. Der Geigerkönig Joachim fiedelte mit ungarischer Verve, der junge Siegfried Wagner ließ sich als hoffnungsvoller Sohn seines nibelungengewaltigen Vaters sehen; der alte Delbrück, der mit dem Fürsten Bismarck und Bülow, dem Vater, im Rate der Krone gesessen, frischte Erinnerungen an das Heroenzeitalter der deutschen Staatskunst auf; Theodor Mommsen, der Monarch im Reiche des antiken Rom, ließ aus zartem Körper seinen großen Geist, aus dünner Stimme sein Götter und Götzen umstürzendes Urteil vernehmen; Franz Xaver Kraus, der Freiburger Theologe, der Dante-Kenner, der ein monumentales Werk über den großen Florentiner geschrieben, plauderte über Litteratur und Vatikan und schonte nicht die klerikalen Halbgötter.

Dazu kam der Stock der in Rom ansässigen Deutschen, Allen voran die ätherische, man möchte sagen „l'angelica" Malwida von Meysenbug, eine greise Dame von jugendlicher Lebhaftigkeit, von einem Schwung, der keine Hindernisse kennt, von unendlichem Glauben an die Entwickelungsfähigkeit und Güte der menschlichen Natur. Wollend oder nicht wollend, mußte die idealistische Philosophin des Palazzo Caffarelli auf das edlen Eindrücken zugängliche Gemüt des Hausherrn und der Hausfrau einwirken. Und da sitzt neben der Optimistin mit der sich in die Seele der Zuhörer schmeichelnden Stimme der Pessimist von Italien, der nun verstorbene Ruggero Bonghi. Er hatte ein etwas stoßendes, schrilles Organ, eine beißende, die Tragödianten und Komödianten der Öffentlichkeit geißelnde Zunge. Wie er in paradoxen Wendungen sein Volk,

dessen Bestes er will, angreift, wie er es als den erschöpften Ältesten der Kultur hinstellt, wie er von den Italienern und Lateinern überhaupt sagt: „Siamo vecchi“! (Wir sind alt.) Dies läßt Frau Malwida, die Verehrerin des italienischen Genius, nicht gelten.

Und auch manch einer, der dem Vatikan angehörte, fand sich ein. Wir erwähnen Bülows häufigen Umgang mit Kardinal Hohenlohe. Dieser Verkehr ermöglichte es ihm auch, wie durch ein Guckloch in ein den Profanen sonst verschlossenes Gebiet zu schauen.

So gewann Bernhard v. Bülow eine vorzügliche Vertrautheit mit Dingen und Menschen jenseits der Engelsbrücke. Wohl hatte er nicht die amtliche Funktion, in die Welt der Tonsuren, der Kutten und des Purpurs hineinzublicken, denn dazu hat der Gesandte Preußens am Vatikan das Mandat. Aber da der Zufall wollte, daß Bernhard v. Bülow, der deutsche Botschafter am Quirinal, mehr staatsmännische Sehkraft besaß, als Otto v. Bülow, der damalige preußische Gesandte am Vatikan, daß der „weiße Bülow“ den „schwarzen Bülow“, der „profane Bülow“ den „heiligen Bülow“, der junge Bülow den alten Bülow überragte, so wußte der universellere Intellekt des Ersteren auch einigermaßen die Domäne des Vatikan an sich zu reißen.

Der mehrjährige Aufenthalt in Rom hatte dem Botschafter am Quirinal allerdings nicht die Möglichkeit eines Zusammentreffens mit dem Papste oder dessen Staatssekretär Kardinal Rampolla geboten. Die scharfe Trennung zwischen Papsttum und Königtum verursacht es, daß diejenigen, die sich durch Gesinnung oder Beruf mit dem Quirinal berühren, schwer in die Lage kommen, sich dem

Papſt oder deſſen Ratgebern zu nähern. Auch die hervorragendſten Ausländer können, ſelbſt wenn ſie jahrelang in der Tiberſtadt leben, ſich gewöhnlich nur in der einen oder der anderen Welt, der italieniſchen oder der päpſtlichen, der weißen oder der ſchwarzen, der profanen oder der heiligen bewegen. Der Quirinal und die liberale Geſellſchaft ſind freilich den Schwarzen ungleich zugänglicher als der Vatikan und die päpſtliche Geſellſchaft den Weißen. Bernhard v. Bülow mußte ſich demnach die Gelegenheit, vor den Papſt zu treten, bis zu dem Augenblicke verſparen, da er nicht mehr Botſchafter am Hofe des Königs von Italien war. Erſt nachdem er König Humbert das Abberufungsſchreiben überreicht hatte, durfte er als Staatsſekretär des auswärtigen Amtes im Vatikan vorſprechen.

Dem preußiſchen Staatsminiſter konnte eine Audienz nicht verſagt werden. Umfaßt ja ſeine Kompetenz auch die Beziehungen Preußens zur Kurie, und ſo ſehr auch die Politik Rampollas eine Deutſchland feindliche iſt, ſo lag es doch ſtets in der Geſchmacksrichtung des greiſen Papſtes, den Neigungen ſeines Staatsſekretärs nicht ganz nachzugeben. Papſt und Kardinal ließen alſo den Mann, der an der Seite des Reichskanzlers die auswärtige Politik des Deutſchen Reiches leiten ſollte, von Rom nicht fortziehen, ohne ihn eines Empfanges zu würdigen.

Über dieſe Audienz iſt viel gefabelt worden. Der Papſt hätte, hieß es, in der dreiviertelſtündigen Unterredung, die er Bernhard v. Bülow gewährte, die Hetze der vatikaniſchen Blätter gegen den Proteſtantismus, hätte

sogar manche Stellen in seiner Canisius-Encyclica, insofern sie die protestantische Kirche verletzen konnten, zu beschönigen gesucht. — All das war eitel Kombination. Als ob das Losziehen gegen den Protestantismus ein Novum wäre! Wir erinnern daran, daß Leo XIII. einstmals als Bischof Pecci von Perugia einen Hirtenbrief voller Ausfälle gegen Luther schrieb.

Wenn aber Leo XIII. etwa die gewohnten Klagen gegen das Königreich Italien vorbrachte, so fand er bei Bülow wohl kaum Verständnis. Dieser wird den Heiligen Stuhl jederzeit mit aller diplomatischen Korrektheit behandeln, in ihm die höchste geistliche Autorität für eine nach vielen Millionen zählende Minorität der deutschen Bevölkerung schätzen, ihm jedoch seine Sympathien für das einige Italien nicht opfern.

Vielleicht aber fand es der Papst gar nicht opportun, über Italien zu lamentieren, denn in Begleitung des deutschen Staatsmannes war dessen Gemahlin, die Italienerin, die Stieftochter Marco Minghettis. Dieser hatte es mit dem Heiligen Stuhl nicht schlecht gemeint, als er zur Regelung des Verhältnisses zwischen Papsttum und Königtum in Rom das Garantiegesetz schuf. Der Papst, damals Pius IX., lehnte ab. Leo XIII. hat sich hierin von den Bahnen des Vorgängers nicht entfernt. Das Garantiegesetz ist aber, obzwar vom Vatikan nicht anerkannt, kein toter Buchstabe. Und Bernhard v. Bülow wird kaum die Hand dazu bieten, die internationale Stellung des Heiligen Stuhls, die genau umschrieben ist, zu Ungunsten Italiens abzuändern. Italien darf vielmehr darauf rechnen, in den

Differenzen mit dem Papsttum Deutschland auf seiner Seite zu haben.

Graf Bülow ist ein warmer Freund des modernen Italien. Wie ist ihm die Welt des Quirinals in allen ihren Schattierungen geläufig! Diese intime Kenntnis der Personen ward ihm insbesondere durch seine Gemahlin. — Es besteht ein Gesetz, daß kein deutscher Diplomat eine Tochter des Landes, in welchem er amtlich wirkt, zur Frau nehmen soll. Thut er es, so wird er fortan in einem anderen Lande dienstlich verwendet. Der Diplomat, der in der Fremde allen Parteien gleich kühl gegenüberstehen soll, darf eben nicht durch verwandtschaftliche Rücksichten zur Partei werden. Nur dem Kaiser ist es gegeben, einem Diplomaten Dispens zu erteilen und ihn an dem Hofe des Landes zu verwenden, in welchem er seine Frau gefunden. Sah man nun, wie Bernhard v. Bülow gerade dadurch, daß er eine Italienerin geehelicht, noch erfolgreicher seinem Berufe in Rom lebte, so mochte man meinen, jene alte Regel sollte gerade zur Erleichterung der Mission manches Diplomaten durchbrochen werden.

Freilich war es hier der besondere Fall, der dem deutschen Botschafter zugute kam. Marco Minghetti hatte eine Ausnahmestellung unter den Politikern Italiens gehabt, war Gegenstand der Hochachtung aller Parteien gewesen. Von dem sozialen Milieu nun, in dem der edle Bolognese gelebt hatte, sahen sich die Bülows im Palazzo Caffarelli umgeben, wo auch ein von Lenbach gemaltes Porträt Marco Minghettis hing, das eine Individualität darstellt, die allerdings mehr mit dem Stempel des kühlen

engliſchen Staatsmannes als des feurigen Italieners geprägt ſcheint.

Oder man vereinigte ſich im Palazzo Mattei auf der Piazza Paganica. Hier empfängt Donna Laura Minghetti in einem Salon, deſſen hoher Raum zwei Stockwerke einnimmt. Faſt wie in einer Kirche ſieht es hier aus; man ſchaut zu heiligen Gemälden aus der Blütezeit italieniſcher Kunſt auf und ahnt, daß hier ein Marco Minghetti, der auch Biograph Rafaels von Urbino war, gelebt habe. Donna Laura iſt eine Dame voll Temperament. Sie war eine der gefeiertſten Frauen Italiens. „In ihrer Jugend war ſie von hinreißender Schönheit und noch jetzt iſt ſie bezaubernd", ſchrieb Gregorovius vor nun fünfundzwanzig Jahren.

Die geiſtigen Intereſſen von Mutter und Tochter ſind jedoch nicht die gleichen. Signora Minghetti hängt mehr an Politik, Gräfin Bülow iſt, wie bereits erwähnt, ganz Muſik, war eine der Getreueſten von Bayreuth. Als Richard Wagner im Februar 1883 in Venedig ſtarb, weilte ſie gerade in Rom. In ihrem „Lebensabend einer Idealiſtin" erzählt Malwida von Meyſenbug, wie ſie ſich auf die Nachricht von Wagners plötzlichem Tode zu Donna Lauras Tochter begab. „Ich fand ſie in Thränen, ſie hatte es auch erfahren. Wir teilten den gemeinſamen Schmerz, der nur darin Troſt fand, daß es gerade nach der vollendeten Aufführung jenes Werkes der erhabenſten Verſöhnung und des reinſten Friedens (Parſifal) hatte ſein müſſen, — ein Abſchluß der irdiſchen Erſcheinung, wie er nicht verklärter gedacht werden konnte."

Graf Bülow, kühler geartet, kühler auch der Circe

Musik gegenüber, kühl zumal in seinen politischen Berechnungen, fühlt doch, wir wiederholen es, für Frau Italia mit dem Herzen eines Liebhabers. Die Italiener vergaßen bisweilen in seiner Nähe, daß er ein geschäftlich accreditierter Würdenträger am Hofe des Königs von Italien war. Seine Zunge hatte sich allerdings nicht wie seine Seele acclimatisiert. Während seine Frau, die Italienerin, deutsch etwa wie eine feingebildete Wienerin spricht, meistert er, der Deutsche, das Italienische weniger, und er bediente sich in Rom gewöhnlich des Französischen. Doch verfolgte er nicht nur den Gang der Politik, sondern auch die Litteratur des alliierten Landes. Von den Älteren hatte er mit besonderem Eifer einen florentiner Klassiker studiert, nicht Dante Alighieri, sondern Niccolò Machiavelli. Nicht bloß den viel gelesenen „Principe", auch die sonst weniger kultivierten „Discorsi sopra la prima decade di Tito Livio" arbeitete Bülow mit Freuden durch.

Diese Schrift, in welcher der Florentiner seine politischen Theorien aus der Geschichte des alten Rom ableitet, enthält ein Kapitel über die Leitung des Staates im Innern, ein anderes über die Erfolge nach außen. Dem großen Macchiavelli ist es ein Axiom, daß die Menschen in ihren Neigungen, Leidenschaften und Fähigkeiten immer dieselben bleiben.

Vorläufig ist der Bewunderer Machiavellis berufen, für Deutschland Erfolge nach außen zu erringen. In Rom allerdings hörte man sagen, der Botschafter am Quirinal könnte eines Tages auch bestimmt sein, die „Leitung des Staates im Innern" zu übernehmen.

In Rom, wo man sich gern mit den Papabili be-

engliſchen Staatsmannes als des feurigen Italieners geprägt ſcheint.

Oder man vereinigte ſich im Palazzo Mattei auf der Piazza Paganica. Hier empfängt Donna Laura Minghetti in einem Salon, deſſen hoher Raum zwei Stockwerke einnimmt. Faſt wie in einer Kirche ſieht es hier aus; man ſchaut zu heiligen Gemälden aus der Blütezeit italieniſcher Kunſt auf und ahnt, daß hier ein Marco Minghetti, der auch Biograph Rafaels von Urbino war, gelebt habe. Donna Laura iſt eine Dame voll Temperament. Sie war eine der gefeiertſten Frauen Italiens. „In ihrer Jugend war ſie von hinreißender Schönheit und noch jetzt iſt ſie bezaubernd", ſchrieb Gregorovius vor nun fünfundzwanzig Jahren.

Die geiſtigen Intereſſen von Mutter und Tochter ſind jedoch nicht die gleichen. Signora Minghetti hängt mehr an Politik, Gräfin Bülow iſt, wie bereits erwähnt, ganz Muſik, war eine der Getreueſten von Bayreuth. Als Richard Wagner im Februar 1883 in Venedig ſtarb, weilte ſie gerade in Rom. In ihrem „Lebensabend einer Idealiſtin" erzählt Malwida von Meyſenbug, wie ſie ſich auf die Nachricht von Wagners plötzlichem Tode zu Donna Lauras Tochter begab. „Ich fand ſie in Thränen, ſie hatte es auch erfahren. Wir teilten den gemeinſamen Schmerz, der nur darin Troſt fand, daß es gerade nach der vollendeten Aufführung jenes Werkes der erhabenſten Verſöhnung und des reinſten Friedens (Parſifal) hatte ſein müſſen, — ein Abſchluß der irdiſchen Erſcheinung, wie er nicht verklärter gedacht werden konnte."

Graf Bülow, kühler geartet, kühler auch der Circe

Musik gegenüber, kühl zumal in seinen politischen Berechnungen, fühlt doch, wir wiederholen es, für Frau Italia mit dem Herzen eines Liebhabers. Die Italiener vergaßen bisweilen in seiner Nähe, daß er ein geschäftlich accreditierter Würdenträger am Hofe des Königs von Italien war. Seine Zunge hatte sich allerdings nicht wie seine Seele acclimatisiert. Während seine Frau, die Italienerin, deutsch etwa wie eine feingebildete Wienerin spricht, meistert er, der Deutsche, das Italienische weniger, und er bediente sich in Rom gewöhnlich des Französischen. Doch verfolgte er nicht nur den Gang der Politik, sondern auch die Litteratur des alliierten Landes. Von den Älteren hatte er mit besonderem Eifer einen florentiner Klassiker studiert, nicht Dante Alighieri, sondern Niccolò Machiavelli. Nicht bloß den viel gelesenen „Principe", auch die sonst weniger kultivierten „Discorsi sopra la prima decade di Tito Livio" arbeitete Bülow mit Freuden durch.

Diese Schrift, in welcher der Florentiner seine politischen Theorien aus der Geschichte des alten Rom ableitet, enthält ein Kapitel über die Leitung des Staates im Innern, ein anderes über die Erfolge nach außen. Dem großen Macchiavelli ist es ein Axiom, daß die Menschen in ihren Neigungen, Leidenschaften und Fähigkeiten immer dieselben bleiben.

Vorläufig ist der Bewunderer Machiavellis berufen, für Deutschland Erfolge nach außen zu erringen. In Rom allerdings hörte man sagen, der Botschafter am Quirinal könnte eines Tages auch bestimmt sein, die „Leitung des Staates im Innern" zu übernehmen.

In Rom, wo man sich gern mit den Papabili be-

ſchäftigt, bezeichneten manche vor Jahren ſchon Bernhard v. Bülow als einen Papabile für den Poſten des Reichskanzlers.

Elpis Melena.

In dem Rom der früheren Tage war die im Frühling 1899 zu Ermatingen in der Schweiz verſtorbene deutſche Schriftſtellerin eine bekannte Geſtalt. Unter den Freundinnen und Egerien Garibaldis, der von Italienerinnen und Engländerinnen umſchwärmt war, nahm die Deutſche Eſperance v. Schwartz einen bevorzugten Platz ein.

Die Kaufmannstochter und Kaufmannsfrau führte, ihren Namen ins Griechiſche überſetzend, unter dem Pſeudonym Elpis Melena die Feder für die bedrückten Nationen und das Leid der Menſchheit. Dieſe Geſinnungen machten ſie zur Verehrerin Garibaldis. Heute pflegt ſie in Varignano ihren Abgott, der bei Aspromonte vorzeitig losgeſchlagen und verwundet worden, dann pilgert ſie zu ihm nach Caprera, wie ſie einſt auch für ihn in Sicilien agitiert hatte. Und als der gefeierte Volksheld draußen vor der Porta Pia ſeine Gäſte empfing, ſaß auch ſie ihm zu Füßen und berauſchte ſich an ſeiner glockenhellen Stimme, die bald in klarer Einfachheit, bald in myſtiſchem Prophetenton ſich vernehmen ließ.

Elpis Melena aber hatte nicht genug, für die Einheit Italiens zu ſinnen. Als dieſe eine vollzogene Thatſache war, trieb es ſie in ferne Gegenden, wo irgend ein Volk

nach Erlösung schmachtete, um auch ihm ein tröstendes Wort und werkthätige Hilfe zu bringen.

Wie staunten ihre Freunde in Rom, ein Gregorovius, ein Liszt, ein Odo Russell, der politische Agent Englands, als sie eines Abends beim Thee den Entschluß zu erkennen gab, nach Kreta aufzubrechen und daselbst für Befreiung vom türkischen Joche zu arbeiten. Liszt dachte sich die Insel als ein Nest von Banditen und Mördern, hatte also eine noch ungünstigere Meinung von ihr als der Apostel Paulus, der die Kretenser Lügner nannte. Und da scherzte Liszt, er wolle der Signora einen Cinquecento-Dolch mitgeben, damit sie sich gegen Räuber zu verteidigen wüßte. Russell freilich wollte aus einem anderen Grunde von ihrem Kretaprojekt nichts wissen. Er fürchtete, das ferne Land mit seinem Naturzauber würde sie derart fesseln, daß sie nicht mehr zurückkehren möchte. So geschah es auch.

Jahrzehnte verträumte die geistvolle, wenn auch etwas paradoxe Frau in Haleppa, dem Vororte von Canea, der von jeher in den kretensischen Wirren, auch in den letzten Jahren so viel genannt ward. . . . .

Elpis Melena, die 78 Jahre alt geworden, hat viel erfahren. Eine kosmopolitischere Erscheinung kann man sich schwer denken. Geboren in Southgate bei London als Tochter des Hamburger Bankiers Brandt, wurde sie in Genf und Rom erzogen. Zweimal lebte sie in unglücklicher Ehe. Nachdem sie mit ihrem zweiten Gatten, dem Hamburger Bankier Schwartz, im Orient gewesen, ließ sie sich 1849, getrennt von ihm, am Tiber nieder.

Garibaldi, der bereits unter den Italienern volks-

tümlich geworden, hatte sich, damals ein Mann von etwas über Vierzig, in den Dienst der Republik Rom gestellt, hatte den Franzosen eine Niederlage beigebracht und den Marschall Oudinot zur Belagerung der Tiberstadt herausgefordert.

Nutzlos aber war Garibaldis militärisches, Mazzinis politisches Mühen geblieben. Von den Österreichern, den Beschützern des Papstes, verfolgt, ein Opfer zugleich der sardinischen Regierung, mußte Garibaldi aus Italien fort in die Verbannung.

Noch kannte Esperance v. Schwartz den Helden nicht persönlich. Doch wer in Rom sprach nicht von ihm?

Die vornehmsten Kreise Roms standen der jungen Deutschen offen. Laut pries sie überall, wie wenig fashionabel es auch klang, wie viel Widerspruch es auch weckte, Garibaldi als den zukünftigen Retter. Wenn seine Sache auch diesmal eine Schlappe erlitten, würde er doch — so verkündete sie — bald wiederkommen und nicht nur die Ketten Roms, sondern Italiens zerbrechen.

Der Exilierte hatte mittlerweile als Schiffskapitän den Stillen Ozean befahren und kehrte erst 1854 nach Italien zurück. Auf der kleinen Felseninsel Caprera kaufte er sich an. Während er sich aber hier der Landwirtschaft widmete, brannte er vor Verlangen, Italien ein Helfer zu sein.

Er hatte sich kaum auf Caprera niedergelassen, als es die Deutsche, die sich durch das Scheitern ihres ehelichen Glückes verlassen, doch für die höheren Zwecke der Kultur, für Nationalität und Menschentum bestimmt sah, nach dem felsigen Eiland trieb.

Wie! sie wohnte in Rom und sollte nicht zu dem durch die heroische Verteidigung der Siebenhügelstadt und seine südamerikanischen Guerillakriege so berühmten Freiheitskämpen, der wieder auf italischem Boden weilte?

Wer von Elpis Melena spricht, muß ihrer in innigstem Zusammenhange mit Garibaldi gedenken. Dieser Name ist der goldene Rahmen, der das Bild Elpis Melenas einfaßt.

In einem Buche über Garibaldi schildert sie, wie sie sich im Herbst 1857 in Gesellschaft des ihr befreundeten Kapitäns Dodero zu dem Cincinnatus von Caprera aufmachte. In Maddalena landeten sie, der Capitano und die Deutschrömerin, nach dreißigstündiger stürmischer Seefahrt — so lange fuhr man von Genua. Garibaldi holte sie in einem Boote ab. Diese erste Begegnung erzählt sie folgendermaßen: „In seiner Rechten ein am Mastbaume befestigtes Tau haltend, stand er in ernster Unbeweglichkeit am Bugspriet seines zierlichen Canots, welches von einem Matrosen und einem sonnverbrannten schönen Jüngling (seinem Sohne Menotti) gerudert wurde. . . . Er ergriff mich in tiefster Seele, denn seit dem ereignisreichen Jahre 1849 durch besondere Umstände mit dem ganzen Leben jenes seltenen Mannes genau bekannt geworden, konnte ich in seinen ernsten, edlen Zügen die große Tragödie seiner schweren, wechselvollen Schicksale lesen. Nicht in idealisierender Schwärmerei, sondern in dem ergreifenden Bewußtsein, daß er der Held war, dessen Seelengröße, Selbstaufopferung und persönlichen Mut ich so hoch schätzen und bewundern gelernt hatte, blieben meine Blicke unverwandt auf ihn geheftet. . . ."

Auch Garibaldi erwärmte sich für diese Frau, die

1758064

er später in seinen Briefen nicht anders als „Speranza mia“ nannte. Die Vermutung ist nicht zu kühn, daß er sie zur Nachfolgerin jener Spanierin Anita in Aussicht genommen habe, die er aus Brasilien mit sich nach Europa gebracht und gesetzlich nicht hatte heiraten können, weil sie vermählt war. Anita, die treue Genossin, die ihn auf allen Zügen begleitet und seine Gefahren geteilt hatte, war 1849 auf der abenteuerlichen Flucht Garibaldis bei Ravenna den Folgen einer Niederkunft erlegen. Noch manches Jahr später auf Caprera litt der große Einsame in Erinnerung an Anita.

Gewiß, Elpis war anders geartet, war von ungewöhnlicher geistiger Begabung, während Anita mehr Naturkind voll Feuer und Wagemut gewesen. Und doch bestrickte auch Elpis den um vierzehn Jahre älteren Garibaldi.

Er lebte auf Caprera, hinter dem Pfluge einhergehend. Die Hoffnung verließ ihn nicht, der Tag würde kommen, an dem er in den heiligen Krieg fürs Vaterland ziehen könnte. Vorläufig begnügte er sich damit, steiniges Eiland in fruchtbaren Acker zu verwandeln.

Es fehlte nicht viel, und Elpis wäre auf Caprera geblieben. Zu verlockend war Garibaldis Antrag, sie möchte eine Mutter sein seiner Tochter Teresa, aus deren klassischen Gesichtszügen der Genius des Vaters leuchtete, während die kecke Gewandtheit der Bewegungen den Brasilianertypus ihrer Mutter Anita verriet. — Elpis widerstand, vielleicht empfindend, daß sie mehr geschaffen wäre, in Garibaldi den Messias Italiens zu bewundern, als sich ihm für die Dauer zu verbinden.

Ergötzlich ist's, wie eine französische Schriftstellerin, Louise Colet, in ihrem Buche „L'Italie des Italiens" Elpis Melenas Weilen auf Caprera interpretiert. Was man doch Lesern alles weismachen will! Die Colet erzählt, Elpis wäre in den letzten Stadien der Schwindsucht nach Caprera gekommen, um bei Garibaldi eine Milchkur durchzumachen, und er hätte ihr das Leben gerettet, indem er ihr jeden Morgen eine Schale frischer Kuhmilch, die er selbst gemolken, ans Bett brachte.

Und worauf ist dieses Märchen der phantastischen Französin zurückzuführen, die zu den Intimen des Pariser Frauenphilosophen Viktor Cousin zählte? Auf die nachfolgende Episode, die Elpis Melena selbst der Colet in Rom mitteilte: Es war bei ihrem zweiten Aufenthalte auf Caprera, 1858, als sich Elpis eines Morgens von ihrem Lager erhob. In dem zur Erinnerung an Anita in brasilianischem Stil gebauten Hause mit dem flachen, kuppelgekrönten Dache bewohnte sie ein im Erdgeschoß gelegenes Gemach. Die Sonne stand schon hoch, als Elpis plötzlich an dem offenen Fenster eine Kuh mit gesenktem Kopfe vorbeijagen sah. Hinter ihr trabten Garibaldi und Teresa, beide mit Milcheimer und Melkschemel bewaffnet. — Bald darauf saß man beim Frühstückstische. Es war nur wenig Milch vorhanden. Garibaldi entschuldigte dies, indem er auf die Elpis bisher dunkel gebliebene Kuhhetze zu sprechen kam. „Siehst Du, Teresa," wendete er sich vorwurfsvoll an seine Tochter, „es ist nur Deinem Jähzorn zuzuschreiben, daß wir der Signora nicht einmal reichlich genug Milch anbieten können." Und dann richtete er sein Wort an Elpis: „Immer wiederhole ich es

meinen Kindern, daß man die Tiere nur mit Güte behandeln soll, da man dadurch mehr als durch Schläge erreicht. Diese Zoni ist unsere beste Kuh, verträgt aber keinen Schlag; der, den ihr Teresa unbedachterweise im Stall gab, hat sie erregt und ganz unbändig gemacht. Weit unten in einem Felde habe ich sie eingeholt; es gelang Teresa, sie bei den Hörnern zu fassen, so daß ich mit dem Melken beginnen konnte. Doch währte es keine Minute, so warf sie mich samt dem Eimer um und ergriff die Flucht."

Eine bukolische Scene also aus dem Dasein des Führers der Rothemden, würdig eines Malers, der sie verewige. Man erinnert sich aber auch, wenn man Garibaldi sagen hört, daß man die Tiere mit Güte behandeln soll, des weichherzigen Mannes, von dem ein Freund*) folgenden Zug wußte: Eines Tages hörte Garibaldi ein Schaf wimmern. Es klagte um sein Junges. Garibaldi machte sich auf die Suche nach dem Lämmchen. Bis in die tiefe Nacht spähte er aus, und nicht früher ging er zur Ruhe, als bis er das Tierchen gefunden. Dann nahm er es, da es vor Kälte zitterte, zu sich ins Bett, damit es sich wärmte.

Vielleicht durch Garibaldis Einfluß ward Elpis Melena zur Tierfreundin. In manchen ihrer Schriften verurteilt sie die Mitleidslosigkeit, mit der die südlichen Völker ihre Tiere behandeln.

War es der sentimentale — Deutsche in Garibaldi,

*) Vergl. Malwida von Meysenbug: „Der Lebensabend einer Idealistin".

der sich gegen die in Italien übliche grausame Behandlung der Tiere auflehnte?

„Der Deutsche!?" — Ja, dem Forschertriebe und der Zuneigung Elpis Melenas gelang es, in Garibaldis Adern deutsches Blut zu entdecken. In dem Kirchenbuche der Gemeinde Rüggeberg in der Grafschaft Mark fand sie die Aufzeichnung: „D. Josef Baptist Maria Garibaldi — Katharina Amalie v. Neuhof, verehelicht am 16. August 1736."

Und von diesem Paare stammt nach Elpis' Untersuchungen Giuseppe Garibaldi, der Held der Einheit Italiens. Der Deutsche Theodor v. Neuhof hatte als Theodor I. im Jahre 1736 den Königsthron von Korsika bestiegen. Zu seiner alten Mutter, die auf dem Gute Peddenöh bei Rüggeberg wohnte, schickte er einmal seinen Vertrauten, den Arzt Garibaldi. Der Abgesandte verliebte sich, kaum angelangt, in die Schwester seines Souveräns, Fräulein Katharina, und brachte sie als Frau nach Ajaccio. Als die Genuesen Korsika wieder erobert hatten, siedelte sich das Ehepaar Garibaldi-Neuhof in Nizza an, und Josef Baptist Maria wirkte hier als praktischer Arzt. Sein Enkel war der große Giuseppe, der 1807 zur Welt kam.

Es war also die Deutsche in Frau v. Schwartz, geborenen Brandt, zu der sich der Enkel Katharina Amalie v. Neuhofs so hingezogen fühlte? Und es war in Elpis Melena das deutsche Blut, das für — deutsches Blut schwärmte?

Malwida von Meyſenbug.

In einem Alltagsgebäude ohne Stil und Grazie wohnt ſie weit draußen, dem Korſo entrückt, in der ſtillen Via Polveriera. In ihrer ſchlichten Wohnnng im zweiten Stock ſind gar viele hervorragende Menſchen aus- und eingegangen.

Damals war es noch ihre alte, nunmehr verſtorbene Dienerin, die uns die Thüre zu öffnen pflegte. „Das Fräulein wird ſich freuen," war ihre ſtändige Redensart. — Im Empfangszimmer erinnerte manches an Liszt und Wagner, und vom Balkon ſchaute man hinüber zu den Trümmern des nahen Koloſſeums.

Doch da ſchwebte ſie heran, die Baroneſſa. Unmöglich war es, ſie auf ihr Alter einzuſchätzen. Dieſe ätheriſchen Frauen pflegen ſich erheblich länger jung zu erhalten, als ſolche, die mit der Materialität zu ringen haben. Das Haar der Baroneß war aſchfarben —; es war ſchwer, ſilberne Fäden an dem geſcheitelten Haupte zu entdecken, noch ſchwerer, aus ihrer Stimme anderes als Jugend herauszuleſen. Von Garibaldi erzählte ſie uns, daß der Zauber ſeines Organs ſie beſtrickte. Auch an ihr, der alten Dame, fällt ſofort die von einer Seele getragene Stimme auf, die ſich wie eine Glocke dem Innerſten des Beſuchers mitteilt.

Als wir ſie vor nun fünfzehn Jahren zum erſtenmal in Rom ſahen, war ſie ſchon das, was der Volksmund ein altes Mütterchen nennt. Denn faſt ſiebzig zählte ſie.

Freilich, wenn ſie ſo ruhig, heiter und faſt andachts-

voll im Fauteuil ſaß, und ihre Lippen erzählten, und ihre Augen unter dem ſchwarzen Spitzenhäubchen bald freundlich dreinblickten, bald wie zu innerer Sammlung ſich ſchloſſen, mochte man an ihren Erfahrungen merken, daß ſie hoch an Jahren ſei.

Vor einem Menſchenalter ſchon veröffentlichte ſie ihre „Memoiren einer Idealiſtin", Denkblätter eines unendlich inhaltsreichen Lebens. Zu den damals geſchilderten fünf ereignisvollen Decennien haben ſich mittlerweile drei weitere geſellt. Ich konnte zum Teil ſelbſt Zeuge deſſen ſein, wie viel ihr die neuen Jahrzehnte an Eindrücken zuführten. Manch einen Abend brachte ich bei ihr hin. Der Mond übergoß das Koloſſeum mit ſeinem Zauberlicht. Indeſſen war der Salon voll intereſſanter Beſucher.

Einmal traf ich einen alten Herrn. Es war, wenn mich das Gedächtnis nicht trügt, der frühere Miniſter eines kleinen ſüddeutſchen Staates, ein etwas knorriger Mann, der in Behäbigkeit den heimatlichen Dialekt ſprach. Er wird eine Reminiscenz aus den früheſten Tagen der Dame des Hauſes geweſen ſein, die ſelbſt Tochter eines ſüddeutſchen Staatsminiſters war.

Sie freilich wuchs ſchnell aus Partikularismus und Pietismus zum Verſtändnis der Geſamtintereſſen Deutſchlands heraus, ward ſogar Weltbürgerin.

Frau Malwida war noch mehr Kosmopolitin, als der ihr befreundete Deutſchrömer Gregorovius, der ſich doch durch geiſtige und perſönliche Beziehungen hinlänglich den Weltbürgerbrief errungen hatte. Doch räumlich wenigſtens erſchöpfte ſich ſeine Exiſtenz in zwei Ländern, in Deutſchland und Italien, während die Meyſenbug, deren Wiege

in Deutschland stand und die nun seit Decennien in Rom wohnt, die Mitte ihres Daseins in Frankreich und England hinbrachte. Diesen Abschnitt eines vielbewegten Lebens, das keine eigentliche Berufsexistenz war, doch erziehend in Wort und That wirkte, hat sie ja so reizvoll und ergreifend in ihren weitbekannten Memoiren geschildert.

Wie gesagt, ihr römisches Milieu war ungefähr das von Ferdinand Gregorovius, nur daß sie sich nicht so sehr gesellschaftlich ausbreitete wie der deutsche Geschichtschreiber, der alle ihm zugänglichen Salons besuchte.

Die Meysenbug hatte Anfang der sechziger Jahre während ihrer ersten römischen Winter ihren Pflichtenkreis als Erzieherin der jungen Töchter Alexander Herzens, denen sie die Mutter ersetzte. Damals hatte die römische Gesellschaft noch nicht jenen unerquicklich bunten Wechsel der Personen aufzuweisen wie heute. Damals, als noch die ganze Pracht mittelalterlicher Romantik unter den Ruinen Roms schlief, als noch die Dämmerung unversehrter Päpstlichkeit einen reichen Schatz von Poesie hütete, damals gaben sich gleichgestimmte Geister alljährlich ein Stelldichein am Tiber, und waren sie auch in ihren nationalen oder religiösen Überzeugungen geschieden, so einigte sie ein höheres Menschentum und ein Schönheitsideal, das manche Gegensätze ausglich.

Solch ein Kontrast der Anschauungen bestand auch, bei aller persönlichen Intimität, zwischen der Fürstin von Sayn-Wittgenstein, Freundin und Beschützerin Liszts, und der Meysenbug. Die Fürstin war durch und durch katholisch, die Meysenbug dagegen hatte sich als Freidenkerin

auch über den Proteſtantismus erhoben, in welchem ſie geboren war.

Die Fürſtin war Proſelytenmacherin. Bei Frau Malwida allerdings hatte ſie kein Glück. Die Fürſtin wollte die aufrichtig geliebte Freundin in den Schoß der alleinſeligmachenden Kirche hinüberretten. In dem ſchweizer Biſchof Mermillod, ſpäteren Kardinal, glaubte ſie das von Gott beſtimmte Inſtrument für ihr Bekehrungswerk gefunden zu haben. Die Meyſenbug iſt die Schweſter des im Jahre 1886 verſtorbenen Barons Otto Emil Meyſenbug, eines Konvertiten, der als Sektionschef im Wiener Miniſterium des Äußern ſeine Rolle als klerikaler Staatsmann der Konkordatszeit ſpielte. Mit dieſem wie mit anderen ihrer katholiſch gewordenen Verwandten hatte Mermillod viel verkehrt, und ſo war es Frau Malwida lieb, mit Monſignore bekannt zu werden. Nachdem die Fürſtin es ſo weit gebracht, daß die zu Bekehrende eine Faſtenpredigt Mermillods in einer römiſchen Kirche angehört hatte, lud ſie den Biſchof und die Freundin zu ſich.

Dieſe erzählt in ihrem „Lebensabend einer Idealiſtin“: „Mermillods Äußeres und ſeine etwas hochmütige Art, zu ſprechen und zu fragen, nahmen mich nicht für ihn ein, aber der Fürſtin zuliebe ging ich freimütig darauf ein, ſeine Fragen zu beantworten, die ſehr inquiſitoriſch forſchten, warum ich mich den Überzeugungen meines Bruders in Wien nicht angeſchloſſen habe. Nach einiger Zeit entfernte ſich die Fürſtin und ließ uns allein, wahrſcheinlich in der Hoffnung, daß er nun direkter auf das Ziel losgehen ſollte. Er ſagte denn auch gleich, es komme eigentlich nur auf drei Fragen an, welche ſchon Boſſuet einem Engländer, der ſeinen

Rat einholte, als das Wesentliche vorgelegt habe, zuerst die Frage, ob man an Gott glaube, zweitens ob man an Christus glaube und drittens — und das sei das Wesentlichste — ob man an die Kirche glaube." — „Das wird schneller gehen, als Sie denken," frohlockte Monsignore, als die Fürstin wieder eingetreten war. Schon meinte er für die Kirche eine Seele erobert zu haben. Die Fürstin küßte „in einem Sturm des Entzückens" der Meysenbug den Saum des Kleides. Erschrocken wehrte diese ab: „Aber Fürstin, was thun Sie?", und freudestrahlend erwiderte die Fürstin: „Der Gedanke, mit Ihnen an den Altar zu treten, ist zu schön und riß mich fort." Frau Malwida dankte, wußte aber, daß sich die Fürstin täuschte.

Tags darauf empfing die Meysenbug von Mermillod die Predigten Lacordaires und das Leben der bekehrten Amerikanerin Mrs. Seton. Sie las die Bücher, die ihre verstockte Seele bessern sollten, schickte sie aber dann an Monsignore mit einem Absagebriefe zurück, der mit den Worten schloß: „Wovon ich nicht überzeugt worden bin und nie sein werde, das ist die Annahme, daß die Wahrheit ein- für allemal gegeben sei, und daß eine dogmatische Kirche sie für immer umschließe. Ich glaube im Gegenteil, daß die Wahrheit in ewigem Wachsen sei und eine Hülle nach der anderen abwerfe, um immer vollkommenere Blüten und Früchte zu tragen." — Mermillod hatte genug. Er schwieg fortan. Die Fürstin dagegen blieb zäh und suchte weiter zu überreden. —

Im Gegensatze auch zur Fürstin, die an den Traditionen des Papsttums hing, hielt die Meysenbug zu dem modernen Italien. Wohl schüttet sie in ihren Schriften reichen Tadel über die Regierenden im heutigen Rom aus. Desto ehr-

würdiger aber ſtehen ihr die Begründer des neuen Italien da, Allen voran Mazzini. Er iſt ihr eine der erhabenſten Erſcheinungen des Jahrhunderts, ein Märtyrer unter den epiſchen Geſtalten, die das einige Italien geſchaffen haben. — Auch unter Deutſchen fand ſie Männer, welche begeiſtert die Thaten des Revolutionärs prieſen, in deſſen Herzen zwei heilige Namen eingegraben waren: Italien und Republik. Solche Anbeter Mazzinis waren Graf Schack und Nietzſche. Der Philoſoph des Übermenſchentums bekannte ſeiner Freundin Malwida, es gäbe kein Leben, das er ſo beneidenswert fände wie das Mazzinis.

Die Meyſenbug hatte den Meiſter der Giovine Italia in London in ſeiner einſamen Größe und in der Anſpruchsloſigkeit ſeines äußeren Lebens verehren gelernt. Nun, da ſie in Italien war, pilgerte ſie zu ſeinem Grabe auf dem Friedhofe von Staglieno zu Genua, wo er neben ſeiner Mutter ruht. Und da ruft ſie aus: „Sie liegt da, wie um ihn, welchen ihre aufopfernde Mutterliebe im Leben nicht vor der tiefſten Tragik des Schickſals ſchützen konnte, wenigſtens im Tode vor der Tücke des Haſſes und Neides ſicherzuſtellen.“

Glücklicher als Mazzini, harmoniſch abgerundet in ſeiner ſchlicht wohlwollenden Natur, erſchien ihr Garibaldi, deſſen Expedition nach Sicilien, wie ſie ſo ſchön bemerkt, eher ein Geſang des Homer als ein moderner Feldzug geweſen ſei.

Mit Garibaldi traf Frau Malwida nur einmal im Leben zuſammen. Deſto vertrauter war ſie mit Marco Minghetti.

In ihren Memoiren finden wir den ganzen Salon Minghetti. Wie gern ſprach ſie uns von Minghettis

Freunde, dem Kunſtkritiker Giovanni Morelli! Sie weilte gerade in Geſellſchaft eines muſikaliſchen Franzoſen bei Frau Minghetti, als die Nachricht von Morellis in Mailand erfolgtem Tode eintraf. Tief beſtürzt, bat die Hausfrau um Muſik. Der Franzoſe ſpielte Beethovens Trauermarſch. Da rief Donna Laura Minghetti: „Nein, das nicht, das iſt nicht zu ertragen!“ — „Und ſo kamen wir,“ berichtet die Meyſenbug, „zu Bach zurück, und in den hehren Tönen hielten unſere Herzen dem edlen Geſchiedenen die würdige Todtenfeier.“

Im Minghettiſchen Hauſe fand ſich „die zweite Schicht der hervorragenden Männer der italieniſchen Geſellſchaft dieſes Jahrhunderts“ zuſammen. Unter „zweiter Schicht“ verſteht die Meyſenbug die Männer der Praxis und des Erfolges, der klugen, berechneten That, im Gegenſatze zu jener erſten Schicht von Emigranten, die für das Ideal eines einigen großen Vaterlandes von ſtrahlender Herrlichkeit gelebt hatten und zum Teil in Enttäuſchung und Armut geſtorben waren. Als die Bedeutendſten dieſer „zweiten Schicht“, die ſie bei Minghettis traf, nennt ſie neben dem Hausherrn ſelbſt Ruggero Bonghi, Giovanni Morelli und Francesco Brioschi.

Wer, der Rom in den zwei Jahrzehnten nach dem Falle der päpſtlichen Herrſchaft kannte, erinnert ſich nicht des Neapolitaners, der ſchon in ſeiner Maske den beißenden Satiriker verriet? Bonghi hatte immer ein ſcharfes Wort bereit. Von Napoleon I. ſagte er: „C'était un grand homme — vulgaire.“ Von dem Gretchen im „Fauſt“ meinte er, ſie wäre ein ordinäres Ding, das ſich durch eine Kette verführen ließe.

Zu den intereſſanteſten Fremden, die ſich im Hauſe Minghetti ſehen ließen, rechnet die Meyſenbug den Biſchof Stroßmayer aus Diakovar, deſſen Mut bei Bekämpfung der päpſtlichen Infallibilität ſie rühmt. Der Kroate brillierte in den römiſchen Salons, auch in denen der liberalen Geſellſchaft, durch ſein fertiges Italieniſch und ſeinen Kunſtſinn, der von nicht gewöhnlicher Freigebigkeit war. Den Kollegen vom Klerus imponierte er durch ſein vorzügliches Latein. Die Meyſenbug hebt an Monſignore die echt ſlaviſche Natur hervor, die ſich unmittelbar, ſtürmiſch, doch auch ideal gegeben habe. „Einmal," erzählt ſie, „war ich mit ihm zuſammen bei Minghettis zum Frühſtück. Er ſprach mit tiefem Ernſt über die Schuld der Curie, die darin beſtehe, daß ſie den Völkern keine Freiheit gebe, während ihre Aufgabe ſein müßte, ſie Tugend und freies Denken zu lehren." — Den anweſenden Italienern gegenüber ſtimmte er das begeiſterte Lob des Slaventums an und rief ihnen übermütig zu: „Ihr ſeid die Alten, wir ſind die Jungen; die Zukunft gehört uns!"

Eine Hauptrolle in den Erinnerungen der Meyſenbug ſpielen Nietzſche und Richard Wagner.

Die Bekanntſchaft mit Nietzſche verdichtete ſich ihr in Italien zur innigſten Freundſchaft. Schon in den ſiebziger Jahren war die Geſundheit des damals noch jungen Philoſophen, der heute als unheilbarer Geiſteskranker hinſiecht, ſehr erſchüttert. Die Meyſenbug hoffte, er könnte im Süden Geneſung finden, und erbot ſich, mit ihm den Winter in Sorrent zuzubringen. Freudig nahm er an. Er brachte einen Freund, Dr. Paul Rée, und einen Schüler, einen jungen Basler Namens Brenner, mit.

Ein Haus mitten in einem Weingarten nahm die schwärmerische kleine Kolonie aus dem Norden auf. Von den Terrassen genoß man den Anblick des Golfs, und des Abends sah man Feuergarben aus dem Vesuv steigen. Unter Orangen- und Citronenbäumen wurde philosophiert, wurden weltbeglückende Träume ausgesponnen.

Ließ sich denn das, was man hier ausdachte, nicht in helle Wirklichkeit umsetzen? Eine unverbesserliche Idealistin, wie die Meysenbug es ist, faßte sie die Gründung einer Art Missionshauses ins Auge, „um erwachsende Menschen beiderlei Geschlechts zu einer freien Entwickelung edelsten Geistes-lebens zu führen, damit sie dann hinaus gingen in die Welt, den Samen einer neuen, vergeistigten Kultur auszustreuen." Nietzsche und Rée waren Feuer und Flamme für die Sache, waren bereit, als Lehrer an der Anstalt zu wirken und Apostel des freien Gedankens zu sein. Die Meysenbug wollte insbesondere Schülerinnen gewinnen, „um sie zu edelsten Vertreterinnen der Emancipation der Frau heranzubilden, damit sie hülfen, dieses so wichtige und bedeutungsvolle Kulturwerk vor Mißverständnis und Entstellung zu bewahren und in reiner, würdevoller Entwickelung zu segensvoller Entfaltung zu führen."

In Sorrent, in diesem Paradies voll südlicher Pracht, sollte die neue Hochschule des reinen Menschentums erstehen. Die Natur selbst schien ihr Teil zu dem Bau beigetragen zu haben. Am Meeresstrande gab es geräumige Grotten, aus den Felsen gehauen — das sollten die Lehrsäle für die Jünger des neuen Heils sein. Und da war ein Felsen, in dem die liebenswürdige Phantasie unserer Freundin die zukünftige Tribüne entdeckte, auf

welcher der Vortragende ſtehen würde. Wie ſchön könnte es ſich, träumten die Vier, in der warmen Zeit in den kühlen Grotten lehren und lernen. Aus ſolcher Schule, dachten ſie, würde doch ein kräftigeres, geſünderes, edleres Geſchlecht hervorgehen als aus den Gymnaſien und Univerſitäten Deutſchlands, dieſen Maſſenbrutſtätten des Menſchengeiſtes.

Allein hätte die Idealiſtin vielleicht das Unmögliche bewerkſtelligt — das Mitwirken der drei Männer jedoch brachte die Sache zu Falle.

Eine Donquixoterie! werden die ſagen, die dies leſen, mußte vielleicht die Meyſenbug aus dem Munde manch eines hören, der von der beabſichtigten Gründung vernommen. Vielleicht ironiſierten ſich die Gründer ſelbſt, wohl wiſſend, daß gerade das Idealſte vor dem Forum der Alltäglichkeit am lächerlichſten ſei. —

Auch in Sorrent pflegte Nietzſche von ſchweren pſychiſchen Störungen heimgeſucht zu werden. Seiner mütterlichen Freundin — ſie war faſt dreißig Jahre älter — fiel bisweilen an ihm eine gezwungene Natürlichkeit und Heiterkeit auf. Oft ſchlug er plötzlich aus einer idealiſtiſchen in eine poſitiviſtiſche Stimmung um.

Nietzſches Abfall von Richard Wagner, den er einſt ſo verherrlicht, hatte etwas Pathologiſches. Die Meyſenbug erlebte an ſich das Entgegengeſetzte. Wagner verklärte ſich ihr immer mehr zu einer der erhabenſten Erſcheinungen deutſcher Kunſt.

Bayreuth ward ihr eine zweite Heimat, und gern hätte ſie es zum dauernden Wohnſitze gewählt, wäre ihr nicht das Klima zu rauh geweſen. Von Bayreuth ſpricht

sie wie von einer heiligen Stätte, von dem Theater Wagners wie von einem Tempel Gottes.

Sie wird nicht müde, Züge zu erzählen, die zum Vorteile der Persönlichkeit des Meisters ausschlagen. Und gerade in Italien hatte sie Muße, ihn zu beobachten. In Neapel, wo er einmal den Winter zubrachte, kam es vor, daß er in dem terrassenartigen Garten, der die von ihm bewohnte Villa am Posilippo umgab, mit seinen Kindern spielte. Ein Lieblingsspiel war es, die Kapseln eines Strauches aufzudrücken, wodurch ein Knall erzeugt ward. Beim Haschen nach den hochhängenden Kapseln brach er einen der schönsten Zweige, der nun melancholisch herunterhing. Ein Schüler indischer Weisheit, der er war, glaubte er in dem Baume einen empfindenden Organismus getroffen zu haben. Da schickte er eine seiner Töchter ins Haus, um Leinwand zu holen. „Als sie damit zurückkehrte, verband er den geschädigten Zweig mit der Sorgfalt, wie er es bei einem Tiere oder Menschen gethan haben würde, in der Hoffnung, daß die Wunde sich schließen und der Ast wieder anwachsen könnte." — Das klingt wie eine Scene aus Kalidasas „Sakuntala"!

Ein ähnlicher Zug: Eines Abends spazierte Frau Malwida mit ihm auf der großen Terrasse unter dem Porticus des Hauses auf und ab, ernste Fragen besprechend. Eine Riesenprozession von Ameisen zog über den Weg. Die Meysenbug bemerkte mit Rührung, wie Wagner jedesmal einen großen Schritt that, um keines der Tierchen zu zertreten.

An diese und ähnliche Erfahrungen, die sie mit ihm gemacht haben will, knüpft sie die Bemerkung, daß

ſich in ſeiner Natur „kindliche Heiterkeit, überſtrömendes Mitleid, gewaltige Leidenſchaft, Forſcherblick des allſehenden Intellekts, weltverachtende Ironie und tiefe Schmerzfähigkeit vereint fanden."

Im Sommer 1882, dem letzten in Wagners Leben, war ſie in Bayreuth, um den Proben zum „Parſifal" beizuwohnen. In der Generalprobe, bei der nur wenige Eingeweihte — man möchte ſagen, die Eſoteriſchen — anweſend ſein durften, ſaß ſie zwiſchen Liszt und Daniela v. Bülow, der Tochter Frau Coſima Wagners aus erſter Ehe. In Ekſtaſe faßte Liszt, vor ſich die Partitur, plötzlich den Arm der Meyſenbug und ſagte wie außer ſich: „Ce n'est pas à croire à ses oreilles!" Und die feurige Daniela rief, als das Liebesmahl im Gralstempel zu Ende war und die Ritter ſich den Bruderkuß gaben: „Ich wollte, ich hätte einen Todfeind, um ihm in dieſem Augenblicke zu vergeben." So mächtige Wirkungen nahm die Meyſenbug wahr. Mit Entrüſtung weiſt ſie die Annahme ab, als ob der „Parſifal" eine Rückkehr Wagners zur orthodoxen dogmatiſchen Kirche bedeute, wie dies von mancher Seite geäußert worden.

Nach Nietzſches Erkrankung und Wagners Tod war es nur noch Einer, der auf die Meyſenbug gewaltigen Eindruck machte. Dies war Baron Alexander Warsberg, öſterreichiſch-ungariſcher Generalkonſul zuerſt in Korfu und zuletzt in Venedig, wo er nicht gar alt 1889 ſtarb.

Die Meyſenbug und Warsberg hatten einander zuerſt in Briefen kennen gelernt. Ein Wollüſtling der Einſamkeit, den er ſich ihr gegenüber nannte, hatte er ſich für die

ideale Art, wie sie in ihrem Roman „Phaedra“ alle Lebensfragen auffaßte, dermaßen erwärmt, daß er ihr von der ionischen Phäakenstätte, in der er Konsulatsdienste that, eine Art intellektueller Liebeserklärung übersandte. Eine lebhafte Korrespondenz entwickelte sich, und mancher schöne Gedanke flog vom Tiber zu dem odysseischen Gestade, und von da übers Meer nach Rom. Warsberg war Geistesaristokrat, haßte Halbbildung und auch die Bildungsschablone, die man sich aus Büchern anerzieht. „Die sogenannten Gebildeten heutzutage“, schrieb er an die Freundin, „kommen mir gerade so vor, wie die Sänger, denen der Wortschwall der modernen Schule die Stimme ruiniert hat. Man muß zu Goethes Zeit besser gesprochen haben, so wie man schöner schrieb.“

Nach wenigen Jahren inniger Freundschaft drückte sie ihm in Venedig, wo sie den Kranken aufopfernd gepflegt, die Augen zu. — Damals verließ sie noch ab und zu ihr Rom. Nicht nur, daß sie bis Oberitalien kam, sondern sie ging sogar regelmäßig nach Versailles, wo sie in „Villa Amiel“ bei Gabriel Monod, dem auch als warmer Anwalt des unglücklichen Dreyfus bekannten französischen Historiker, einem Schwiegersohne Alexander Herzens, den Sommer zuzubringen pflegte. Nun wagt sie sich bei ihrem hohen Alter nicht mehr weit von Rom weg.

Die ewige Stadt ist ihr ans Herz gewachsen, und nicht am wenigsten bewundert sie es, daß hier ohne merkliche Erschütterung für beide Gewalten ein König von Italien und ein Papst neben einander leben. War sie ja selbst Zeugin dessen, wie sich mit dem Regierungsantritt Humberts I. und Leos XIII. fast gleichzeitig ein Wechsel

auf beiden Thronen, dem königlichen und dem apoſtoliſchen, in aller Ruhe vollzog.

Zu den denkwürdigſten Augenblicken ihres Daſeins zählt ſie eben jenen Winter 1878, in welchem raſch nach einander der erſte König von Italien und der letzte Papſtkönig aus dem Leben ſchieden. „Alte und neue Zeit ſtanden ſich gegenüber, feindliche, unverſöhnliche Gegenſätze," ſchreibt ſie darüber, und ſie fährt fort: „Wer wird Recht behalten von den Beiden? Es kommt darauf an, ob das neue Rom ſo hohe Kulturgedanken zu verwirklichen fähig iſt, daß ſie den alten, halbverbrauchten Stoff beſiegen; ſonſt wird der Gegenſatz noch lange dauern, vielleicht noch Jahrhunderte."

Hoffentlich iſt es der deutſchrömiſchen Kosmopolitin gegönnt, den Phaſen dieſes nicht reizloſen hiſtoriſchen Kampfes auch in dem neuen Jahrhundert zu folgen, an deſſen Schwelle wir ſtehen. — Sie erwartet zuverſichtlich, es werde nach dem alten Jahrhundert, das ſterbend noch mit erbleichenden Lippen in dem Falle Dreyfus Verrath an der Wahrheit und Gerechtigkeit geübt, ein ſolches des Friedens und der Tugend kommen. Mit ihrem Seherblicke, der ſich in der ewigen Roma geſchärft, ſchaut ſie im neuen Jahrhundert einen Tempel erſtehen, der das „Urbild aller Vollendung" bringt.

Joſef Kopf.

Vor über einem Decennium pflegte ich während eines mehrjährigen Aufenthalts in Rom in den Ateliers vorzuſprechen, um mich der neueſten Malereien und Skulpturen zu freuen. Manchmal hatte ich einen ſachverſtändigen und liebenswürdigen Begleiter, der die Eigentümlichkeit beſaß, ſelbſt Künſtler zu ſein und ſich doch für andere ſeiner Gattung zu intereſſieren. Freilich führte mich mein Cicerone gewöhnlich in Malerateliers. Möglich, daß die Bildhauer in ihm einen zu erfolgreichen Konkurrenten ſahen, als daß ſie ihm gegenüber ohne Neid geblieben wären.

Er war eine hagere Geſtalt mit länglichem Kopf, faltenreichem Geſichte und tiefliegenden Augen. Der höchſt bewegliche Mann ſchwäbelte bedenklich und am allermeiſten, wenn er italieniſch ſprach. Das iſt nun einmal ſo, daß die Deutſchen, trotzdem ſie ſeit dreißig Jahren ein gemeinſames Vaterland und einen gemeinſamen Kaiſer haben, doch die Provinzen, aus denen ſie hervorgehen, auf ihren Lippen tragen. Am allerliebſten aber geben ſie zu erkennen, daß ſie Preußen oder Sachſen, Baiern oder Schwaben ſind, wenn ſie — italieniſch ſprechen. Ich habe Mommſen italieniſch — preußeln, den ſeit Jahrzehnten in Rom lebenden Archäologen Wolfgang Helbig italieniſch — ſächſeln und Joſef Kopf, den deutſchen Bildhauer aus Württemberg, italieniſch — ſchwäbeln gehört.

Mit Kopf zu plaudern war Genuß. Er hatte aller-

dings eine etwas malitiöse Art, und dies, auch wenn sein Auge gerade mit Ernst und Kennerblick auf Kunstwerken geruht hatte.

Meister Kopf führte mich nicht nur in die Ateliers der anderen, sondern auch in sein eigenes in der Via Margutta. Hier konnte ich sehen, wie viel er im Leben geschaffen und noch damals schuf, als er kein „heuriger Hase" mehr war, sondern das siebente Jahrzent des Lebens angetreten hatte, das er nun glücklich absolviert hat. — Er arbeitete gerade an einer überlebensgroßen Figur für eine Fontäne im Garten der Frau Geheimrat Wahlländer in Berlin. Der Marmorkoloß stellte einen Triton dar, der mit aller Gewalt einen Riesenfisch an die Brust drückt, wodurch dieser einen Wasserstrahl ausspritzt. — Das Werk machte einen barocken Eindruck.

Mit reinerem Wohlgefallen stand ich vor einer Büste Kaiser Wilhelms I. Kopf verdient den Namen des Kaiserbildhauers. Es war damals die sechzehnte Büste, die er von dem Kaiser fertigte. Seit Jahren hat er außer seinem römischen Atelier eines in Baden-Baden, neben der Winter- und Frühlings- eine Sommer- und Herbst-Werkstätte. Dort saß ihm der alte Kaiser wiederholt. — Eine der bekanntesten Kopfschen Kaiserbüsten befindet sich in der Berliner Nationalgalerie. Die Büste, an der er nun meißelte, entsprach einem Abgusse der eben angeführten, die der Meister in Baden-Baden nach der Natur den Jahren des Kaisers angepaßt hatte. Friedliche Resignation des Alters und lebensweise Heiterkeit sprachen aus dem Marmorbilde. Stand man unmittelbar vor demselben, so mochte man es fast zu realistisch finden;

in den tiefliegenden Augen, in den vielen Falten nahm man nicht nur den greisen Herrscher, sondern das Greisentum an sich wahr. Sah man die Büste jedoch aus der Ferne, so lag eine einheitlichere, versöhnende Stimmung über dem Ganzen.

Ein männlich zäher Typus trat uns in der für die Universität Berlin bestimmten Büste der Gräfin Bose, der Wohlthäterin jener Hochschule, entgegen. Den Frauenkopf mit dem mächtigen Fettkinn hätten wir fast für einen Diplomaten der Rococozeit oder für einen Kardinal und Staatsmann der Kurie gehalten.

Auch einer Büste Döllingers begegneten wir. Der große deutsche Gelehrte, der in seinen letzten Jahren dem Meister wiederholt gesessen, war in Halbfigur mit gekreuzten Armen im akademischen Talar dargestellt. Der Künstler dachte sich den berühmten Stiftspropst, wie er vor seinen Schülern doziert. In dem für die Bibliothek der Frau von Kramer-Klett zu München bestimmten Kopfe suchte der Bildhauer gleichsam die Thätigkeit und die Gesinnungen Döllingers zu konzentrieren. Hier war nicht eine Stimmung, sondern die Summe des Berufes wiedergegeben. Der Weltweise vereinte sich da mit dem Weltklugen, der auf das Ewige gerichtete Denker mit dem auf die zeitlichen Erscheinungen bedachten Diplomaten und Opportunisten. Was war alles in diesen Zügen gelegen? Der Philosoph, der Staatsmann, der Priester — der Pfaffe. Man möchte in der Büste die marmorne Formel für die Lebensentwickelung des zum Beobachter und Weltverächter emancipierten Weltdieners finden.

Wie bescheiden nahm sich neben Döllingers Kopf

der Wilhelm Henzens aus, des dem Bildhauer befreundeten Leiters des deutsch-archäologischen Instituts. In diesen Zügen lag schlichte Anhänglichkeit an eine engbegrenzte Wissenswelt — das Geräusch des Lebens brach sich an dem Gelehrtenheim, innerhalb dessen sich dieses einem reinen Streben geweihte Dasein vollendete. Jetzt ist die Gelehrtenbüste — eines der besten Werke Kopfs — im Saal der Konsularfasten auf dem Kapitol neben der von Tadolini gefertigten Büste Borgheſis aufgestellt.

Kopf ist also nicht nur Kaiser-, sondern auch Gelehrtenbildner. Wir sahen bei ihm Gregorovius' stolzes, selbstbewußtes, ausdrucksreiches Antlitz, die Marmorbilder des Rottenburger Bischofs Hefele — auch ein diplomatischer Theologe! — Lübckes, von der Goltz', des Afrikareisenden Heuglin, Schnaases, Anton Springers. Ernst Curtius und Georg Ebers, einander verwandte Gelehrten- und Künstlernaturen, doch im Äußern so unähnlich, vervollständigten die Galerie der Porträts.

In einen Heldensaal deutschen Gelehrtentums war Kopfs Atelier verwandelt. Doch auch eine Walhalla deutscher Fürstlichkeiten schien es. Denn außer dem kaiserlichen Schöpfer des Reiches bewohnten noch andere Fürstlichkeiten, namentlich Süddeutschlands, die souveränen Häuser insbesondere Württembergs und Badens, den Kunsttempel in der Via Margutta. — Und wir erinnern uns auch monumentalerer Schöpfungen, einer Pietà und Uhlands „Goldschmieds Töchterlein" in Marmor. Und neben „Goldschmieds Töchterlein" stand, wir sehen sie leibhaftig vor uns, Meister Kopfs, des Bildhauers Töchterlein, die schöne Martha, damals etwa achtzehn Jahre alt, die der

Vater trefflich abgebildelt hatte — der Marmor war in eine Umhüllung geworfen, und wir glaubten, eine römische Vestalin zu schauen. . . . . .

Von Kopfs Atelier war es nicht gerade nahe zu seiner Wohnung. Das Atelier war in den alten Quartieren unweit von Piazza di Spagna, am Fuße des Pincio, die Wohnung in der Via Nazionale, der neuen Prachtstraße, auf welche die terza Roma, die Roma nuova nicht wenig stolz ist. Man hatte den dritten Stock eines Hauses zu erklimmen, in welchem auch der Postgewaltige Roms, Signor Capecelatro, und ein alter italienischer General wohnten.

War man nun, bald in kleinem Kreise, bald in größerer Gesellschaft, in dem Salon des Meisters, der, gewöhnlich in allerhand Decken gewickelt, auf einer Chaiselongue lag, so ging Einem das Herz auf, wenn Kopf Erinnerungen an Menschen und Dinge aufrollte. Die Maler, von denen er sprach, hingen in goldenen Rahmen an den Wänden; denn Kopf wußte auch zu sammeln, zu kaufen oder eigene Arbeiten gegen die Schöpfungen befreundeter Künstler auszutauschen — er hatte etwa für Jene gemeißelt, die für ihn malten. Und die Sonne, die römische Sonne spielte mit den Figuren und Genres an den Wänden, während Meister Josephus erzählte.

Berühmte Maler, wie Cornelius, Böcklin, Piloty, Passini, Lenbach, hatte er gekannt. Auch in der Schriftstellerwelt hatte er seine Intimen gehabt, wie Georg Ebers, der ihm einen Roman widmete, und die Kunsthistoriker Schnaase und Anton Springer, deren Büsten oder Reliefs ich, wie erwähnt, bei ihm gesehen. . . . .

Schon damals sagten wir uns: Kopf trägt eine Welt von Reminiscenzen in sich — wie schön wäre es, wollte er sie zu Papier bringen! Nun hat er es wirklich gethan. „Lebenserinnerungen eines Bildhauers“ legte er uns vor zwei Jahren unter den Weihnachtsbaum.

Frische des Empfindens und Originalität im Ausdrucke entdecken wir auch stellenweise in seinen „Lebenserinnerungen“. Freilich nicht überall. Gleich das Titelblatt hat uns befremdet: „Lebenserinnerungen eines Bildhauers, von Professor Josef v. Kopf“! — Wie, „Professor Josef v. Kopf“?! Er zieht also wie ein Würdenträger vor uns auf! Professor war er schon, als wir ihn kennen lernten. Nun auch adelig? Ach, es giebt so viele Professoren — es giebt so viele Herren „von“.

Ich weiß auch nicht, ob es ein Vorzug der Lebenserinnerungen Kopfs ist, daß so viele Prinzen und Prinzessinen darin aufmarschieren. Er spricht zu viel von hohen, höchsten und allerhöchsten Herrschaften, die bei ihm im Atelier zu erscheinen oder gar Bestellungen zu machen so gnädig waren. Es ist wahr, die Berührungen mit den Höfen, wie etwa dem württembergischen, später auch dem badischen, preußischen und sogar russischen Hofe, waren von entscheidender Wichtigkeit für das Lebensglück des Bildhauers, der darauf angewiesen war, sich nach oben zu recken, sich vornehme Absatzquellen zu eröffnen. — Doch die Fürstlichkeiten von Geblüt sind nicht immer Fürstlichkeiten des Geistes und des Herzens.

Mehr als die Schilderung derjenigen, die alles durch den Zufall der Geburt sind, zog uns die Erinnerung an Menschen an, die aus eigener Kraft geworden. Und wie

viele seltene Männer traf Kopf auf den verschlungenen Pfaden, die ihn von Unlingen in Württemberg, einem Dorfe im Donauthale in der Nähe Sigmaringens, nach Rom und hier zum Siege führten!

Wir kannten Kopf als einen von Erfolg getragenen, fast möchten wir sagen in Mode stehenden Bildhauer — wir kannten Leute, die es für fashionable hielten, mit einer Romreise einen Besuch in seinem Atelier zu verbinden. Wie hätten wir ahnen sollen, daß der Meister, der es so herrlich weit gebracht, einst so schwer kämpfen mußte? Er prunkte nicht mit einer Vergangenheit, in der er sein Brot mit Thränen aß. Von einem berühmten Schauspieler erzählt man, daß er in Erinnerung an seine Schneiderzeit stets eine Nadel bei sich trage. Bei Kopf erinnerte nichts an die Instrumente, die er einst in jungen Jahren gehandhabt, an Kelle und Kübel.

Als Arbeiter hatte er in der väterlichen Ziegelhütte angefangen, dann machte er Versuche bei einem Steinmetz und einem Maurer.

Kann ein Entwickelungsgang logischer sein, als der vom Ziegelformen zum Mauern, vom Mauern zum Bildhauen? — Der Bildhauer schmückt durch seinen Geist und seine kunstvolle Hand die Räume, die einst das Handwerk geschaffen.

In München, Wiesbaden, Freiburg i. B. verbrachte er seine Lehrjahre als Bildhauer. In dem katholischen Milieu, in dem er lebte, lernte er für Rom schwärmen, und so trat er im Herbst 1852 seinen Pilgergang nach der ewigen Stadt an.

Ein Pilgergang in des Wortes wahrster Bedeutung!

Denn zu Fuß ging es von Bregenz nach dem gelobten Lande Italia, dessen Boden Kopf nach manchen Fährlichkeiten am 13. Oktober betrat.

Hundert Gulden in Kronenthalern hatte er mit sich, einen Tornister, dreißig Pfund schwer, trug er auf dem Rücken. — Damals war unser Reiter auf Schusters Rappen ein sehr gläubiger Katholik. Erst in Rom, wo der Glaube als Weltindustrie gedeiht, sollte sich Meister Kopf die Frömmigkeit abgewöhnen. Daß sein Glaube Schiffbruch gelitten, läßt er aber in seinen Lebenserinnerungen nicht merken. Durch Kopfs Buch zieht sogar eine etwas glaubensselige Stimmung. Nicht als ob wir so unbescheiden wären, nicht die Verfassung einer jeden Seele begreifen zu wollen, so engherzig, sie nicht begreifen zu können. Aber der Vorstellung, daß ein gewisser Kontrast bestehe zwischen dem ätzenden Skeptiker, dem sarkastischen Beobachter, dem Tadler des Vatikanismus, mit dem wir in Rom verkehrten, und dem Verfasser der „Lebenserinnerungen", konnten wir uns nicht erwehren.

Sollte sich da das Wort bewahrheitet haben: „On revient toujours à ses premiers amours"? Oder sollte die Mortimerstimmung, in der Kopf die Schönheiten der römischen Kirche preist, einem unbewußten Nachahmungstriebe entsprungen sein, der zeitweilig ganze Kreise packt? Seit Brunetière vor einigen Jahren, bestochen vielleicht von der Liebenswürdigkeit der römischen Prälaten, gegen das Wissen eintrat, ist es Mode, dem Pariser Litteraten nachzubeten. Zwar Kopf erscheint keineswegs als Gegner der Aufklärung. Nicht einmal, daß er ernstlich katholisiere, könnte man sagen. Aber immerhin schillert er stellenweise

in einem kirchlich myſtiſchen Glanze, der uns, ſo weit wir ihn als Menſchen und Künſtler vor uns ſehen, an ihm fremd iſt.

In Rom machte er es wie ſo viele arme Wallfahrer und ſtieg im Pilgerhauſe San Trinità dei pellegrini ab, wo er unentgeltlich Herberge fand. Er ſuchte Bildhauerarbeit, doch ein Künſtler wies ihn an den anderen. Jeder hatte Perſonal genug; keiner konnte ihn brauchen. Achtermann, Thorwaldſens Schüler Emil Wolf, Imhof, Steinhäuſer, Kümmel und andere vertröſteten ihn mit ſchönen Worten. Auch bei den beiden berühmteſten italieniſchen Bildhauern Tenerani und Tadolini und bei dem Engländer Gibſon bemühte er ſich vergeblich. Er mußte zufrieden ſein, als Stuhlſchnitzer bei einem päpſtlichen Schweizer unterzukommen.

Bald ging es beſſer. Overbeck und Cornelius verwendeten ſich für ihn. Er bekam Beſtellungen, erregte einiges Aufſehen durch einen Chriſtus, einen Ecce homo, die Reliefs „Urteil Salomonis“ und „Abraham verſtößt die Hagar“. Zu der letzteren Skulptur hatte ihn ein älterer Bildhauer angeregt und ihm auch eine Bibel geſchenkt, damit er ſich über Hagars Schickſal authentiſch unterrichtete.

Der Künſtler hatte ſich früher als der Menſch von dem kirchlichen Geiſte losgeſagt. Nur kurz ſtand er im nazareniſchen Banne eines Overbeck.

Kopf vereinigte die Eigenſchaften des Künſtlers mit denen des Weltmannes, der geſunden Sinnes den Forderungen der Gegenwart gerecht zu werden weiß und auch darauf bedacht iſt, ſich Geltung und Reichtum zu ver-

schaffen. Humorvoll, wie er nicht selten unbewußt ist, erzählt er, wie er in Rom „nach Angelsachsen angelte", nach Engländern und Amerikanern. Darin war er jedoch nicht erfolgreich. Er war zu wenig glatt und hatte ein zu spezifisch deutsches Cachet, als daß er sich Nichtdeutschen so leicht zu offenbaren vermocht hätte.

Ein Deutscher ist er bis auf den heutigen Tag geblieben. Deutsch vornehmlich waren seine gesellschaftlichen Beziehungen, deutsch war der Kreis seiner künstlerischen Schöpfungen. Seine Büsten stellten manche der hervorragendsten Elemente der deutschen Gesellschaft dar, die sich im letzten halben Jahrhundert in Rom einfanden oder gar ansiedelten.

Zum intellektuellen, fast zum moralischen Bestande eines jeden höher gearteten Deutschen gehört es einmal, dem Genius Roms seine Aufwartung zu machen. Kopf nun ließ es sich nicht entgehen, jene Rom-Pilger, die es im höchsten Sinne sind, an geweihter Stätte zu begrüßen.

Deutsch ist Kopfs ganzes Empfinden betreffs Roms, ist sein inneres Verhältnis zu den Wandlungen, die diese Stadt von jenem Oktobertage 1852, da er ziemlich gleichzeitig mit Gregorovius anlangte, bis auf heute durchgemacht. So sentimental, wie dies etwa ein Hermann Grimm that, jammert zwar Kopf keineswegs über die Zerstörung der Stadt, die er, noch von aller mittelalterlichen Romantik umwoben, in trautem päpstlichen Zwielichte und kirchenstaatlichem Schmutze geschaut. Doch auch ihm wird es traurig ums Herz, wenn er alter Zeit gedenkt, da die Villa Ludovisi in dichter Baumfülle prangte und ein poetisches Gemüt, ein müder Kopf Inspiration und Frieden fand,

wo heute die Alltäglichkeit modernen Lebens durch neue Straßenanlagen flutet.

Dem Untergang des Kirchenstaats und der Verwandlung der Hauptstadt des Papstes in die des Königs von Italien hatte Kopf freilich keine Thräne nachzuweinen. Was für ein Schandregiment dieser Kirchenstaat führte, mußte ja unser deutscher Bildhauer am eigenen Leibe erfahren. Montecitorio, der große alte Palast, in welchem heute die Erwählten der Nation Regierung und Land zu Tode reden, war vor dreißig Jahren noch das Haus der päpstlichen Polizei, und Kopf ward eines Tages, ohne zu wissen, welchen Verbrechens er sich schuldig gemacht, hieher ins Loch gesteckt.

Er hatte bereits glänzende Aufträge für den württembergischen Hof erfüllt, die „vier Elemente" für einen Salon des Schlosses Berg gestaltet, er lebte in glücklicher Ehe an der Seite einer jungen schönen Frau, als er von der päpstlichen Hermandad aus froher Geselligkeit herausgerissen ward, um in Montecitorio unter Verbrechern eingekerkert zu werden. Ein Rheinländer Namens Schäffer hatte ihn bei der Polizei denunziert, hatte dieser weisgemacht, Kopf hätte päpstliche Soldaten zum Desertieren aufgereizt und ähnliche Übelthaten begangen. Schäffer hatte das erfunden, weil es ihn ärgerte, daß, während er, ein talentloser Bildhauer, der wertlose Büsten des württembergischen Königspaars modelliert hatte, sich dessen Unwillen zugezogen, Kopfs Weizen am Stuttgarter Hofe in vollen Ähren stand.

Die plötzliche Verhaftung hatte die Intervention der angesehensten Mitglieder der deutschen Kolonie, auch des

preußischen Gesandten Grafen Arnim zur Folge. Kopf wurde wohl aus der Haft entlassen, doch gab es noch Chikanen genug. Ihm wurde ein Prozeß gemacht. Der Verleumder aus Trier wußte sich bei den Mächtigsten Gehör zu verschaffen, ja sogar bis zu Papst Pius IX. vorzudringen. Für Kopf setzten sich Königin Olga von Württemberg und der preußische Gesandte ein; für ihn sprach es auch, daß Schäffer schon allerhand auf dem Kerbholze hatte, während Kopfs Leumund der beste war und er keinen anderen Ehrgeiz bekundet hatte, als sich eine künstlerische Reputation und gesellschaftliche Stellung zu erringen.

Der 20. September 1870 war eine Erlösung nicht nur für die Römer, denen die Bresche von Porta Pia so viel des von der päpstlichen Mißwirtschaft aufgehäuften Schmutzes wegschwemmte, sondern auch für den deutschen Bildhauer, hinter dem die Inquisition her war. — Kopf war ein aufgeklärter Kopf. Vielleicht hatte er einmal seinem Unmut die Zügel schießen lassen und sich über das kirchliche Régime freimütig geäußert. Möglich, daß darum die Denunziationen auf fruchtbaren Boden gefallen waren. Dazu kommt, daß, wo Deutsche zusammen leben, sie einander befehden, und so gab es auch in Rom Deutsche, die Schäffer unterstützt hatten.

Hätte nicht die päpstliche Herrschaft aufgehört, Kopfs Seelenruhe wäre wohl noch lange auf eine harte Probe gestellt worden. Das neue italienische Regiment aber war einfacher als das päpstliche, die neue italienische Justiz sicherer als kirchenstaatliche Gerechtigkeit.

„Es kam das Jahr 1871", erzählt Kopf, „und brachte

den Frieden — Frieden auch für mich.“ Der Meister erschien vor den Geschworenen. So wollte es nunmehr die Gerichtsordnung. Immerhin knüpfte die neue Zeit an die alte, der neue Prozeß an das frühere Verfahren an. Der Staatsanwalt kam jedoch, nachdem er den Berg von Papieren durchforscht hatte, den die päpstliche Inquisition aufgeschichtet, zur Erkenntnis von Kopfs völliger Unschuld. Dieser berichtet darüber: „Am dritten Tage sprachen die Verteidiger, nach ihnen der Staatsanwalt Monicchi, ein schöner Norditaliener. Und er führte in öffentlicher Verhandlung aus, mit großer Erwartung habe er die umfangreichen Akten studiert, und was sei nach Abschälung von so viel Unwesentlichem, nach so viel Aufwand von Intriguen und falschen Eiden übrig geblieben? „Nichts als ein Böswicht der schlimmsten Sorte, ein Mensch, der es schon von Jugend auf mit Polizei und Strafgericht zu thun hatte, der immer von einem Orte zum anderen fliehen mußte. Und dieser Mensch (Schäffer), leider muß ich es feststellen, fand Anhang unter seinen Landsleuten, fand Mithelfer unter den Richtern der nun gestürzten Regierung! Es thut mir leid, zu sehen, daß in dieser Stadt die Angehörigen einer so großen und herrlichen Nation, deren Heere sich soeben mit Ruhm bedeckt, sich gegenseitig anfeinden und verleumden. Die Anklage gegen den Bildhauer Kopf bin ich nicht im Stande aufrecht zu halten — ich erachte ihn nach jeder Richtung hin für unschuldig!“

Daß sich Deutschlands Heere mit Ruhm bedeckt, blieb nicht gleichgiltig für unseren Künstler. Der Schwabe wuchs in die deutsche Einheit hinein. Er ward, wie wir bereits ausführten, der Leibporträtist — in Marmor —

des Deutschen Kaisers, der ihn statt Kopf scherzhaft „mein lieber Haupt“ anzureden pflegte.

Manche der vielen Fürstlichkeiten, mit denen Kopf zusammentraf, werden die Allüren von Kunstmäcenen und Kunstkennern angenommen haben. Nicht so Kaiser Wilhelm I. Er äußerte offen zu dem deutschen Bildhauer: „Ich verstehe nichts von der Kunst“. Ganz das Gegenteil dieses Monarchen, über dessen schlichtes und tüchtiges Wesen Kopf in den Ausdrücken höchster Bewunderung spricht, war König Ludwig I. von Bayern. Er allerdings hatte Urteil über Kunst. Wenn der greise Fürst in Rom weilte und in Kopfs Atelier kam, übte er ernste Kritik, freilich stets in jovialem Ton. Einen Amor beobachtend, den Kopf hergestellt, sagte er: „Er hat zu lange Beine.“ Und lächelnd fügte er hinzu: „Was hat mir der Amor in meinem Leben nicht schon zu schaffen gemacht!“ Dachte er dabei an Lola Montez? Angesichts einer nackten Nymphe spöttelte der König: „Die Herren Geistlichen wollen mir nicht erlauben, daß ich nackte Figuren bestelle.“ Und damals gab es noch keine lex Heinze.

Durch Kaiser Wilhelm I. war Kopf zu dem Gipfel des Glücks gelangt. Glücklich verlief fortan dieses Künstlerleben, das sich in Rom aus Not und Tod herausgearbeitet. Der Meister hält mit dem Geständnis nicht zurück, daß seine Existenz im ganzen rund gewesen.

Dieser deutsche Römer, dessen Dasein, wie wir hoffen, noch lange nicht abgeschlossen ist, hat gelebt. Nicht jeder kann sich dessen rühmen. „Man lebt nicht zweimal, und wie groß ist deren Zahl, die leben auf der Welt auch einmal nicht einmal!“ heißt es bei Rückert.

Simeon Bavier.

Als ich ihn im Mai 1895 in Rom wiederſah, empfing er mich mit dem Zuruf, daß er taub, ganz taub geworden, was ich übrigens ſchon aus ſeinen Briefen wußte. Er reichte mir einen Block Papier und einen Stift und bedeutete mir, daß ich, um mich ihm verſtändlich zu machen, meine Worte niederſchreiben müßte.

„Es iſt ſchön," ſagte er, „daß Sie mich noch vor meinem endgiltigen Scheiden von Rom haben aufſuchen wollen. Es iſt das dreizehnte Jahr, daß ich ſchweizer Geſandter am italieniſchen Hofe bin. Nun iſt es nicht länger möglich, daß ich in dieſer diplomatiſchen Stellung verharre, die doch die lebendige Mitteilung von Perſon zu Perſon zur Vorausſetzung hat. Dr. Gaſton Carlin, ein tüchtiger Juriſt, iſt zu meinem Nachfolger ernannt, und ich werde den heiligen Staub Roms von meinen Füßen ſchütteln und fortan in meiner Heimat Graubünden nur noch den Erinnerungen leben."

Bald darauf berichtete er mir nach Wien: „Meine Erinnerungen will ich jedenfalls niederſchreiben. Aber ſie müſſen in camera caritatis bleiben, aus zwei Gründen: Erſtlich ſind ſie viel zu unintereſſant für ein größeres Publikum, das durch die tägliche Zufuhr von Litteratur überfüttert iſt, und ſodann ſind es Rückſichten auf noch lebende Perſönlichkeiten und ihre Verwandten, die mich abhalten, meine Aufzeichnungen zu veröffentlichen."

An dieſen Reminiscenzen hatte er bereits in Rom zu arbeiten begonnen, und dort war es auch, wo er mich,

als wir, er, seine Frau, sein Sohn, der Arzt ist, und ich, nach dem Mahle beim Kaffee saßen, darin zu lesen einlud. Von der Piazza San Bernardo hörte man das Plätschern der Fontana di Termini herauf. Zu dem schweizer Text, den ich in Händen hielt, machte das Wasser unten die sprudelnde italienische Musik.

Das Kapitel, das ich durchflog, handelte von den Missionen, die Bavier wiederholt als eidgenössischer Kommissär im Tessin zu erfüllen hatte. Das war während der Jahre 1870 bis 1877. Seit Decennien lagen sich Sopraceneri und Sottoceneri, Schwarze und Weiße, Klerikale und Liberale in den Haaren. Der Streit hatte einige Zeit geruht, als der in der Majorität ultramontane Große Rat und der liberale Staatsrat wegen eines neuen Wahlgesetzes in Konflikt gerieten. Es kam im Oktober 1876 bei Stabio zu Blutvergießen. Bavier gelang es, einen Vergleich zwischen den streitenden Teilen herzustellen und den Bürgerkrieg von dem Kanton abzuwehren. Er ordnete Neuwahlen an, und die gemäßigten Klerikalen kamen ans Ruder. Die Radikalen fielen nun über ihn her, weil er nach Gerechtigkeit vermittelt und die Klerikalen nicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet hatte. Die wahren Liberalen jedoch wußten den Mann zu würdigen, der laut und offen das Wort ausgesprochen, die Feinde des Tessins und Feinde der Ordnung wären die Pfaffen und Advokaten.

Ich erinnere mich nicht mehr an die Details der Darstellung der Tessiner Vorgänge. Doch waren sie in anspruchsloser Einfachheit niedergeschrieben.

Diese Erinnerungen werden ein Torso geblieben sein.

Bavier wurde ziemlich jäh im Hause seiner Tochter in Basel dahingerafft und Ende Januar 1896 unter großer Teilnahme der Eidgenossen in der Graubündner Stadt Chur begraben.

Graubünden war stolz auf diesen schlichten Sohn der Berge, der es vom Ingenieur, Eisenbahntechniker, Straßenerbauer zum Präsidenten der Eidgenossenschaft brachte. Als Chef der Regierung hatte er an einem Maitage des Jahres 1882, von einem glänzenden Kreise deutscher und italienischer Minister und schweizer Bundesräte umgeben, den Gotthardtunnel, diese gewaltige Verkehrsader in Europa, feierlichst zu eröffnen.

Doch Tracen abstecken war ihm geläufiger als Reden halten, Brücken und Tunnels bauen ein sympathischerer Beruf als das Abfassen diplomatischer Noten und das Suchen nach glatten Redensarten. Als er denn die Gotthardbahn einweihte, that er es mit ergreifender Einfachheit, nicht mit dem Prunke und der Majestät eines Bürgerkönigs. Nicht Krieg, sagte er, sondern Friede soll auf den Wegen des Gotthard dahinziehen. Das war der Inhalt der Ausführungen des nicht redegewohnten Mannes.

Ein Schweizer, äußerte er sich zu mir, dürfe sich nicht den Luxus erlauben, in Rhetorik und Megalomanie auszuschweifen, wie die Politiker, Parlamentarier und Publicisten der Großstaaten. Er bekenne, daß hochtrabende Worte, wie Großmacht, Europa, Weltfriede, nie nachhaltigen Eindruck auf ihn geübt hätten. In unserer Zeit, in der die politischen Ideen von der ganzen Gesellschaft ausgedacht und getragen werden und in der es keine Riesen gebe, die über Alle hinausragen, könne die Wirksamkeit auch des Staats-

mannes nur Einzelheiten betreffen. Das Wenige, was er als Bundesrat im Post- und Eisenbahnwesen geleistet, wiege, wie er meine, schwerer in der Wage seiner Verdienste, als die scheinbar glänzendere Rolle des Gesandten. Wohl habe ein schweizer Diplomat eine Menge prosaischer Befugnisse und im Interesse der Eidgenossen, die sich in fremdem Lande kaufmännisch und industriell bethätigen, Wichtigeres zu besorgen, als zu repräsentieren, Hofluft zu athmen, mit Grandezza durch die Salons zu wandeln, den Frieden zu erhalten, den in der Regel niemand bedrohe, und Europa zu retten, das verloren wäre, wenn es sich auf seine — Diplomaten verließe. Buckle habe zwar die Erbauer neuer Verkehrswege, doch keineswegs die Diplomaten, in der Regel Matadore des eitlen Scheins, den Propheten, den Dichtern, den Philosophen an die Seite gestellt, ja über sie erhoben, und so wäre vielleicht im Sinne des Briten, der die Gesetze der Civilisation erforscht, die Durchstechung des Gotthard als das Hohe Lied internationaler Arbeit, als die Eroica kosmopolitischen Unternehmergeistes anzusehen.

Eigentlich hätte Bavier Grund gehabt, der Gotthardbahn zu grollen — hatte sie ja seine eigenen lange gehegten Projekte zunichte gemacht. Nachdem er sich nämlich bei dem Bau der St. Gallen-Bündner Südostbahn in technischer Stellung und bei den Vereinigten Schweizer Bahnen als Verwaltungsrat bewährt hatte, beschäftigte ihn der Gedanke, einen Schienenstrang über den Lukmanier zu legen und so Graubünden mit dem Tessin, den Bodensee mit dem Lago Maggiore zu verbinden. Die Hoffnung Baviers und der Mitstrebenden, unter denen die Grau-

bündner Plantas waren, schien, als sich der Minister der öffentlichen Arbeiten in Italien, Ubaldino Peruzzi, für eine Subventionierung aussprach, der Verwirklichung nahe. Als jedoch der Lombarde Stefano Jacini das Portefeuille der öffentlichen Arbeiten übernahm, wurde er ganz zum Gotthard bekehrt, und damit fiel zu Baviers herber Enttäuschung das „erstgeborene östliche Alpenbahnprojekt". Dieser richtete nun sein Augenmerk auf den Splügen. Er gedachte eine Bahn über den Hochgebirgspaß zu führen. Doch nicht nur, daß sein neues Projekt fast hundert Millionen forderte, sondern zu sehr hielt auch schon das Gotthardunternehmen die Geister gefangen, als daß ein anderes daneben zur Geltung kommen konnte.

Bavier hatte sich als Techniker auch in Italien einen Namen gemacht und auf sich die Blicke Cavours gelenkt, dem die Eisenbahnen eine den Dichtungen Dantes und Leopardis ebenbürtige Poesie dünkten. Die Bahn Piacenza-Castel San Giovanni, die durch die Ebene der Trebbia braust, über welcher der Name des siegreichen Hannibal schwebt, war Baviers Werk. So hatte er in frühen Jahren ein Verhältnis zu Italien gefunden, das er wie sein zweites Vaterland liebte, dessen Idiom er geläufig sprach, unter dessen Staatsmännern in allen Parteien er Freunde zählte.

Er stand auch Crispi nahe. Ich hatte ihm Ende Januar 1888 den ersten Teil eines Essays über den Sicilianer übermittelt, und schon Tags darauf schrieb er: „Im Verlaufe der Darstellung werden Sie wohl auch auf Crispis Zerwürfnis mit Mazzini und auf sein unbedingtes Eintreten für die Monarchie zu sprechen kommen? — Bei

nächſtem Anlaß wird es mir zum Vergnügen gereichen, Sie Crispi vorzuſtellen."

Das that er auch. Es war im Hauſe des öſterreichiſch-ungariſchen Botſchafters, im Palazzo Chigi auf dem Corſo. Ich ſehe Crispi vor mir, wie er mit ſeinem alten Freunde Correnti in einer Ecke plaudert und die rauſchenden Roben und die tänzelnden Kavaliere an ſich vorüberziehen läßt. Der ſchweizer Geſandte führte mich zu dem einſtigen ſiciliſchen Conſpirator, dem damaligen Miniſterpräſidenten, und zu dem einſtigen lombardiſchen Revolutionär, der nun Meiſter des Mauritiusordens war.

Das Geſpräch, das nun ſtattfand, war eigentlich kein politiſches. Crispi ſtellte Betrachtungen an über die Dicke der Mauern des Palaſtes, unter deſſen Dach wir weilten. So harmlos auch ſeine Reflexionen ſchienen, ſo mögen ſie doch vom Geſichtspunkte des ehemaligen Verſchwörers und gegenwärtigen Diplomaten geäußert worden ſein, der den ſtarken Wänden nicht zu viel traut und den ſchwachen noch weniger. Bavier, der Ingenieur, beſah vielleicht Bau und Mauern des Palazzo von der techniſchen Seite, denn er war naiver als Crispi, wie überhaupt dieſer neben dem biedern Schweizer durch Raffinement auffiel. Freilich, wenn ich mir die zwei Köpfe vergegenwärtige, ſo ähnelten ſie einander, äußerlich genommen, ich möchte ſagen vom Friſeurſtandpunkte und aus der Ferne geſehen. Und es will mir vorkommen, als ob die beiden bei aller Verſchiedenheit der Bethätigung und Begabung faſt den gleichen Beruf gehabt hätten: Der eine trug Bomben dorthin, wo ſich eine verrottete alte Ordnung

der freien Bethätigung des Volkswillens entgegenstellte, der andere drang mit seinem Dynamit in die Eingeweide der Berge, um neue Kommunikationen zu schaffen. Der Sicilianer, der als Jünger Mazzinis ein großes Loch in den starren Legitimismus seines Heimatsstaates gerissen — der schweizer Bundespräsident, der den in den Gotthard, den die Natur als Hemmnis zwischen den Ländern aufgetürmt, nunmehr gebohrten Tunnel einweihte, hatten einst also verwandten Aufgaben nachzugehen.

Der Ingenieur liebte die Minierarbeit. Für die Schleichwege italienischer Politiker jedoch, die das Parlament zu einer Spielbank degradierten und ihren Einfluß in klingende Münze umsetzten, vermochte das Herz des schweizer Ehrenmannes nicht zu schlagen. Ich erinnere mich, daß er mir schon im Sommer 1889, als Panamino noch im Schoße der Zukunft schlummerte, auseinandersetzte, wie vieles im Staate Italien faul wäre. Mit aller Vorsicht, doch aller Bestimmtheit breitete er im Gespräche eine Liste der der Proscription Verfallenen von Monte-Citorio vor mir aus. Es war auf einem Spaziergange von St. Moritz nach Celerina. Er verbrachte mit seiner Familie mehrere Wochen in einer Pension in Celerina, und von dem nahen Samaden aus besuchte ich ihn mehrmals.

Wenn wir über die grünen Wiesen um St. Moritz oder längs des blauen, krystallklaren Inn lustwandelten, erzählte er gern von den vielen ausgezeichneten Menschen, denen er im Leben begegnet, und manche konnte ich selbst dort im Engadin um ihn sehen.

Durch seine eigene Familie wie durch seine Frau,

die dem Patrizier-Geschlechte derer von Salis angehört, hing er mit den vornehmen Familien Graubündens zusammen. Auch die Frizzonis in Bergamo, deren Wiege in dem kleinen Celerina gestanden, waren ihm verwandt. In Pontresina traf ich einen Frizzoni, einen hochbetagten Mann, in Baviers Gesellschaft. Sein Name erweckte die Erinnerung an gewisse Festgesänge, die Platen an die Brüder Frizzoni in Bergamo gerichtet. . . .

Auch ein anderer Bavier befreundeter Bergamaske, Giovanni Morelli, als Kunstkritiker unter dem Namen Ivan Lermolieff weltberühmt, weilte damals im Engadin. Er wohnte in Silvaplana, und man traf sich in St. Moritz, das die gesellschaftliche Centrale des Engadins und ein Sommer-Kosmopolis ist. Morelli war ein feiner Epikureer, Kunstaristokrat, Verächter der banausischen Politiciens, und stimmte in den Tadel Baviers über die Spielbank von Monte-Citorio ein. Die Schweizer, die solchen Gesprächen anwohnten, meinten, es wäre auch anderswo nicht besser, denn „tutto il mondo è paese.“ Doch waren sie selbst ein Protest gegen die Behauptung von der allgemeinen Verderbnis. Sie schienen Männer, wie sie der Graubündner Dichter Salis-Seewis besungen: „Unentstellt von Ziererei — durch Genügsamkeit reich und groß durch Strenge der Sitten.“

Vom Engadin begab sich Bavier nach seiner Besitzung zu Malans, einem Orte in der Nähe des thermenberühmten Ragatz. Dort ruhte er jedes Jahr von den Wirren der römischen Stagione aus. Wir stellen uns Malans, das auch feurige Weine, den Kompleter und den Herrschäftler, zeitigt, als ein wahres Idyll vor. In vollen Zügen

genoß Bavier die Herrlichkeit des Rheinthals, die Schatten der Wälder mit ihrem Flor von Cyklamen, die Romantik der Schloßruinen, die Fülle des Herbstes, den Salis-Seewis besungen, der Herr des Schlosses Bodmer in Malans war:

Wie die volle Traube
Aus dem Rebenlaube
Purpurfarbig strahlt!
Am Geländer reifen
Pfirsiche mit Streifen
Rot und weiß bemalt.

Sieh! Wie hier die Dirne
Emsig Pflaum' und Birne
In ihr Körbchen legt!
Dort mit leichten Schritten
Jene gold'ne Quitten
In den Landhof trägt!

In Baviers Briefen kehrt der Name seines Malans immer wieder. Wenige Tage noch bevor er der Stätte seiner vieljährigen diplomatischen Thätigkeit Ade sagte, am 9. Juni 1895, schrieb er mir von Rom: „Ich will nun in Malans so viel als möglich dem otium cum dignitate obliegen und mich im Kreise der Meinigen des lange entbehrten Familienlebens, dem ich als Patriarch vorstehe, erfreuen. Der Mensch ist oft selber schuld, wenn sich das Leben für ihn verdüstert. Es kommt alles darauf an, wie man sein Geschick auffaßt, und so will ich denn auch suchen, meiner unfreiwilligen Abgeschlossenheit gegen die durch das Ohr vermittelten Eindrücke die gute Seite abzugewinnen."

Der Siebzigjährige hatte den Rest der Tage ferne von dem Getriebe der Welt hinzubringen und, wie er sich in einem Briefe äußerte, nach dem Ovidschen Worte „Bene vixit, qui bene latuit" zu leben gewünscht. Das war ihm nicht beschieden. Wenige Monate nach Abschluß seiner römischen Wirksamkeit ward auch sein Dasein vollendet.

Das italieniſche Rom.

Ein Spaziergang durch Rom.

Es war Sommer. Die Onorevoli, Deputierte und Senatoren, waren noch in Montecitorio und im Palazzo Madama verſammelt. Die Hitze war groß, aber noch waren die Ferien nicht über die Stadt des Königs und des Papſtes hereingebrochen. Denn ſo iſt es einmal römiſche Sitte — die eigentliche Ferienzeit für Lebemänner, Primadonnen, Politiker und Studenten fällt in den Herbſt.

„Ich kenne dich nicht mehr", hätte ich ausrufen mögen, als ich nach dreijähriger Abweſenheit Rom wiederſah. Ganze Quartiere waren mittlerweile entſtanden und auch ſchon verlaſſen. Viel Altes war abgetragen und Neues an deſſen Stelle getreten.

In einer raſch lebenden Zeit wie der unſeren, bei einem raſch lebenden Volke wie den Italienern werden die Hohen leicht erniedrigt, die Niederen erhöht. Man ſprach gerade von dem Schickſal der Familie Borgheſe. Dieſe frühere Säule des Papſtthums war zuſammengebrochen, der Älteſte des Hauſes ein Opfer ungeſunder Bauſpekulation. . . . .

Ich ſchlenderte durch die Straßen. „*Πάντα ῥεῖ*" mußte

ich mit dem griechischen Philosophen ausrufen. „Alles fließt“ — und hier in Rom mehr als anderswo. Man darf sich einer besonders glücklichen Fügung rühmen, wenn man die alten Bekannten an ihrem alten Platze findet. In Rom erneuert sich die Gesellschaft fortwährend. Roms Körper ist in ewiger Häutung. Ein Strom von Menschen wogt vom Norden hieher, ein Strom vom Süden. In dieser Unruhe fühlt sich niemand dauernd wohl, und ein jeder sucht bei erster Gelegenheit Rom den Rücken zu kehren. Unter jenen aber, die sich von der Stadt nicht lossagen können, ist steter Wohnungswechsel an der Tagesordnung.

„Haben nicht gar,“ fragte ich mich, „meine beiden hochverehrten Freunde, der Papst und der König, ihre Wohnungen ausgetauscht?“ Und ich freute mich, den Papst noch nicht im Quirinal, den König noch nicht im Vatikan aufsuchen zu müssen. Ja mehr, Umberto hatte sich nicht zum Dreizehnten und Leo nicht zum Ersten, Leo auch nicht zum König (nicht einmal zum Papst-König) und Umberto nicht zum Papst verwandelt. Crispi, nicht mehr Minister, hatte wieder die bestaubte Advokaten-Toga aus dem Kleiderschranke hervorgeholt, und Marchese di Rudinì war über Nacht Ministerpräsident geworden — überraschen aber mußte es mich, daß der rote Signor Imbriani nicht den — Purpur trug, nicht einmal Hausprälat des Papstes war, und daß Se. Eminenz, der unversöhnliche Rampolla nicht an der Spitze der Irredentisten in — Montecitorio marschierte. . . . .

Nachmittagsschwüle brütete über Rom, als ich nach Montecitorio aufbrach. Ich traute meinen Augen kaum, als ich von einer Loge auf die Onorevoli unten blickte. Ein Sohn

Israels auf der Ministerbank! Er seufzte schwer unter der Last des Staatsschatzes, des höchst defekten Staatsschatzes.

„Tempora mutantur“ — in der Stadt, in welcher sonst der geistliche Machthaber sein „Der Jude wird verbrannt!“ rief, sah ich nun einen venetianischen Hebräer unter den Excellenzen. Neben ihm ein bescheidener akademischer Lehrer vom „Istituto dei studi superiori“ in Florenz. Der Minister Pasquale Villari, in den Gesichtszügen ein Nachbild Mazzinis, verfocht eben den Etat des Unterrichts vor dem hohen Hause, in welchem viele den Schlaf des Gerechten schliefen.

Manche der Deputierten kamen mir recht unartig vor: Die Hände in den Hosentaschen, den Kopf nach rückwärts, die Nase stark nach oben gerichtet. Dieser und jener erschien ganz Nase, keiner ganz Ohr. Mehrere toskanische Abgeordnete sprachen, mitunter recht elegant. Es handelte sich um die Kunst, und mehr vom lokalen als vom vaterländischen Standpunkte ward discutiert. Auch im Parlament wäscht ein jeder am liebsten seine Heimatswäsche. — Man führte viel die „secoli passati“ ins Treffen.

Von rechts und links hörte man die Deputierten schwatzen. In ihren blauen Fauteuils lehnten sie sich mit Behagen weit zurück. „Rücksichtsloser Staat!“ sagte ich. „Warum stellt er ihnen nicht Chaiselonguen bei, damit sie sich bequem hinstrecken können?“ Und thäte ihnen nicht ein dampfender Mokka wohler, als die überflüssige Tinte vor ihnen, die in diesen heißen Tagen so rasch eintrocknet?

Doch welches Parlament hätte nicht seine Leute, die sich nur aufs Sitzen verstehen? Die italienischen Deputierten sind doch wenigstens selbstlos genug, unentgeltlich zu sitzen.

Manch ein junger Mann nahm das Wort. Es war vielleicht sein Maidenspeech. Mit Mühe drängte sich die Rede unter dem Flaum hervor, der sich weich um die Lippen legte. — Doch wer fällt dem Sprecher ewig ins Wort? — Das Echo seiner eigenen Rede. Es ist, als ob zwei Menschen miteinander zanken.

Noch etwas ist mir aufgefallen: Die große Zahl von Monocles. In dem Kabinett allein waren zwei: Der Ministerpräsident Di Rudini und der Unterstaatssekretär Graf Pullé. Im Kardinalskollegium ist das Monocle noch verpönt. So viel ich weiß, hat es auch noch keinen Papst mit einem Monocle gegeben. Und irre ich nicht, so ist unter den Monarchen Europas zwar manches Binocle, aber kein Monocle. Ein Mensch mit einem Monocle kommt mir vor wie jemand, der auf der einen Seite einen Backenbart und die andere glatt rasiert hat. Das erste Monocle war jedenfalls Polyphem. Der Cyklop hat unter Diplomaten, Schauspielern und anderen viele Nachahmer gefunden. . . . .

Wie sehnt sich eine jede Regierung nach Schluß der Session! Die Kammerferien sind in einem so parlamentarischen Lande wie Italien dem Wirken eines Ministeriums am günstigsten. Da besteht wenigstens keine Gefahr, daß ungestüme Radikale Politik machen und das weise Walten einer hohen Regierung zu sehr stören. Wie erschrickt demnach ein italienischer Premier, wenn die Glocke im November zum Zusammentritt der Kammer läutet! „Die schönen Tage in Aranjuez sind nun zu Ende!“ ruft er melancholisch aus. In wie ungleiche Hälften zerfällt ihm das Jahr! In eine größere, garstigere, in eine viel kleinere, schönere. Die

größere zieht sich vom November bis Juli — es ist die kritische Zeit, in der das Kabinett Gefahr läuft, von den Ministerfauteuils zu fallen; die kleinere, vier Monate umfassende Hälfte birgt wenigstens nicht die Möglichkeit eines Regierungskrachs in sich. Armes konstitutionelles Gouvernement!

Eine Sonntagsruhe kennen weder Regierung, noch Kammer und Senat. Gerade an Sonntagen sind in Montecitorio heiße Schlachten ausgefochten worden. Und lebendig ist es auch auf den Straßen. Die Zeitungen erscheinen auch am Sonntag. In dem neuen Dekalog der Italiener steht geschrieben: An sechs Tagen sollst Du arbeiten, und am siebenten erst recht. Das ist ein häßliches Jagen und Hasten ohne feierliches Innehalten und Zurückblicken.

Und in Rom ist das Leben noch werktagsmäßiger und poesieloser als in anderen Städten Italiens. Alles ist im Werden begriffen. Auch im Geschmack ist die Hauptstadt hinter manchen nördlichen Städten zurück.

Alles in Rom ist düster und wenn nicht grandios, wenigstens massiv, bauchig. Florenz schwimmt im lichten Äther der Kunst. In Rom ziehen auch die Ideen wie auf finsteren Wagen dahin. Bauten und Priestertum drücken wie Blei auf die Menschen.

Stellenweise erscheint Rom in seinen Gebäuden wie ein versteinertes System von päpstlichen Drohungen. Man hört immer leise Donner vom Vatikan her rollen — elektrische Wolken rauschen dumpf über die Campagna hin.

Rom war stets die Stadt, welche die ganze Welt ausbeutete, Italien negierte und den orbis terrarum regierte, die nichts that und auf fremde Kosten lebte.

Rom ist nicht wie Florenz Stadt der Blumen, vielmehr der falschen Gloire. Wäre Florenz Hauptstadt, die italienische Politik hätte eine gesündere Richtung genommen.

In Rom hat der Glaube einen hypokritischen Zug. Aber auch der Unglaube tritt mit Pathos und Intoleranz auf. An der italienischen Gesetzgebung wurde wiederholt gerügt, wie wenig sie den in Frömmigkeit Großgewordenen Rechnung trage. Man bedenke etwa folgenden Fall: Auf einem Staatsschiffe, das in ferne Meere ausgelaufen, liegt ein Soldat im Sterben. Er sehnt sich nach den Tröstungen der Religion; doch kein Priester ist da, der ihm die letzte Wegzehrung spende. Das ist vielleicht grausam.

Gewiß soll Religion Privatsache sein. Der Staat mag auch als Erzieher das Fühlen des Volkes in gesunde, dem Verstande entsprechende Bahnen lenken. Aber darf die Religion, wenn sie sich einmal in dieser oder jener Form äußert, ignoriert werden? Auch die Gesinnungen des Fetisch- und des Feueranbeters sollten uns so der Rücksicht wert sein, wie die des Darwinisten oder Atheisten, vielleicht noch werter, denn zarter gesponnen ist das Wesen des Gläubigen, als des Wissenden. Das Binsenkraut erbebt bei leisem Hauche, die Ceder hält auch dem Sturme Stand. Warum also die Gefühle gläubiger Katholiken nicht mehr schonen, als es das rote Rom thut, das sich fast ebenso unduldsam geberden möchte, wie das schwarze? . . . .

Auch in den Kirchen habe ich mich umgesehen. Arme Leute, insbesondere Frauen besuchen sie viel. Die Reichen geruhen seltener sich zur Gottheit herabzulassen. Der Römer scheint Gott nicht so zu brauchen wie die Römerin.

Giebt es ja Familien genug, in denen der Mann zu der Vernunft, die Frau zu Gott hält, der Mann für den König, die Frau für den Papst ist.

Der Papst trauert über den Abfall der edelsten Geschlechter Roms. Selbst von jenen, die zu Glanz und Reichtum als Vasallen des Papsttums gelangten, stehen nur noch wenige zu ihm. Als papsttreu, als „schwarz" bezeichnete man mir die Altieri, Serlupi, Salviati, Sacchetti, Patrizi, Aldobrandini, Lancellotti, zum großen Teile die Massimo. Grau schon sind die Orsini und Chigi. Die Boncompagni sind teilweise, die Colonna fast durchaus königlich gesinnt. Ich spreche gar nicht von den Caëtani, den Nachkommen des Hauses Bonifaz' VIII. Ein Mitglied dieses Geschlechtes, der Herzog von Sermoneta, war Sindaco von Rom und Minister des Außern.

Nicht alle alten Familien haben materiell so gelitten, wie die oben angeführten Borgheſe. Ein Borgheſe, beſſer geſagt der Gatte einer Torlonia, galt übrigens noch vor kurzem als der reichſte Mann Roms. Man bezifferte das Vermögen Don Giulio Borgheſe-Torlonias auf mehrere Hundert Millionen. Von dem Golde gilt das Wort „Non olet". Die Torlonia ſind durch Kornwucher reich geworden. Aber der Letzte dieſes Hauſes, der vor fünfzehn Jahren dahingeſchiedene Don Aleſſandro, zeichnete ſich durch Wohlthätigkeit aus und machte, indem er mit vollen Händen gab, die ſchmutzige Quelle ſeines Reichtums vergeſſen. Um Sant' Onofrio kann man mehrere gemeinnützige Inſtitute ſehen, die Torlonias munifizente Hand errichtet. — Auch Fürſt Odescalchi, der Sozialiſt im Frack, und die Doria ſind noch ſehr reich. Die Bon-

compagni haben mit der Villa Ludoviſi, ihrem alten Beſitztume, ein glänzendes Geſchäft gemacht, indem ſie die großartige Parkanlage parzellierten.

Ging man durch ſo entſtandene neue Quartiere, ſo fand man lange Zeit ganze Straßen leer.

Ein neues Quartier, halb ausgeſtorben! Roms Wachstum und wirtſchaftlicher Fortſchritt iſt eben hinter den Erwartungen gewiſſer unglücklicher Spekulanten weit zurückgeblieben. . . . .

Wer lange nicht in Rom geweſen, wird überraſcht ſein, die Piazza Barberini jetzt direkt mit dem Korſo durch die verlängerte Via del Tritone kommunizieren zu ſehen. Die Piazza Colonna, das Stelldichein der römiſchen Lebewelt, iſt mit der gegenüberliegenden Piazza jenſeits des Korſo faſt zu einem einzigen Rieſenplatze verſchmolzen. Die große Säule hat nun an Wirkung verloren. Man müßte ſie, damit ſie beide Plätze beherrſchte, auf den Korſo ſtellen.

Nirgends weiß die Jugend ſo mit Grazie müßig zu gehen wie in Italien. Stundenlang ſtehen die Jünglinge auf Piazza Colonna, ſchlürfen Wermut und ſprechen vom Theater, von Frauen, Pferden und Politik. Im Trinken ſind ſie mäßig, im Rauchen weniger, im Genießen der Frauen am wenigſten. Sie umzingeln die Blumenmädchen. Dieſe ſollten manchmal beſſer Blumenmatronen heißen.

Der Römer ſpricht viel — weniger über Sachen, als über Perſonen. Er dehnt die Worte, dehnt auch die Gedanken. Von den ſeligen Zeiten der Papſtherrſchaft her iſt ihm noch heute die Gewohnheit eigen, in eine inbrünſtige Terminologie zu verfallen.

Im allgemeinen stellt er die geringsten Ansprüche an das äußere Dasein. Auch gewisse Adelige leben, „daß sich Gott erbarme". Altes, fadenscheiniges Möbel — stets ungeheizte Räume. Und gehst du auf das Schloß des Adeligen, du findest es oft verfallen.

Auch der Clerus, sogar der höhere, lebt häufig in Dürftigkeit. Rom, kein Priesterstaat mehr, beherbergt doch eine Unmenge von Priestern. Der römische Canonico hat einen etwas gleitenden Gang, sieht von der Ferne zuweilen wie eine Frau aus, die guter Hoffnung ist. Mancher Don Juan soll in nebelreichen Nächten im Begriffe gewesen sein, statt einer Leda — einen Monsignore zu umarmen. . . .

Ganze Bataillone von Seminaristen durchziehen die Stadt. Römer, die ihre Leute kennen, sagten mir, diese Jungen wären intransigenter als die greisen Diener der Kirche. . . . .

Mein Weg führt mich auf den Pincio. Hier begegnet man unter Palmen und Lorbeer reizenden Kindern, auch reizenden Ammen, frischen und stämmigen Müttern der Volkerberge. . . . .

* * *

Neue Monumente sah ich in Rom wenig, und auch über diese läßt sich nicht viel Rühmliches sagen. Die Inschriften, die sie schmücken, sind oft besser, als die Denkmäler.

Wer wird ohne Rührung die Aufschrift lesen, die Giordano Brunos vielgenannte Statue ziert? „Das Jahrhundert, das er geahnt, hat sie ihm hier aufgestellt, wo einst sein Scheiterhaufen loderte."

Vor der Villa Medici auf dem Pincio finde ich eine neue Erinnerung an Galilei. Die Bäume neigen ſich über die Gartenmauer der altberühmten Villa, welche die franzöſiſche Akademie der Künſte beherbergt, auf einen Globus herab, und auf einer grünen Tafel leſe ich: „Der nahe Palaſt, einſt den Medici gehörig, war Galileo Galileis Gefängnis. Dieſer hatte die Schuld auf ſich geladen, die Erde ſich um die Sonne drehen zu ſehen. Senat und Volk von Rom ſtellten dieſes Denkzeichen im Jahre 1887 auf.“

Die neuen Gedenktafeln zeigen ſchon Sprünge. Sonderbar, daß die alten Marmortafeln, über welche Jahrhunderte hinweggegangen, ſich noch immer dauerhafter zeigen, als dieſe neuen, die aus dem neunten oder zehnten Decennium des neunzehnten Jahrhunderts ſtammen. Sich zu verewigen haben die Alten beſſer verſtanden, als die Monumentomanen von heute.

Rom iſt verkörperte Blague. Das nichtsſagendſte Wäſſerlein wird in Marmor gefaßt, und eine prunkende Inſchrift verkündet, wer dies gethan. So prahlen kleine Menſchen. Sie fühlen ſich in Rom gehoben, fühlen ſich leicht potenziert.

In Rom wimmelt es von unbedeutenden Künſtlern aus aller Herren Ländern; hier dünken ſie ſich Kollegen und Nachfolger Canovas und Thorwaldſens. Es giebt ein Kunſtproletariat wie in keiner anderen Stadt. Was dem Künſtler an Solidität abgeht, erſetzt ihm nicht ſelten das Dekorative, mit dem er ſeine Perſönlichkeit ausſtattet. Beſuchſt Du den Bildhauer X oder den Maler Y in ſeinem Atelier, ſo tritt nicht er Dir entgegen, ſondern

die Maske Donatellos oder Giulio Romanos. Oder in Talar, Sandalen und Barett empfängt er Dich in einem aus antikem Mauerwerk herauswachsenden Studio; er setzt sich auf einen Marmorstumpf, richtet die Augen gen Himmel und klagt über den Fall Roms, wie Jeremias über Jerusalem. Oder er ist ganz Mythologie. . . . .

Außer von Künstlern ist die ausländische Gesellschaft Roms auch von — alten Jungfern belebt. Sie klagen, sie müßten sterben, wenn sie nicht in Rom lebten. Über ihre eigenen Jahre trösten sie sich mit dem historischen Alter Roms. Sie schmollen mit der Welt und sagen: Es schmollt auch der Papst. Sie meinen: Roma, der Wein und die Frauen werden, je älter, desto wertvoller. Sie bilden sich viel auf die Patina ein, die auf ihnen liegt. Was ist, mit dem Alten verglichen, das Neue? Was wäre Rom ohne Patina? . . . .

In der Nähe der Engelsburg haben die guten Römer neben der ehrwürdigen Engelsbrücke eine scheußliche, hoffentlich nur provisorische Brücke aus Eisen über den Tiber gebaut. Schade, daß sie nicht eine neue Engelsburg aus Pappendeckel neben die alte setzen.

Von der Engelsbrücke aus bot sich mir ein Bild der Verwüstung: Demolierte Häuser — nackte Wände mit zerrissenen Tapeten. Die Phantasie bevölkert dieses zerstörte Gemäuer mit bacchanalischen Scenen und auch Idyllen häuslichen Friedens. — Überall lungern Kinder, flehen um den Soldo. Wenn man sie so in ihrer Nacktheit sieht, erschrickt man bei dem Gedanken, daß gerade aus dem Massenelend so viele Kinder hervorgehen. Den Armen hienieden die Kinder — den Armen das Himmelreich. . . . .

In den Prati di Caſtello ſind große Quartiere entſtanden. Der Vatikan iſt wie von einer neuen Stadt blockiert. Der Papſt ſieht von ſeinen Gemächern das profane Treiben einer neuen Zeit. Seit über zwanzig Jahren reſidiert er hier — gedämpft dringt der Lärm zu ſeinen Ohren.

Wie hat ſich Rom ſeit 1878 verändert! Leo XIII. ſah all das mit eigenen Augen werden.

Es iſt, als ob ſich die neuen Kaſernen dem Vatikan aufdrängen wollten. Stolz ſagt aber der alte apoſtoliſche Palaſt, eine Stadt für ſich: „Bleibt mir vom Leibe.“

In dieſen Prati di Caſtello können die Lycealſchüler die Geſchichte Roms aller Zeiten von den Straßennamen ableſen: Via Emilio, Paulo, Via Ovidio, Via Legnano, Via Enzio, und ſo geht's bis in die neueſten Tage mit ihrer papſtfeindlichen Stimmung.

Aus der Ferne hört Se. Heiligkeit die Karabinieri, wenn ſie an Sonntagen klingenden Spiels zum Quirinal ziehen. Er ſieht die Waffen im Sonnenglanze ſtarren — aber er darf die Kriegergeſtalten nicht ſegnen, die Italiens ruhmdurſtiges Banner ſchwingen. . . .

Der Papſt geht auch mit dem Fortſchritte. Aus den vatikaniſchen Gärten ragt eine neue Specola (Sternwarte) heraus.

Und von der Wiſſenſchaft kehrt Leo XIII. wieder zum Idyll des Urchriſtentums zurück. Er iſt zwar nicht Fiſcher wie Simon Petrus, wohl aber Winzer. Er hat Reben angepflanzt und iſt beſorgt um ihr Gedeihen. Man erzählt, ein Monſignore hätte, um dem Papſt zu ſchmeicheln, den Wein zu hohem Preiſe angekauft. So füllte er

wenigstens den heiligen Säckel, den andere Monsignori leeren. . . . .

Mehr als eine Stunde braucht man, um den ganzen Vatikan zu umgehen. Unkraut wuchert auf den niedrigen graubraunen Gartenmauern, über welche die Reben hängen. . . . .

Ich sah die Kaserne der päpstlichen Karabinieri. Wie ärmlich ist sie im Vergleiche zu jener der italienischen Karabinieri! Pius IX. hat sie im Jahre 1862 neben der Kolonnade Berninis erbaut. Damals allerdings hatte das Papsttum wenig Aussicht mehr, noch lange der Karabinieri zu bedürfen.

Ich betrete den Petersplatz. Er ist mehr grandios als schön. Glaser arbeiten gerade an den Loggien Rafaels, um den von der Explosion eines Forts außerhalb der Thore Roms angerichteten Schaden gut zu machen. Große Löcher starren aus den Fenstern jenes Korridors, von dem sich die Päpste in früherer Zeit auf die Loggia der Peterskirche begaben. Leo XIII. hat noch nie von dieser Loggia den Segen ertheilt. Wird sein Nachfolger versöhnlicher sein?

Nicht weit vom Petersplatze begegne ich einer italienischen Wache. Die Regierung lebt in ewiger Besorgnis, übereifrige Italiener könnten dem Heiligen Vater ein Leid anthun, und so wacht sie unausgesetzt über seine Sicherheit. . .

* * *

Von dem Ponte Garibaldi hatte ich eine herrliche Aussicht. Von der einen Seite in der Ferne die alba-

nischen Hügel — von der anderen die Anlagen der Villa Corsini. Vom Capitol winkt der Palazzo Caffarelli. Am Senatorenpalast ragt der Turm in die Höhe. Wo früher das Ghetto stand, gähnt ein leerer Raum. Die alte Synagoge mit ihren Bogenfenstern scheint dem Tiber ganz nahe gerückt. Die Juden hat die Sehnsucht nach ihrem Ghetto wieder befallen. Sie konnten es nicht lange fern von der Stätte des Jammers aushalten. In dem grauen Palast der Cenci haben sie sich eingenistet. Jüdische Weiber saßen in der Dämmerung vor dem ehrwürdigen Gebäude und strickten und plauderten. Hastige Gesten begleiteten ihre Gespräche.

Auch vor der nahen Kirche mit der hebräischen Aufschrift, die einst die Jugend zur Bekehrung einlud, saßen Kinder Israels und genossen den lauen Abend. Ein junger Bengel hatte eine Soldatenmütze auf dem Kopfe.

Mein Freund Pietro Bracci, ein römischer Advokat und Schriftsteller, der mich auf dem Abendspaziergange begleitete, machte mich aufmerksam, daß die armen Juden, wenn auch keinen besondern Dialekt, doch etwas guttural sprechen. Das ist wohl die Folge der Gewohnheit, die hebräischen Gebete zu recitieren.

Die Synagoge war von wenigen Ampeln matt erhellt. Die Abendandacht sollte beginnen. Es war die Zeit zwischen Passah und dem Wochenfeste. Auf dem weiten leeren Platze herrschte großer Lärm. Einige Judenkinder hatten einen herrenlosen Hund gefunden und umstanden schreiend das hungernde Geschöpf.

Junge Mütter reichten, auf liegenden Säulen hockend, ihren Kindern die Brüste. Man konnte aus den Augen

dieſer Frauen, über deren faltige Geſichter zerrauftes Haar fiel, manchen Harm leſen.

Aus einem Bäckerladen loderte in einiger Entfernung ein mächtiges Feuer, und die Glut des Backofens warf geheimnisvolle Lichter auf die Leidenskinder Israels. — Öllampen beſchienen ein Madonnenbild. Eine Via del Pianto, nach der Madonna del pianto (Madonna des Weinens) benannt, mündet auf den großen nackten Platz.

Faſt hätte ich nach dem Tiber ausgeſchaut, ob es mir nicht gelingen wollte, im Geſtrüppe der Weiden die Harfen zu entdecken, die einſt an den Wäſſern Babels ſo wehmütig tönten.

* * *

Müde vom Bummeln eile ich zu dem guten Auguſto in die Via della Miſſione. In dieſer Trattoria nehmen auch manche Deputierte ihr Mahl ein. Die Onorevoli ſind meiſt ſchlichte Menſchen. — Der Wirt, ein Bologneſe, ſchneidet höchſt perſönlich für mich ein Stück aus der Keule des Ochſen, bringt die Ravanelli (Rettige) und zum Schluſſe die Fragoloni (große Gartenerdbeeren) — und all das ſchwimmt in den Fluten des Chianti, des edlen Trunkes, der vergeſſen macht.

Italien im Wahlkampfe.

Das Land, das Lamartine „Land der Toten“ nannte, iſt nicht immer tot.

In Wahlzeiten macht ſich ein großes, großes Reden vernehmlich, und wäre Italien in Wirklichkeit das Land

der Toten, sie müßten bei dem Lärm auferstehen. Minister und Unterstaatssekretäre verhimmeln laut, auf daß man es im ganzen Lande höre, die brave Regierung; Kandidaten und Gegenkandidaten überschreien einander. Parteien bekämpfen sich, ohne eigentlich mehr als Rechte und Linke im alten Sinne zu bestehen.

Alle Stände treten in den Wahlkampf, vom Herzog, wenn auch nicht dem von Mantua, bis zu Rigoletto, dem Hofnarren. Wir gedenken der Wahlen von 1892. Ja, Rigoletto, der verwachsene Hofnarr, bewarb sich damals nicht nächtlich um ein Liebchen, sondern bei hellichtem Tage um ein Mandat. Warum auch hätte Francesco Graziani, der Bariton, der nicht auf den Bühnen Italiens allein den Rigoletto gespielt, nicht die Eignung haben sollen, als regierungsfeindlicher Gewählter von Fermo für die Interessen des Volkes, zum mindesten alles fahrenden Volkes von Italien, in Montecitorio seine unvergleichliche Stimme zu erheben? Nach Verdi, dem Autor des Rigoletto, kommt der Titelheld der Oper an die Reihe. Das ist logisch.

„Italien ist durch Harmonie entstanden, und so soll der Meister der Harmonieen nicht in der Kammer fehlen," sagte Cavour, als er Verdis Kandidatur befürwortete. Der sangesmächtige Schwan von Busseto war in das erste italienische Parlament gewählt, sprach aber nie auf der Tribüne. Hätte es Rigoletto, der doch nur ein Sohn Verdis ist, besser als dem Vater ergehen sollen? — „Ha, wie so groß fühl' ich mich heute!" singt Rigoletto auf der Bühne, wollte er vielleicht auch beim Einzuge in Montecitorio prahlen. Oder schwante es dem Bariton,

der Deputierte könnte eines Tages singen: „Was spukt dir im Kopfe“ — und den Hallen der Gesetzgebung Ade sagen?

Auch die anderen Künste wollten auf den Bänken der Deputierten nicht fehlen. Warum sollte ein vielseitiger Mann nicht den Meißel oder den Pinsel zu führen und gleichzeitig Worte zu dreschen im stande sein?

Ettore Ferrari, durch viele Jahre Deputierter, ein radikaler Bildhauer und radikaler Volksvertreter, haut im Atelier die Statuen, haut in Montecitorio die Minister. Er haut nur radikale Monarchen wie Viktor Emanuel, radikale Soldaten wie Garibaldi, radikale Agitatoren wie Mazzini, radikale Philosophen wie Giordano Bruno aus dem Marmor, haut nur konservative Staatsmänner aus der Regierungsbank.

An der Tafel, an der Michelangelo sitzt, darf auch Rafael nicht fehlen.

Gaëtano Chierici, seines Zeichens Genremaler, der in Reggio di Emilia gegen den alten Deputierten Ulderico Levi kandidierte, wollte auch in Montecitorio ein damals fast neues Genre, den Sozialismus, creieren. Wenn sich die Italiener in dem Kampfe zwischen einem Ahnenreichen und einem Ahnenarmen von vornherein für den ersteren entschieden, so müßte ein Levi, ehe er gefochten, schon Sieger sein. Giebt es ein älteres Geschlecht in Europa, als das Haus Levi, das viele tausend Jahre zählt? Aber ein Levi kann nicht malen wie ein Chierici, der das Genre auf die Leinwand und als Sozialist den Teufel an die Wand malt.

Wenn sich Skulptur und Malerei nach Montecitorio

drängen, so will die Poesie nicht draußen bleiben. Poeten und Poetaster hat es von jeher in der Kammer gegeben. Ferdinando Martini, Felice Cavallotti hatten längst Komödien geschrieben, ehe sie in Montecitorio Komödie spielten. Mancher der Deputierten hat sogar zwei Seelen und zwei Namen. Leopoldo Pullé hält Reden, Leo die Castelnuovo macht Komödien, und beide sind Einer, und Carducci, Italiens berühmtester Dichter, der im Jahre 1886 in Pisa kandidierte, hatte Jahrzehnte früher schon als Enotrio Romano gesungen. Nun ist der Politiker in ihm in dem parlamentarischen Prachtsarkophag, Senat genannt, eingesargt, wo er neben Verdi, dem Musiker, Fogazzaro, dem Romancier, Morelli, dem Maler, Monteverde, dem Bildhauer, — schläft.

Nicht ungestraft darf man in Italien komponieren, dichten, malen, meißeln. Der König nimmt solche Leute leicht für den Senat in Beschlag.

Auch Edmondo de Amicis ruht wohl eines Tages von den Mühen der Litteratur in einem blausammtenen Fauteuil im Palazzo Madama aus. In der Voraussicht, vielleicht trotz seines Sozialismus zu einer gesetzgebenden Vorsehung höherer Instanz zu avancieren, lehnte er die ihm angebotene Kandidatur der ligurischen Hafenstadt Oneglia ab. Seicht ist der Hafen von Oneglia, seichter noch in den Augen des begehrten Novellisten der Handels- und Kriegshafen von Montecitorio. De Amicis zieht es vor, zu schweigen und zu schreiben, statt zu sprechen und zu versprechen.

Salvatore Farina, der sentimentale Novellist, der in Italien, wo es nur wenig sentimentale Menschen giebt,

als Erzähler lange nicht so viel gilt wie in Deutschland, wo nur wenig nichtsentimentale Menschen leben, denkt anders als Brander im „Faust“ über ein politisch Lied. Und was war das Credo des Kandidaten von Sassari? Eine Novelle in Duodez: „Perchè ho risposto no?“ (Warum habe ich Nein geantwortet?) Vor dem damaligen Kabinett Giolitti legte der Kandidat allerdings das Gelöbnis ab, zu dem, was die Regierung sagen würde, nie Nein zu sagen. Einem Minister ist ein Novellist, der seine Heldin Nein sagen läßt, in Montecitorio aber mit Ja stimmt, nicht unwillkommen.

Wir hörten Farina einmal öffentlich lesen, vielmehr flüstern. In einem Parlament aber muß man, um zur Geltung zu kommen, eher brüllen als flüstern. Und Farina glaubte wirklich, Frau Italia würde ihn, wenn er ihr mit seiner süßen Mandolina ein Ständchen darbrächte, gleich erhören? Der Poet ist in der Politik nicht selten eine lächerliche Figur. Das sah man an dem Benjamin von Montecitorio, Gabriele D'Annunzio. König David hat zwar Politik gemacht und Psalmen verfaßt, Dante Politik, ja Parteipolitik getrieben und die „Divina Commedia“ gedichtet, aber Parlamentarier sind die beiden Herren nicht gewesen. Ein Parlament ist ein Haus voll Intriguen, ist keine Sphäre für einen Dichter, sondern kann nur ein Gegenstand der Beobachtung für ihn sein.

Imbriani schrie, aber dichtete nicht. Jetzt fehlt er in der Kammer, in der er zum Gaudium Italiens Scandale zu inscenieren wußte. Wohl konnten sich manche Italien ohne König denken — aber wie konnte Montecitorio ohne Matteo Renato Imbriani fortdauern, der

von hier aus Italia, die ihm ehelich und ihm ausschließlich angetraute Frau, wie seinen Augapfel hütete? Jetzt ist er ein gebrochener Mann. Doch einst lebte er in eifervoller Rastlosigkeit für Italien. Ich sehe in meiner Erinnerung den irredentistischen Wahlredner auf seinem Sitze lauern. Er möchte sich jeden Augenblick auf die Dame Austria stürzen und ihr die Augen auskratzen. Imbrianis Blick funkelt durch die Scirocco-Atmosphäre, wie der Blick des Katers durch die Nacht. Wenn seine Rede die Dinge beleuchtet, ist es, als ob die Sonne auf eine frisch dampfende Blutlache herniederscheine. So grelle Farbe trägt er auf. Er schreit sich heiser. Man kann doch nicht lispeln, daß Österreich Italien den Krieg im Frieden mache, daß die Minister das Vaterland verraten und den Strang, nicht das Vertrauen des Volkes verdienen, daß Umberto ein Vasall von Deutschland und Österreich, daß der König von Italien ein Knappe der beiden mitteleuropäischen Souveräne geworden.

Und wie Imbriani sprach, so schrieb er. Ist es einen Augenblick in dem Bienenschwarme der Onorevoli still, so hört man im Hause den Irredentisten auf dem Papier kratzen. Die Feder des Schreibenden tobt nicht weniger laut, als die Zunge des Sprechenden. Es sind prophetische Sendschreiben an die irredentistischen Comités, die er abfaßt, während die anderen sprechen, es sind brennende Manifeste, die er den „in Ketten schmachtenden Brüdern" über die julischen Alpen entbietet. Wird die Post sie nur nach Udine und Treviso, oder gar nach Trient und Triest tragen?

Feuer und Fieber war die Thätigkeit dieses Missionärs des lateinischen Bundes. Er war das Enfant terrible für

alle Regierungen. Dieſer Politiker war ein halbtolles Kind, aber ein makelloſer Charakter. Nun muß er das Ungeſtüm, das ſeine Geſundheit zerrüttete, auf dem Siechenbette in Neapel büßen.

Übrigens hat ſich der Irredentismus in Italien in den letzten Jahren ſtark abgekühlt. Das iſt ein wenig auch der Liebenswürdigkeit zu danken, mit der die Öſterreicher italieniſchen Künſtlern entgegen kommen. Die Wiener applaudierten bis zur Ekſtaſe einer Alice Barbi, Eleonore Duſe, Gemma Bellincioni, zerriſſen vor Begeiſterung einen Mascagni, ſchwärmten für Gallina, wollten Maggio, Zacconi und Novelli wohl. Die Dreibund-Miniſter und Diplomaten konnten ſich freuen, daß alle jene italieniſchen Sterne in Wien angezündet wurden, um den Irredentiſten, die über Öſterreich ſchreien, ins Gewiſſen zu leuchten. Sogar Mascagnis Impreſario Signor Sonzogno, der ſonſt in ſeinem Journal „Il Secolo“ den Kreuzzug gegen Öſterreich predigte, iſt, ſeitdem er mit ſeinem Schützling in Wien geweſen und dieſen von Männchen und Weibchen, namentlich aber von letzteren, ſo gefeiert ſah, zur Überzeugung gelangt, daß auch die Menſchen an der Donau Menſchen ſind.

Als lateiniſche Brüder ſtanden Imbriani und Cavallotti ziemlich vereinzelt in Italien da. Man muß ſtaunen, wie ſehr die Italiener ſich von ihrer Vergangenheit loszulöſen und über ihre Gefühle hinweg zu einer Vernunftpolitik zu erheben im ſtande waren. Die Allianz mit den Mittelmächten hat ſich langſam als ein Prozeß diplomatiſchen Opportunismus aus den Köpfen kluger Staatsmänner herausgeklärt, die ſich der übermächtigen Klugheit des Fürſten Bismarck unterwarfen, um ſie zugleich

ihren nationalen Zwecken dienstbar zu machen. Die Italiener handelten wie Realpolitiker, als sie sich, wenn auch schweren Herzens, von der lateinischen Jugendgeliebten, der französischen Nachbarin, trennten, mit der sie auf den lombardischen Schlachtfeldern einen Bund für die Ewigkeit eingegangen zu sein schienen. Aus der Flut von Reden, die sich in Wahlzeiten über Italien ergießt, klingt allerdings zuweilen Betrübnis über den längst vollzogenen Bruch mit Frankreich heraus. Aber soll Italien für die französische Republik schwärmen, die, gleich einem hysterischen Frauenzimmer, welches Appetit nach den seltsamsten Dingen, nach rohen Kartoffeln oder gar nach Unschlitt verspürt, sich nach dem moskowitischen Bären sehnt oder ihn schon verdaut zu haben glaubt?

Das nationale Italienertum ist keine rohe Kraftmeierei, sondern eine die Blüten einer humanistischen Civilisation treibende Demokratie. Es giebt noch immer in Italien Freunde Frankreichs. Sie aber wissen die Liebe zu den Geistern an der Seine, die das Theater beherrschen, Meister des Romans und unerschöpflich im Schaffen neuer Formen in Kunst und Leben sind, mit der Abneigung gegen eine flackernde, unberechenbare, Europa ewig beunruhigende Politik zu vereinigen. Zanardelli brachte in einer Candidatenrede in Iseo diese Gefühle herzlicher Anhänglichkeit an den Genius Frankreichs und gleichzeitiger politischer Treue für die alliierten Centralmächte zum Ausdrucke. Es fällt allerdings Italien schwer, sehr schwer, daß Germania sich an ihrem dreifachen Stahlhemde nicht genügen läßt, da sie stets die Dolche Frankreichs und Rußlands fürchten muß. Dadurch wird auch

das verbündete Italien zu Rüstungen angespannt, die seine Kräfte übersteigen. Es sind nicht die Radikalen allein, die darüber klagen, daß Italien diesem eisernen Zeitalter erliege, welches der Riese von Friedrichsruh inauguriert hat. Italia, die noch vor Jahren Europa durch ihre Lust an Abenteuern beunruhigte, ist, seitdem sie die große Lücke im Staatssäckel entdeckte, unter die braven Hausfrauen gegangen, sehnt sich redlich darnach, daß die Welt möglichst wenig von ihr spreche, möchte am liebsten, statt die Trommel zu rühren, mit dem Kehrbesen die letzten Spuren der Großmannssucht wegfegen. Es geht ein Bedürfnis durch das ganze Volk, sich der vorhandenen Güter zu freuen, die Wände des Riesenhauses, an dem so viele Architekten von Machiavelli bis Cavour gebaut, zu tünchen, das Haus, das fast größer ist als das Volk, wohnlich und anheimelnd zu machen.

Die Politiker sind heute bescheidener als die Dichter Italiens. Carducci spricht noch immer wie eine Trompete, voll und dröhnend. Aber das Volk ist aus seinem Ruhmestraume aufgewacht und fragt sich, ob denn auch unter dem Purpur der Großmacht, den sich der in beispiellosem Glücke aufgeschossene Genius des Vaterlandes umgehängt hat, ein gesundes Herz schlage. Doch selbst aus diesem Verlangen nach Herstellung geordneter Finanzen bebt ein nationales Fieber, das nicht ein Surrogat für eine Religion, sondern selber eine Religion ist. Dieses Fieber durchschauert, so gut wie den König, den letzten Arbeiter in den Bergwerken von Elba und den Schwefelgruben von Sicilien, läßt den Mächtigsten angesichts des großen Vaterlandes klein erscheinen und den

Geringsten groß, da sich sein kleines Ich in dem weiten Begriffe des Vaterlandes auflöst, das nicht ein Territorium, nicht eine Macht allein ist, sondern mehr als all das: Eine Idee und für jeden Italiener ein Himmel auf Erden. Ein Funke erglimmt auf einer Alpenspitze in Piemont, und es zischt sogleich wie von einer Feuerschlange durch das ganze Land Italien über das Meer hinweg, und es brennen alle Thäler Siciliens. Der nationale Gedanke hat nichts von seiner zündenden Kraft eingebüßt. Das Volk und der Einzelne, welcher der Steuerschraube fast erliegt, bringen ihm die größten Opfer. Auch die verschiedensten Überzeugungen treffen sich wie in einem Brennpunkte in der nationalen, die nicht wie anderwärts künstliche Standesunterschiede konserviert, sondern eher nivelliert und veredelt.

Es sind gleichsam die Schatten derer, die in Italiens Pantheon Santa Croce schlafen, welche die Kämpfenden zur Einigkeit, die Ungleichen zur Brüderlichkeit mahnen.

Der König selber achtet das republikanische Bekenntnis an denjenigen, die wie Mazzini und Saffi für die Größe Italiens gelitten, und die Republikaner wieder stecken angesichts einer Dynastie, die dessen eingedenk bleibt, daß sie „per volontà del popolo“ geworden, das Schwert in die Scheide. Der König ist so weise, den Italiener höher als den Monarchisten, die Besten unter den Republikanern sind so weise, den Italiener höher als den Republikaner zu stellen.

Und alle wollen die Gewissensfreiheit unangetastet. Von Crispi, dem Achtzigjährigen, bis auf den jüngsten Politiker, dem sich noch der Flaum weich um die Backen legt, finden es alle selbstverständlich, daß die römische Kirche nicht den italienischen Staat überschatten darf.

Wie eine Barbarei würde es der letzte Gondoliere abweisen, daß jemand in Italien durch sein Bekenntnis leiden solle und daß ein Glaube, der Millionen Anhänger zählt, innerhalb des Staates ausschließliche Geltung habe vor Confessionen, die etwa nur Tausende von Bekennern zählen. Man fordert nicht in Italien das Gewissen in der Weise heraus, daß man jemand moralisch zwingt, den Glauben der Minorität um der Carriere willen abzuschwören und sich ohne Überzeugung dem Glauben der Majorität zu verschreiben. Diese öffentliche Verletzung der Seelen, die den Treubruch zur Voraussetzung des Gelöbnisses der Treue macht, hat keinen Platz in einem Lande, wo das Bekenntnis nicht nur kein Hindernis ist, die höchsten Staffeln auf der Staatsleiter zu erklimmen, sondern auch keines, einem Andersgläubigen zum Traualtar zu folgen. Längst ist in Italien die Vernunft zur gleichberechtigten Schwester und Nebenbuhlerin des Glaubens geworden. Während man jenseits der Alpen vielfach daran arbeitet, nicht nur die Körper, sondern auch die Seelen in eine Uniform zu zwängen, hat Italien, das Vaterland der Schönheit, den guten Geschmack, sich gegen die Uniformierung der Körper und Seelen aufzulehnen. Dies sicherlich nicht zum Schaden des Landes.

Wie große Fortschritte hat Italien in wenigen Jahrzehnten gemacht! Welches Volk der neuesten Zeit hat gleich den Italienern den Mut besessen, so viele durch die Schuld seiner nun entthronten Fürsten und ihrer Knechte besudelte Blätter aus seiner Geschichte herauszureißen!

Wenn man einer Wahlcampagne in Italien folgt, so sieht man nicht Rückständige gegen Männer des Fort-

schritts kämpfen; die Ersteren sind fast weggemäht, weggeweht. Auch die Partikularisten wagen sich nicht offen hervor. Der Papst bietet nicht seine Mannen für den parlamentarischen Streit auf, denn er weiß, daß die Zahl derjenigen, die den Kirchenstaat auf Kosten der Einheit Italiens hergestellt wissen wollten, gering ist. Nicht einmal unter der Sutane erstickt das patriotische Gefühl ganz. Es giebt manchen Kardinal, dessen pergamentene Wangen noch von Leidenschaft für das Vaterland erglühen, so daß ihm der Purpur vor dem Stolze, Italiener zu sein, erbleicht. In gewissen Stunden mag sogar der greise Papst, der doch auch ein Sohn Italiens ist, von vaterländischer Trunkenheit erfaßt, den Namen Italia wie ein Sterbender den Namen der Jugendgeliebten hauchen. Im Vatikan flucht man den Penaten Italiens mit der Zunge und segnet sie vielleicht manchmal im Herzen; gewähren sie doch auch dem Heiligen Stuhl materiellen Schutz.

Italien freilich reagiert noch immer als eine in sich nicht genug befestigte Macht auf alle Störungen, die ihm Tadel oder Kritik bereitet. Solch ein junges Staatswesen gleicht eben einem Mädchen, in dessen Antlitz die Seele noch sichtbar dahinrieselt und eine jede Erschütterung ihre Spuren eingräbt, und darum sollte Italien in seinem Dasein eher gestärkt und ermuntert, als ewig gereizt werden. Die ganze Welt hat ein Interesse, daß das Schatzhaus, das die goldenen Elemente der europäischen Kultur birgt, weder von der ecclesia militans noch von der Eifersucht Frankreichs unterwühlt werde. Es fehlt ja in Italien selbst nicht an mancher Kassandra. Dazu die Raben, die aus den grauen Gemäuern des Vatikans und des

Elysée aufflattern, um Italiens nahen Untergang zu prophezeien.

Die Führer der Nation sind nicht blind für die Schäden des Landes. Der frühere Finanzminister und spätere Kammerpräsident Colombo, ein streng wirtschaftlicher Mann, ein Cato des Staatssäckels, gemahnte die Italiener in einer Kandidatenrede zu Mailand an das, was sie nicht haben, und dessen ist viel, sehr viel.

Rosiger sehen gewöhnlich die Mitglieder des Kabinetts. Am rosigsten sah eines Tages — schon um seines Namens willen — Signor Rosano, damals Unterstaatssekretär des Innern. Süß wie die Melonen von Aversa war die Rede, die er im Herbst 1892 in Aversa hielt, und ganz im Gegensatze zu dem edlen Schaumwein von Aversa, dem Asprino, der als Wort rauh und herbe klingt, auf der Zunge beißt und prickelt und von dem der Kandidat einen vollen Becher leerte, als er Italien und den König leben ließ. Eccellenza sagte, Dank den Bemühungen der Regierung wäre die Zahl der an ansteckenden Krankheiten Verstorbenen von 110 000 im Jahre 1889 auf 61 904 im Jahre 1891 gesunken. . . .

Eine einfache Rechnung ergiebt, daß, wenn Minister und Unterstaatssekretäre durch weitere drei Jahre beredt geblieben wären, schon im Jahre 1895 kein Italiener mehr an einer ansteckenden Krankheit hätte sterben sollen. Ein weiterer Schritt, und die ansteckenden Krankheiten, noch ein Schritt, und die Krankheiten überhaupt hätten verschwinden müssen. Italien hat die Todesstrafe abgeschafft . . . warum soll es nicht im stande sein, durch Parlamentsbeschluß den Tod abzuschaffen?

Francesco Crispi.

Der geheimnisvolle Crispi.

„Ich flehe und wünsche, daß der Regierung meiner Nation in der Stunde der Gefahr der mutige und kluge Crispi nicht fehle, der einst dem Genius Garibaldis und den Geschicken Italiens das Ziel der Einheit — Sicilien — wies und öffnete.“ So hatte Giosuè Carducci, der Dichterfürst von Italien, gesprochen. Sein Sehnen erfüllte sich.

Aus dem Buen-Retiro in Neapel, wo sich Crispi stets, wenn er rommüde geworden, in seiner Villa im Rione Principe Amedeo versteckt hielt und jetzt gar ständig lebt, holte ihn der König im Dezember 1893 hervor, um sich ihm in bösen Tagen anzuvertrauen, in denen sonst keiner das Staatsschiff zu steuern sich getraute. Zu den thatkräftigen Greisen der Zeit, Gladstone und dem Papste, die schon die Achtzig überschritten, hatte sich von neuem der große Ex-Revolutionär, dessen Alter zwischen Siebzig und Achtzig schwebte, als Mitlenker der Geschicke Europas gesellt.

Drei Winter war es her, daß er nach ununterbrochener vierjähriger Ministerherrlichkeit gestürzt ward.

Er dürstete so sehr nach Macht, daß es ihm nicht schwer fiel, sich von seinem Garten in Neapel zu trennen, wo „die Myrte still und hoch der Lorbeer steht“.

Noch einmal schaut er die Marmorbilder an, die unter den Limonen und Oleandern prangen . . . noch wirft er

einen scheidenden Blick auf seine große Bücherei und auf alle die Gemälde, Bronzen und Statuetten. Dann reißt er sich los von seinem Tusculanum und der sybaritischen Natur Neapels, in der eine jede Jahreszeit ihre zündenden Farben und ihren berauschenden Duft hat.

Der Wagen rollt durch das Gewühl des Toledo zum Bahnhofe. . . . In der Ferne rauscht der Golf, und im Herzen Crispis, der Jahre lang Opposition, Unzufriedenheit, Groll war, tönt es von der süßen Musik wieder, die in jenen laut wird, die von der Finsternis zum Lichte, von der Gefangenschaft zur Freiheit, von der Sehnsucht zur Erfüllung, von der Machtlosigkeit zur Macht gelangen. Er hat also, um mit Manzoni zu sprechen, neuerlich die Palme erhascht, die zu hoffen Wahnsinn war. Er durchlebt die Wonnen, die Italiens großer Dichter schildert:

Die bange Lust, die stürmische,
Zu glüh'n von großen Planen,
Des Herzens Angst, das dienen soll,
Durchbebt von Herrschaftsahnen.

Der Zug nach Rom setzt sich in Bewegung. Es ist Nacht — aus dem Vesuv steigt die Feuersäule. Wie oft hat sie dem Greise, der in der Ecke seines Coupés kauert, die Wege gewiesen! Zwar sah ihn nicht dieser vulkanische Kegel Campaniens, sondern die „Montagna" von Sicilien groß werden, — zwar hat sich der Sicilianer mit seinem frühweißen Haupte und seinem leidenschaftlichen Herzen nicht dem Vesuv, sondern dem Ätna verglichen, dessen Gipfel von Schnee bedeckt und dessen Inneres voll Feuer ist. Aber wer weiß mehr von dem jungen Revolutionär Francesco Crispi zu erzählen, als dieser trotzige

Vesuvius, der ein Jahrzehnt lang Zeuge war, wie der hochstrebende Sohn Siciliens durch die Kastanienbüsche und Weingärten von Neapel einer Schlange gleich dahinschlich, spähte, lauerte, conspirierte, Rache schnaubte, Wut schäumte, zum Angriff ausholte, donnerte und blitzte?

Der Greis ist in seiner Ecke eingeschlafen, — doch wer den Schlummernden genau betrachtet, erkennt, daß er dem Krater dort gleicht, der brennt, auch wenn er ruht. . . . Er schläft wie ein gesunder Arbeiter, dem die Nacht wohlverdienter Lohn für des Tages Mühen ist. . . . .

Im Mittag seines Daseins war Crispi Revolutionär, — am Abend seines Lebens ist er Staatsmann. Nichts logischer als dies. Um der Ordnung willen hatte er sich gegen die Unordnung verschworen. Wer hat mit solcher Grazie wie er Bomben geworfen? Wer hat mit mehr politischer Umsicht einen Thron unterwühlt? Er wollte den Thron von Neapel und Sicilien zerstören, um den von Italien aufzubauen. Er stellte dem bourbonischen Despotismus nach, um auf den Trümmern desselben die parlamentarische Konstitution Italiens aufzurichten. Er war der staatsklügste unter den Verschwörern Unteritaliens.

Der Staatsmann Italiens und des Dreibundes rühmt sich gern der Vergangenheit als Verschwörer. Er sagte einmal selbstbewußt, das Jahrhundert habe nur drei Revolutionäre gekannt: Mazzini, Napoleon III. und Francesco Crispi.

Crispi hat immer zwei Eisen heiß, — das des Ministers und das des Revolutionärs. Wenn er sich nach rechts vor der Majestät der Krone verneigt hat, so verbeugt er sich dann rasch nach links vor der Souveränität des Volkes,

die ihm nicht weniger strahlend dünkt. Als Minister bewog er den Herrscher, sich als erster von allen mit hunderttausend Lire an die Spitze der Subskribenten für ein Denkmal Mazzinis zu stellen. Der König sollte so dokumentieren, daß die Krone Italiens die Tochter der Revolution sei und ihr ewige Schuldnerin bleiben wolle.

Der einstige Revolutionär ist nicht verdammt, das Schicksal seines Meisters Mazzini und so vieler ehemaliger Mitkämpfer zu teilen, die ein einsames, sonnenarmes Alter lebten, das im besten Falle von Ruhm kalt beleuchtet, doch nicht von Liebe durchwärmt war. Ihm war es gegönnt, sich zwei warme Nester, eines in Rom und ein anderes in Neapel zu gründen. Frau und Kind waren um ihn. Die Tochter machte ihn die Bitternisse, die ihm das öffentliche Leben brachte, durch ihre Zärtlichkeit vergessen. Ihr Bild steht immer auf seinem Schreibtische.

Sobald der Tag mit seiner Arbeit vorüber — er fängt ihm vor Sonnenaufgang an —, gehörte Crispi, „wenn in nächt'ger Stunde süßer Lampe Dämmerung fließt", seiner kleinen Familie. Giuseppina oder, wie sie im Hause hieß, Peppina, die schlanke, blasse, dunkeläugige, schwarzgelockte Tochter, war sein „angelo consolatore" (Trostengel). Die junge Dame spielte ihm zur Harfe südliche Weisen voll Melancholie. Wie Mignon stand sie da, die duftige Gestalt in Weiß gehüllt. „Zieht mir das weiße Kleid nicht aus." Was aber der Dichter voll Abneigung gegen alle Politik, — der Italien bis zu Thränen liebte, in anderer Weise liebte, wie dieser Berufspolitiker da, — was Goethe seine Mignon sagen läßt, gilt mehr von dem Vater Giuseppinas, als von dieser. Ob

Crispi Verschwörer oder Staatsmann war, er mußte singen, wie Mignon singt:

Heiß' mich nicht reden, heiß' mich schweigen,
Denn mein Geheimnis ist mir Pflicht;
Ich möchte dir mein ganzes Inn're zeigen,
Allein das Schicksal will es nicht.

Dämonisch, wie an den großen Revolutionären allen, ist auch an Crispi das geheimnisvolle, zum Schweigen hinneigende Wesen. Oft verstummen, wenn er sprechen will, seine Lippen, und die Faust, die sich ballt, wird beredt. Er verschließt in sich eine Welt von Erfahrungen, Geheimnissen, Leiden.

Kennt die Tochter die grause Odyssee ihres Vaters, der wie ein Wild durch Europa gejagt ward? Hat die Signorina, nunmehr Principessa Linguagloſſa, aus dem Munde ihres Erzeugers die Geschichte all' der Verschwörertrophäen vernommen, die hier an den Wänden zu sehen sind? Ob sich wohl ihr junger Verstand mühte zu deuten, wie in dem Sanctuarium ihres Vaters das Bild Bismarcks neben dem Mazzinis zu hängen, wie in seinem Reliquienschreine die höchsten Orden neben Bombensplittern zu liegen kämen?

Und ruht nicht auch mystische Dämmerung auf Crispis häuslichem Altar? Hier hat manche Fackel gelodert, ist manche Fackel erloschen. Der Hausherr, stets voll Leidenschaft, zündete die erste Flamme an, als er kaum achtzehnjährig war . . . sie verlosch, und er zündete eine neue Flamme an, die erst mächtig entbrannte, bald aber kleiner und kleiner wurde, und als sie noch schwach glomm, zündete er wieder eine Flamme an, die ihm noch heute

leuchtet. — Wer erinnert ſich nicht jenes Bigamie-Prozeſſes aus dem Jahre 1878? Der bloße Verdacht genügte, um den Miniſter zu ſtürzen. Er erholte ſich. Was Manzoni von der Muſe Napoleons ſagt, gilt auch von Crispi:

Und ſah ihn, ewig wechſelvoll,
Fallen, erſteh'n, erliegen.

Wer darf zu Gericht ſitzen über das Privatleben eines Mannes, der ſeinem Vaterlande ſchon als Verſchwörer unſterbliche Dienſte leiſtete? Den Menſchen Crispi pflegten die elementarſten Leidenſchaften zu beherrſchen. Oft leitete ihn Ungeſtüm des Herzens, nicht berechnender Verſtand.

Die Wenigſten kennen die Geſchichte von Crispis erſter Liebe. Er war damals, wie geſagt, noch nicht achtzehn Jahre alt, jedoch ſchon Doktor beider Rechte. Da hatte es ihm die ſechzehnjährige Roſina Sciarra angethan, die ſchöne Tochter des Hauſes, in welchem er in Palermo wohnte. Sein Vater Tommaſo Crispi internierte den liebeskranken Francesco in einem Landhauſe in Sciacca. Da kommt die Nachricht, daß in Palermo die Cholera ausgebrochen. Francesco ſattelt das Pferd ſeines Vaters und eilt nach der fernen Hauptſtadt, wo er nach zwei Tagen anlangt. Er findet ſeine Roſina in bitterſtem Gram. Unter anderen Hunderten ſind auch Roſinas Mutter, Bruder und zwei Schweſtern der Seuche erlegen. Nur eine jüngere Schweſter iſt ihr geblieben. — Der Achtzehnjährige heiratet die Sechzehnjährige.

Innerhalb zweier Jahre verliert er die Frau und das Kind, das ſie ihm geboren. Der junge Witwer freit um der Entſchlafenen Schweſter, die ihm zugethan iſt.

Geringſten groß, da ſich ſein kleines Ich in dem weiten Begriffe des Vaterlandes auflöſt, das nicht ein Territorium, nicht eine Macht allein iſt, ſondern mehr als all das: Eine Idee und für jeden Italiener ein Himmel auf Erden. Ein Funke erglimmt auf einer Alpenſpitze in Piemont, und es ziſcht ſogleich wie von einer Feuerſchlange durch das ganze Land Italien über das Meer hinweg, und es brennen alle Thäler Siciliens. Der nationale Gedanke hat nichts von ſeiner zündenden Kraft eingebüßt. Das Volk und der Einzelne, welcher der Steuerſchraube faſt erliegt, bringen ihm die größten Opfer. Auch die verſchiedenſten Überzeugungen treffen ſich wie in einem Brennpunkte in der nationalen, die nicht wie anderwärts künſtliche Standesunterſchiede konſerviert, ſondern eher nivelliert und veredelt.

Es ſind gleichſam die Schatten derer, die in Italiens Pantheon Santa Croce ſchlafen, welche die Kämpfenden zur Einigkeit, die Ungleichen zur Brüderlichkeit mahnen.

Der König ſelber achtet das republikaniſche Bekenntnis an denjenigen, die wie Mazzini und Saffi für die Größe Italiens gelitten, und die Republikaner wieder ſtecken angeſichts einer Dynaſtie, die deſſen eingedenk bleibt, daß ſie „per volontà del popolo“ geworden, das Schwert in die Scheide. Der König iſt ſo weiſe, den Italiener höher als den Monarchiſten, die Beſten unter den Republikanern ſind ſo weiſe, den Italiener höher als den Republikaner zu ſtellen.

Und alle wollen die Gewiſſensfreiheit unangetaſtet. Von Crispi, dem Achtzigjährigen, bis auf den jüngſten Politiker, dem ſich noch der Flaum weich um die Backen legt, finden es alle ſelbſtverſtändlich, daß die römiſche Kirche nicht den italieniſchen Staat überſchatten darf.

Wie eine Barbarei würde es der letzte Gondoliere abweisen, daß jemand in Italien durch sein Bekenntnis leiden solle und daß ein Glaube, der Millionen Anhänger zählt, innerhalb des Staates ausschließliche Geltung habe vor Confessionen, die etwa nur Tausende von Bekennern zählen. Man fordert nicht in Italien das Gewissen in der Weise heraus, daß man jemand moralisch zwingt, den Glauben der Minorität um der Carriere willen abzuschwören und sich ohne Überzeugung dem Glauben der Majorität zu verschreiben. Diese öffentliche Verletzung der Seelen, die den Treubruch zur Voraussetzung des Gelöbnisses der Treue macht, hat keinen Platz in einem Lande, wo das Bekenntnis nicht nur kein Hindernis ist, die höchsten Staffeln auf der Staatsleiter zu erklimmen, sondern auch keines, einem Andersgläubigen zum Traualtar zu folgen. Längst ist in Italien die Vernunft zur gleichberechtigten Schwester und Nebenbuhlerin des Glaubens geworden. Während man jenseits der Alpen vielfach daran arbeitet, nicht nur die Körper, sondern auch die Seelen in eine Uniform zu zwängen, hat Italien, das Vaterland der Schönheit, den guten Geschmack, sich gegen die Uniformierung der Körper und Seelen aufzulehnen. Dies sicherlich nicht zum Schaden des Landes.

Wie große Fortschritte hat Italien in wenigen Jahrzehnten gemacht! Welches Volk der neuesten Zeit hat gleich den Italienern den Mut besessen, so viele durch die Schuld seiner nun entthronten Fürsten und ihrer Knechte besudelte Blätter aus seiner Geschichte herauszureißen!

Wenn man einer Wahlcampagne in Italien folgt, so sieht man nicht Rückständige gegen Männer des Fort-

ſchritts kämpfen; die Erſteren ſind faſt weggemäht, weggeweht. Auch die Partikulariſten wagen ſich nicht offen hervor. Der Papſt bietet nicht ſeine Mannen für den parlamentariſchen Streit auf, denn er weiß, daß die Zahl derjenigen, die den Kirchenſtaat auf Koſten der Einheit Italiens hergeſtellt wiſſen wollten, gering iſt. Nicht einmal unter der Sutane erſtickt das patriotiſche Gefühl ganz. Es giebt manchen Kardinal, deſſen pergamentene Wangen noch von Leidenſchaft für das Vaterland erglühen, ſo daß ihm der Purpur vor dem Stolze, Italiener zu ſein, erbleicht. In gewiſſen Stunden mag ſogar der greiſe Papſt, der doch auch ein Sohn Italiens iſt, von vaterländiſcher Trunkenheit erfaßt, den Namen Italia wie ein Sterbender den Namen der Jugendgeliebten hauchen. Im Vatikan flucht man den Penaten Italiens mit der Zunge und ſegnet ſie vielleicht manchmal im Herzen; gewähren ſie doch auch dem Heiligen Stuhl materiellen Schutz.

Italien freilich reagiert noch immer als eine in ſich nicht genug befeſtigte Macht auf alle Störungen, die ihm Tadel oder Kritik bereitet. Solch ein junges Staatsweſen gleicht eben einem Mädchen, in deſſen Antlitz die Seele noch ſichtbar dahinrieſelt und eine jede Erſchütterung ihre Spuren eingräbt, und darum ſollte Italien in ſeinem Daſein eher geſtärkt und ermuntert, als ewig gereizt werden. Die ganze Welt hat ein Intereſſe, daß das Schatzhaus, das die goldenen Elemente der europäiſchen Kultur birgt, weder von der ecclesia militans noch von der Eiferſucht Frankreichs unterwühlt werde. Es fehlt ja in Italien ſelbſt nicht an mancher Kaſſandra. Dazu die Raben, die aus den grauen Gemäuern des Vatikans und des

Elysée aufflattern, um Italiens nahen Untergang zu prophezeien.

Die Führer der Nation sind nicht blind für die Schäden des Landes. Der frühere Finanzminister und spätere Kammerpräsident Colombo, ein streng wirtschaftlicher Mann, ein Cato des Staatssäckels, gemahnte die Italiener in einer Kandidatenrede zu Mailand an das, was sie nicht haben, und dessen ist viel, sehr viel.

Rosiger sehen gewöhnlich die Mitglieder des Kabinetts. Am rosigsten sah eines Tages — schon um seines Namens willen — Signor Rosano, damals Unterstaatssekretär des Innern. Süß wie die Melonen von Aversa war die Rede, die er im Herbst 1892 in Aversa hielt, und ganz im Gegensatze zu dem edlen Schaumwein von Aversa, dem Asprino, der als Wort rauh und herbe klingt, auf der Zunge beißt und prickelt und von dem der Kandidat einen vollen Becher leerte, als er Italien und den König leben ließ. Eccellenza sagte, Dank den Bemühungen der Regierung wäre die Zahl der an ansteckenden Krankheiten Verstorbenen von 110 000 im Jahre 1889 auf 61 904 im Jahre 1891 gesunken. . . .

Eine einfache Rechnung ergiebt, daß, wenn Minister und Unterstaatssekretäre durch weitere drei Jahre beredt geblieben wären, schon im Jahre 1895 kein Italiener mehr an einer ansteckenden Krankheit hätte sterben sollen. Ein weiterer Schritt, und die ansteckenden Krankheiten, noch ein Schritt, und die Krankheiten überhaupt hätten verschwinden müssen. Italien hat die Todesstrafe abgeschafft . . . warum soll es nicht im stande sein, durch Parlamentsbeschluß den Tod abzuschaffen?

Francesco Crispi.

Der geheimnisvolle Crispi.

„Ich flehe und wünsche, daß der Regierung meiner Nation in der Stunde der Gefahr der mutige und kluge Crispi nicht fehle, der einst dem Genius Garibaldis und den Geschicken Italiens das Ziel der Einheit — Sicilien — wies und öffnete.“ So hatte Giousè Carducci, der Dichterfürst von Italien, gesprochen. Sein Sehnen erfüllte sich.

Aus dem Buen-Retiro in Neapel, wo sich Crispi stets, wenn er rommüde geworden, in seiner Villa im Rione Principe Amedeo versteckt hielt und jetzt gar ständig lebt, holte ihn der König im Dezember 1893 hervor, um sich ihm in bösen Tagen anzuvertrauen, in denen sonst keiner das Staatsschiff zu steuern sich getraute. Zu den thatkräftigen Greisen der Zeit, Gladstone und dem Papste, die schon die Achtzig überschritten, hatte sich von neuem der große Ex-Revolutionär, dessen Alter zwischen Siebzig und Achtzig schwebte, als Mitlenker der Geschicke Europas gesellt.

Drei Winter war es her, daß er nach ununterbrochener vierjähriger Ministerherrlichkeit gestürzt ward.

Er dürstete so sehr nach Macht, daß es ihm nicht schwer fiel, sich von seinem Garten in Neapel zu trennen, wo „die Myrte still und hoch der Lorbeer steht“.

Noch einmal schaut er die Marmorbilder an, die unter den Limonen und Oleandern prangen . . . noch wirft er

einen scheidenden Blick auf seine große Bücherei und auf alle die Gemälde, Bronzen und Statuetten. Dann reißt er sich los von seinem Tusculanum und der sybaritischen Natur Neapels, in der eine jede Jahreszeit ihre zündenden Farben und ihren berauschenden Duft hat.

Der Wagen rollt durch das Gewühl des Toledo zum Bahnhofe. . . . In der Ferne rauscht der Golf, und im Herzen Crispis, der Jahre lang Opposition, Unzufriedenheit, Groll war, tönt es von der süßen Musik wieder, die in jenen laut wird, die von der Finsternis zum Lichte, von der Gefangenschaft zur Freiheit, von der Sehnsucht zur Erfüllung, von der Machtlosigkeit zur Macht gelangen. Er hat also, um mit Manzoni zu sprechen, neuerlich die Palme erhascht, die zu hoffen Wahnsinn war. Er durchlebt die Wonnen, die Italiens großer Dichter schildert:

Die bange Lust, die stürmische,
Zu glüh'n von großen Planen,
Des Herzens Angst, das dienen soll,
Durchbebt von Herrschaftsahnen.

Der Zug nach Rom setzt sich in Bewegung. Es ist Nacht — aus dem Vesuv steigt die Feuersäule. Wie oft hat sie dem Greise, der in der Ecke seines Coupés kauert, die Wege gewiesen! Zwar sah ihn nicht dieser vulkanische Kegel Campaniens, sondern die „Montagna" von Sicilien groß werden, — zwar hat sich der Sicilianer mit seinem frühweißen Haupte und seinem leidenschaftlichen Herzen nicht dem Vesuv, sondern dem Ätna verglichen, dessen Gipfel von Schnee bedeckt und dessen Inneres voll Feuer ist. Aber wer weiß mehr von dem jungen Revolutionär Francesco Crispi zu erzählen, als dieser trotzige

Vesuvius, der ein Jahrzehnt lang Zeuge war, wie der hochstrebende Sohn Siciliens durch die Kastanienbüsche und Weingärten von Neapel einer Schlange gleich dahinschlich, spähte, lauerte, conspirierte, Rache schnaubte, Wut schäumte, zum Angriff ausholte, donnerte und blitzte?

Der Greis ist in seiner Ecke eingeschlafen, — doch wer den Schlummernden genau betrachtet, erkennt, daß er dem Krater dort gleicht, der brennt, auch wenn er ruht. . . . Er schläft wie ein gesunder Arbeiter, dem die Nacht wohlverdienter Lohn für des Tages Mühen ist. . . . .

Im Mittag seines Daseins war Crispi Revolutionär, — am Abend seines Lebens ist er Staatsmann. Nichts logischer als dies. Um der Ordnung willen hatte er sich gegen die Unordnung verschworen. Wer hat mit solcher Grazie wie er Bomben geworfen? Wer hat mit mehr politischer Umsicht einen Thron unterwühlt? Er wollte den Thron von Neapel und Sicilien zerstören, um den von Italien aufzubauen. Er stellte dem bourbonischen Despotismus nach, um auf den Trümmern desselben die parlamentarische Konstitution Italiens aufzurichten. Er war der staatsklügste unter den Verschwörern Unteritaliens.

Der Staatsmann Italiens und des Dreibundes rühmt sich gern der Vergangenheit als Verschwörer. Er sagte einmal selbstbewußt, das Jahrhundert habe nur drei Revolutionäre gekannt: Mazzini, Napoleon III. und Francesco Crispi.

Crispi hat immer zwei Eisen heiß, — das des Ministers und das des Revolutionärs. Wenn er sich nach rechts vor der Majestät der Krone verneigt hat, so verbeugt er sich dann rasch nach links vor der Souveränität des Volkes,

die ihm nicht weniger strahlend dünkt. Als Minister bewog er den Herrscher, sich als erster von allen mit hunderttausend Lire an die Spitze der Subskribenten für ein Denkmal Mazzinis zu stellen. Der König sollte so dokumentieren, daß die Krone Italiens die Tochter der Revolution sei und ihr ewige Schuldnerin bleiben wolle.

Der einstige Revolutionär ist nicht verdammt, das Schicksal seines Meisters Mazzini und so vieler ehemaliger Mitkämpfer zu teilen, die ein einsames, sonnenarmes Alter lebten, das im besten Falle von Ruhm kalt beleuchtet, doch nicht von Liebe durchwärmt war. Ihm war es gegönnt, sich zwei warme Nester, eines in Rom und ein anderes in Neapel zu gründen. Frau und Kind waren um ihn. Die Tochter machte ihn die Bitternisse, die ihm das öffentliche Leben brachte, durch ihre Zärtlichkeit vergessen. Ihr Bild steht immer auf seinem Schreibtische.

Sobald der Tag mit seiner Arbeit vorüber — er fängt ihm vor Sonnenaufgang an —, gehörte Crispi, „wenn in nächt'ger Stunde süßer Lampe Dämmerung fließt", seiner kleinen Familie. Giuseppina oder, wie sie im Hause hieß, Peppina, die schlanke, blasse, dunkeläugige, schwarzgelockte Tochter, war sein „angelo consolatore" (Trostengel). Die junge Dame spielte ihm zur Harfe südliche Weisen voll Melancholie. Wie Mignon stand sie da, die duftige Gestalt in Weiß gehüllt. „Zieht mir das weiße Kleid nicht aus." Was aber der Dichter voll Abneigung gegen alle Politik, — der Italien bis zu Thränen liebte, in anderer Weise liebte, wie dieser Berufspolitiker da, — was Goethe seine Mignon sagen läßt, gilt mehr von dem Vater Giuseppinas, als von dieser. Ob

Crispi Verſchwörer oder Staatsmann war, er mußte ſingen, wie Mignon ſingt:

Heiß' mich nicht reden, heiß' mich ſchweigen,
Denn mein Geheimnis iſt mir Pflicht;
Ich möchte dir mein ganzes Inn're zeigen,
Allein das Schickſal will es nicht.

Dämoniſch, wie an den großen Revolutionären allen, iſt auch an Crispi das geheimnisvolle, zum Schweigen hinneigende Weſen. Oft verſtummen, wenn er ſprechen will, ſeine Lippen, und die Fauſt, die ſich ballt, wird beredt. Er verſchließt in ſich eine Welt von Erfahrungen, Geheimniſſen, Leiden.

Kennt die Tochter die grauſe Odyſſee ihres Vaters, der wie ein Wild durch Europa gejagt ward? Hat die Signorina, nunmehr Principeſſa Linguagloſſa, aus dem Munde ihres Erzeugers die Geſchichte all' der Verſchwörertrophäen vernommen, die hier an den Wänden zu ſehen ſind? Ob ſich wohl ihr junger Verſtand mühte zu deuten, wie in dem Sanctuarium ihres Vaters das Bild Bismarcks neben dem Mazzinis zu hängen, wie in ſeinem Reliquienſchreine die höchſten Orden neben Bombenſplittern zu liegen kämen?

Und ruht nicht auch myſtiſche Dämmerung auf Crispis häuslichem Altar? Hier hat manche Fackel gelodert, iſt manche Fackel erloſchen. Der Hausherr, ſtets voll Leidenſchaft, zündete die erſte Flamme an, als er kaum achtzehnjährig war . . . ſie verloſch, und er zündete eine neue Flamme an, die erſt mächtig entbrannte, bald aber kleiner und kleiner wurde, und als ſie noch ſchwach glomm, zündete er wieder eine Flamme an, die ihm noch heute

leuchtet. — Wer erinnert ſich nicht jenes Bigamie-Prozeſſes aus dem Jahre 1878? Der bloße Verdacht genügte, um den Miniſter zu ſtürzen. Er erholte ſich. Was Manzoni von der Muſe Napoleons ſagt, gilt auch von Crispi:

Und ſah ihn, ewig wechſelvoll,
Fallen, erſteh'n, erliegen.

Wer darf zu Gericht ſitzen über das Privatleben eines Mannes, der ſeinem Vaterlande ſchon als Verſchwörer unſterbliche Dienſte leiſtete? Den Menſchen Crispi pflegten die elementarſten Leidenſchaften zu beherrſchen. Oft leitete ihn Ungeſtüm des Herzens, nicht berechnender Verſtand.

Die Wenigſten kennen die Geſchichte von Crispis erſter Liebe. Er war damals, wie geſagt, noch nicht achtzehn Jahre alt, jedoch ſchon Doktor beider Rechte. Da hatte es ihm die ſechzehnjährige Roſina Sciarra angethan, die ſchöne Tochter des Hauſes, in welchem er in Palermo wohnte. Sein Vater Tommaſo Crispi internierte den liebeskranken Francesco in einem Landhauſe in Sciacca. Da kommt die Nachricht, daß in Palermo die Cholera ausgebrochen. Francesco ſattelt das Pferd ſeines Vaters und eilt nach der fernen Hauptſtadt, wo er nach zwei Tagen anlangt. Er findet ſeine Roſina in bitterſtem Gram. Unter anderen Hunderten ſind auch Roſinas Mutter, Bruder und zwei Schweſtern der Seuche erlegen. Nur eine jüngere Schweſter iſt ihr geblieben. — Der Achtzehnjährige heiratet die Sechzehnjährige.

Innerhalb zweier Jahre verliert er die Frau und das Kind, das ſie ihm geboren. Der junge Witwer freit um der Entſchlafenen Schweſter, die ihm zugethan iſt.

Der Vormund ſträubte ſich gegen die Ehe mit dem unbemittelten Journaliſten, der Crispi damals war.*) Die Geliebte nahm den Schleier. Sie hätte es, wie es heißt, zur Äbtiſſin eines Kloſters in Palermo gebracht, hätte alſo auch Carriere gemacht. In Rom ſoll ſogar der Zufall den ſpäteren Miniſterpräſidenten von Italien mit der Äbtiſſin aus Palermo, der Angebeteten ſeiner Jugend, zuſammengeführt haben. . . . .

Roſina war lange ohne Nachfolgerin, bis der Sicilianer an einer kleinen Savoyardin, Roſalia Montmaſſon, Gefallen fand. Sie war Wäſcherin im Palazzo Madama zu Turin, in welchem der als Mazziniſt verſchrieene Emigrant Francesco Crispi mit anderen politiſchen Verbrechern im Winter 1853 gefangen ſaß. Als er den Kerker verlaſſen durfte, nahm er Roſalia mit ſich. In Genua ſchiffte ſich das Liebespaar nach Malta ein. Es folgte eine Zeit bitterſter Not. Sie hungerten beide. Die britiſche Regierung wies auf Cavours Veranlaſſung Crispi aus Malta aus. Er wollte nicht von ſeiner Savoyardin ſcheiden, ohne ſie vor Gott zur Frau gemacht zu haben. Ein herumziehender Jeſuit improviſiert in einer ärmlichen Stube den Trauhimmel, legt die Hand des Revolutionärs in die der Wäſcherin. Mann und Weib tauſchen die Ringe, die ihr Freund, der Uhrmacher Depretis, den armen Brautleuten geſchenkt hat. Tags darauf ſteuert der Neuvermählte einſam und traurig gen London, und ſie bleibt in Malta zurück. . . .

Die einzige Frau unter den Tauſend, hatte Roſalia,

*) Vergl. „Crispi“ von Dr. Hanns Barth. Leipzig, 1893.

als Mann verkleidet, ihren Francesco nach Marsala begleitet, als Sicilien für das italienische Vaterland erobert werden sollte. . . .

Der Rausch der Liebe, die einen so romantischen Ursprung hatte, war längst verflogen. Der Staatsmann und die Wäscherin wollten nicht mehr zu einander passen. Crispi trennte sich von seiner Gefährtin. Er hatte an der Neapolitanerin Lina Barbagallo Gefallen gefunden — einer Witwe, die er ehelichte, nachdem sie ihm ein Töchterlein, Giuseppina, geboren. . . .

Der Pater familias löste stets den Patrioten ab. Wenn dem Vaterland genug gethan war, durfte Giuseppina ihr Recht verlangen. Aber oft mußten die Sorgen um Italien die Gedanken an das Haus verdrängen. In trüber Zeit, in der vielleicht dem italienischen Staatsmanne gefährdet erschien, was einst der Verschwörer erobert hatte, litten auch seine täglichen Gewohnheiten.

Diese Gewohnheiten sind einfach. Crispi ist fast Vegetarier. Er liebt die Küche Siciliens. An seiner Tafel verspürt man etwas von dem Erdgeruche des Eilands, auf welchem in dem Schlunde der Berge und in den Seelen der Menschen das Feuer glüht. Die Lieblingsgerichte des Ministerpräsidenten von Italien waren die gleichen wie die des Bauers Turiddu und des Fuhrmanns Alfio. — Crispi trinkt nur wenig Wein und diesen nicht ungemischt.

Die Liebe für die Heimatsinsel lebt noch in der Brust des alten Löwen von Marsala. Jahr für Jahr steuert er zu seinen Landsleuten über die Meerenge. Er liebt das Große und Kleine an Sicilien. Brigantaggio und Maffia erscheinen ihm als Beulen an dem Körper seines Sicilien,

die vergehen werden. Sollte die Insel, die, wie Crispi rühmt, neben England die früheste moderne Verfassung in Europa gehabt hat, nicht stark genug sein, über solche Übel zu siegen? Und wohnen denn nicht auch genug Tugenden in dem Volke Siciliens? Wir kennen aus alten sicilischen Liedern die reizenden Gestalten von Pidda, Lidda und Tidda. Und neuerdings hat uns Santuzza gelehrt, daß auch die Rache des Sicilianers edlen Motiven zu entspringen pflegt. Sollten nicht wieder sonnigere Ostern über das Land der „Cavalleria rusticana" kommen, dessen Leiden ein Teil der Leiden Italiens sind?

Sollte nicht auch durch ganz Italien wieder ein Lied der Auferstehung klingen? Im Unglücke pflegt man sich an Namen zu klammern. Der Name Francesco Crispi war eine Zeit lang ein Schiboleth nicht nur für die Sicilianer, sondern für die Italiener alle. Viele sagten sich in ihrer Illusion: „Crispi redivivus — Italia rediviva!"

Ein Besuch bei Crispi.

„Il paradiso" — ein idyllischer Name. Idyllisch ist auch die Umgebung des Gasthofs „zum Paradies". Der nahe Campo de' Fiori ist lebhaft bevölkert. Stieren Blickes schaute im Sommer 1894 vom „Paradiso" aus ein unheimlicher Gast auf dieses bewegte und doch friedliche Treiben. Was wohl der Desperado im Schilde führte? Pietro Lega, der Tischler aus der Romagna, hatte ein anderes als sein alltägliches Geschäft vor. Durch den Hobel ist noch niemand berühmt geworden, und Pietro

Lega dürstete nach dem Ruhm eines Herostrat. Francesco Crispi sollte sein Opfer, sollte das Ziel seines Revolvers sein. . . .

Vom Campo de' Fiori ist es weit zur Via Gregoriana. In dieser stillen Straße auf dem Pincio wohnte im Erdgeschosse eines Hauses, das zur Trinità de' Monti schaut, der damalige Ministerpräsident Italiens. Es war 2 Uhr nachmittags. Die frugale Colazione und die kurze Siesta waren vorüber. In Rom war es heiß, und heiße Entscheidungen standen in der Kammer bevor. Francesco Crispi, der Fünfundsiebzigjährige, eilte nach Montecitorio. Der Wagen bog um die Ecke der Via Gregoriana in die Via Capo le Case. Hier lauerte Pietro Lega, hier stürzte er sich auf sein Opfer. . . .

Mein Wirt in der Via Gregoriana, in der ich Wohnung nehme, so oft ich in Rom weile, brachte mir bei meiner Anwesenheit im Frühling 1895 das im Sommer vorher versuchte Attentat in Erinnerung. Ich hatte ihm geklagt, daß es unheimlich geworden in der Straße, die einst so traulich war. Karabinieri, Detektives, Wachleute fixierten den Vorübergehenden. Man durfte es kaum wagen, ein Taschentuch hervorzuholen. Diese Männer der Hermandad, diese hypochondrischen Späher würden sogleich an ein Mordwerkzeug gedacht haben, das in dem Tuche verborgen wäre. Wer hätte gar so kühn sein sollen, durch die Via Gregoriana mit einem Paket in der Hand zu gehen? In den Augen eines übereifrigen Polizisten verwandelt sich eine harmlose Bonbonniere in eine mörderische Bombe. . . . Ich sagte mir: Vor diesen Sbirren werde ich also durch ein braves Benehmen den Beweis erbringen müssen, daß ich nichts

mit Bomben zu ſchaffen habe, daß ich ein anderes Geſchäft betreibe, als vor Dezennien jener Francesco Crispi, nun der vornehmſte Bewohner der Via Gregoriana.

Das Zeitalter Crispis lag alſo über dieſem Stadtteil. Das iſt eigentlich ſelbſtverſtändlich. Wenn Crispi Italien regiert, ſo muß er die Hauptſtadt regieren, — wenn er Rom regiert, ſo muß er wohl die Straße regieren, in der er wohnt.

In Italien nannte man ihn „Il pugno di ferro“ — die eiſerne Fauſt. Es war mir gegönnt, „die eiſerne Fauſt“ zu drücken. Als ich ihn im Mai 1895 bat, ihm meine Aufwartung machen zu dürfen, hatte ich nach wenigen Augenblicken aus ſeiner Umgebung den Beſcheid: „Der Miniſterpräſident, der Ihr Schreiben empfangen hat, giebt mir den angenehmen Auftrag, Sie, ſehr geſchätzter Herr, wiſſen zu laſſen, daß er Sie mit Vergnügen morgen um 4 Uhr im Palazzo Braschi empfangen wird.“

Der Palazzo Braschi, ein alter Nepotenpalaſt, iſt nun zu einem Regierungsgebäude umgewandelt. Die Fäden der italieniſchen Politik laufen in dieſer Burg des Miniſteriums des Innern zuſammen. Ich finde die Antichambre voll, übervoll. Ich ſoll in dem „Miniſterratszimmer“ warten, dem Gemache, in welchem gewöhnlich die Miniſter unter Vorſitz des Chefs Rat halten. Um einen langen Tiſch reihen ſich blaue Fauteuils. Ein Huiſſier hält eine Liſte derjenigen, die heute von dem allmächtigen Premier empfangen werden ſollen. Als erſter iſt Diego Tajani, früherer Juſtizminiſter, verzeichnet, als zweiter mein Name. Es iſt wohl Courtoiſie gegen den Fremden, daß ich unmittelbar auf Tajani, den politiſchen Veteranen aus Calabrien, folge.

Aber zunächst müssen dringende, unvorhergesehene Staatsgeschäfte erledigt werden. Der Finanzminister Boselli, ein schmächtiger Ligurier, der seither verstorbene Handelsminister Barazzuoli, ein im Äußern etwas vernachlässigter Toscaner, dürrer als die italienische Exportbilanz — ein Witzblatt nennt ihn l'agonia (die Agonie) — treten auf den Plan. Es erscheint auch der Unterstaatssekretär des Schatzes, Signor Salandra, ein stattlicher Südländer mit einem Cäsarenkopf. Crispi beratschlagt mit diesen seinen Mitarbeitern. Die Herren in der Antichambre werden ungeduldig. Ein Viertelstündchen nach dem anderen vergeht.

Ich werde in Gespräche mit den Wartenden verwickelt. Bald weiß ich, daß es lauter Klienten des Bismarck von Italien sind, die zu Sr. Herrlichkeit vordringen wollen. Diego Tajani, der schlanke, schlaue Advokat mit dem weißen Spitzbart, versuchte sich bisweilen selbst in der Rolle „Eiserne Faust" — doch hier ist er nur Klient des großen Patronus, nur ein Fäustchen neben der Faust.

Ich plaudere mit einem Gutsbesitzer aus Calabrien, einem noch jungen Manne mit etwas wildem, doch sympathischem, gebräuntem Gesichte, der nervös an seiner schweren goldenen Kette zupft. „Wir stehen", bemerkt er, „am Vorabend der Wahlen. Ich kandidiere in meiner Heimat und will dem Ministerpräsidenten sagen, daß ich auf seinen Schutz rechne. Es ist nicht gut, die Regierung zur Feindin zu haben. Der stämmige Mann da, der uns alle an Wuchs überragt, ist heute Präfekt in L. und war, als ich vor einigen Jahren unter dem Kabinett Giolitti als Gegner der würdelosen Regierung in C. kandidierte, Präfekt daselbst. Er bekämpfte meine Wahl, und ich — fiel durch.

Diesmal will ich es mit Crispi halten, hoffentlich mit mehr Glück als damals gegen Giolitti."

Auch der Präfekt von Perugia, der Unterpräfekt von Terni, mehrere Senatoren, mehrere Ex-Deputierte, die für die neue Kammer kandidierten, wünschten vor Crispi zu kommen. Sie alle schienen mir Organe oder Instrumente der bevorstehenden Wahlen. Einer in der Corona stützte sich auf Krücken und war von überfließender Geschwätzigkeit. Ich erkannte in ihm den einstigen Deputierten von Rom, Coccapieller, den ins Triviale übersetzten Cola di Rienzi. „Der Tribun" kam in Harnisch, denn er sollte als letzter von allen empfangen werden. Er ließ sich in einem Fauteuil nieder, schlief bald den Schlaf des Gerechten und schnarchte, während sich alles um ihn her unterhielt.

Fast zwei Stunden waren verflossen. Tajani hatte nur kurz im Kabinett des Ministers verweilt. Die Reihe kam an mich.

Crispi reichte mir die Rechte und hieß mich Platz nehmen. Er durchbohrte den Fremden mit seinem Blicke. Eine zeitlang sah ich nichts als seinen Kopf, seinen energischen Kopf mit der breiten Stirne, den wuchtigen, glänzenden, vorne kahlen Schädel, die großen lodernden, lauernden Augen, den schneeweißen Schnurrbart, der sich üppig über den trotzigen Mund legte. Marmorne Kraft verriet den alten Löwen, der vor mehr als einem halben Jahrhundert den ersten wilden Sprung in die Revolution gethan hatte.

Crispis Zunge ist so wenig schmiegsam wie sein Äußeres. Fast eine Stunde glaube ich bei ihm gewesen zu sein, und ich sah ihn nicht lächeln. Und seine Konver-

sation ist von steinerner Entschiedenheit. Er behauptet, leugnet, bejaht, verneint. Kein Humor, keine tändelnde Mitteilsamkeit, keine geistreiche Pointe. Beredter als sein Mund schien seine Hand — „die eiserne Faust", die krampfhafte Energie bekundet. — Crispi hält auf peinliche Reinlichkeit. Er pflegt Haut, Hand, Nägel mit größter Sorgfalt. Ein Sohn des Eilands, das vom afrikanischen Meer bespült und in entnervenden Scirocco getaucht ist, und doch ein leuchtendes Muster in der äußeren Lebensführung! „Das ist," sagte ich mir, „ein eherner Wille, der alles zu überwinden weiß: Die Trägheit, die landesüblichen Gewohnheiten."

Es gehört Phantasie dazu, sich zu dem strahlenden Äußern eine so schwarze Seele zu denken, wie sie Crispi von der Fama, von der Zeitgeschichte vielfach zugemutet wird. Wahrheit und Dichtung! Ich möchte mir diesen Block, von dessen kühnem Aufbau ich mich gedrückt und doch angezogen fühlte, lieber ohne Flecken vorstellen.

„Sie kennen Italien," begann der Ministerpräsident, „seit Jahren. Sie werden unschwer konstatieren, wie große Fortschritte wir gemacht haben. Unser Land hat ein modernes politisches Leben von nur 35 Jahren hinter sich. Wir haben leider nicht alles vollbringen können. . . ."

Die Rede kam auf das Verhältnis zwischen Staat und Kirche. Crispi bemerkte, Italien fühle sich sicher, halte an dem Wahlspruche „Freie Kirche im freien Staat" fest und überlasse der Wissenschaft den Kampf gegen das Priestertum. Aus jedem Worte sprach der Rationalist. Er verwahrte sich dagegen, daß man ihn, wie dies neuestens geschehen, bald für einen Gönner, bald für einen

Schützling des Klerikalismus ausschriee. Er betonte, daß wohl der Vatikan auf den Schutz der italienischen Staatsgewalt, nicht aber diese auf die Protektion des Vatikans angewiesen wäre. Crispi äußerte sich mit solcher Offenheit, daß der Opportunist, als welcher er sich im letzten Jahre öffentlich gegeben, nun wieder dem alten Liberalen und noch älteren Revolutionär das Feld geräumt zu haben schien.

Wir erörterten die Möglichkeiten, die ein päpstlicher Thronwechsel mit sich brächte. Crispi erhofft von einem solchen nichts für Italien. „Das Papsttum," erklärte er, „ist eine Institution — dem gegenüber hat die Person des Papstes nicht viel zu bedeuten."

Ich meinte, die Staatsmänner Italiens und die der Kurie stünden vielleicht nicht so schroff zu einander, wie es uns im Auslande schiene, und Crispi bestätigte mir, daß er hohen Würdenträgern der Kirche persönlich nahe gekommen, was ihm ermöglichte, die Stimmungen des Vatikans zu kennen.

Crispi spricht mit einer Sicherheit, als gäbe es für ihn keine Schwierigkeit. Selbst sein Denken scheint einem Willen unterthan zu sein, der alle Unebenheiten, alle Reibungen negiert, welche die Wirklichkeit bietet. Ich hätte, wenn ich ihn so über alle Miseren Italiens hinweggleiten sah, meinen sollen, das Land wäre vom Norden bis zum Süden mit einem weichen Teppich belegt, auf dem sich's bequem wandeln ließe. Daß aber ein Mann, der nirgends auf Hindernisse achtet, Fehler begehen muß, ist selbstverständlich. — Ich erlaubte mir die Bemerkung: „Eccellenza, Italien macht jetzt eine schwere Krise durch",

und Crispi erwiderte: „È entrata la calma“ (es ist Stille eingetreten). Ich berührte die Wahlagitation, die in manchen Gegenden einen giftigen Charakter angenommen habe, und Crispi wiederholte: „È la calma, è la calma perfetta.“

„Was würde geschehen,“ fragte ich, „wenn der Papst den Gläubigen die Teilnahme an den Parlamentswahlen gestatten wollte?“

Crispi hatte sich kein sicheres Urteil gebildet, ob dann über das Parlament eine starke klerikale Flut hereinbrechen würde, die zu einer Parteibildung nach Art des Zentrums im deutschen Reichstage führen müßte. Aber die Beteiligung der Klerikalen am politischen Leben könnte ihm, so behauptete er, keine Besorgnis für die Einheit des Staates einflößen. Im übrigen schien ihm diese Möglichkeit in weiter Ferne. Crispi überschätzt nicht den Einfluß der Moderati unter den Kardinälen auf die Entschließungen des Vatikans. Andererseits jedoch konstatierte er, daß Papst Leo XIII. seit längerer Zeit unterlassen habe, in feierlichen Kundgebungen Anspruch auf Rom zu erheben. . . .

„Eccellenza,“ sagte ich darauf, „selbst liberale Italiener beklagen, daß Roma capitale d'Italia die Freiheiten der Provinzen verschlinge, die Jahrhunderte hindurch nicht nur an eine administrative, sondern auch an eine geistige und moralische Autonomie gewöhnt waren. Einer Ihrer heftigsten Gegner hat das Schlagwort ausgegeben: „Dezentralisation Italiens!“ — Crispi erwiderte, er selbst habe einmal verlangt, Italien solle in vierzehn große Regionen zerfallen und jede einen Körper für sich bilden, statt daß sich das Land, wie dies nun der Fall sei, aus kleinen Verwaltungsbezirken zusammensetze, die von der

Zentralregierung in Rom abhängig seien. Er protestiere jedoch dagegen, daß die Dezentralisation je im politischen Sinne Platz greife. Nie und nimmer dürfe es geschehen, daß Italien eine Menge Provinzparlamente neben einem ohnmächtigen Reichsparlament in Rom habe. „Unsere Provinzen genießen übrigens," belehrte er mich, „einen höheren Grad von Unabhängigkeit, als man allgemein annimmt. Und wir haben von altersher die Freiheit der Kommunen."

Das Gespräch wendete sich zu der internationalen Stellung Italiens. Crispi sah keineswegs eine baldige Änderung der diplomatischen Konfiguration Europas voraus. Italien zumal, meinte er, fühle sich durch den Anschluß an die Zentralmächte und durch das maritim-koloniale Einverständnis mit England gesichert. Und da Frankreich keinen Krieg in Europa heraufbeschwören werde, so sei für den Frieden wenig zu fürchten. Auch das gebesserte Einvernehmen Rußlands mit Deutschland komme dem Dreibunde und somit dem Weltfrieden zugute. Italien könne keine aggressiven Absichten haben, wolle sich nur im Innern konsolidieren, strebe das wirtschaftliche Gleichgewicht und die Hebung seines Wohlstandes an. Wenn nun Italien durch Verminderung der Ausfuhr nach Frankreich Schaden genommen, so seien dafür die kommerziellen Beziehungen zu anderen Ländern reger geworden, der Handel nach England dehne sich immer mehr aus. — Italien, schloß Crispi, habe von dem Tage seines Bestandes her freiheitliche und darum freihändlerische Traditionen. . . .

Der italienische Ministerpräsident hatte ein wenig mit sicilischer Färbung gesprochen. Zuweilen trat das sch an Stelle des s. . . .

Ich fand Crispi ungewöhnlich frisch. Als er mir jedoch das Geleite zur Thür gab, nahm ich wahr, daß sein Gang langsam und tastend geworden. Aber ich mußte mir sagen: Dieser Greis hat seine alte Kampflust nicht eingebüßt.

Schwere Anklagen sollten bald über sein diktatorisches Regiment und seine, wie es hieß, von den Bankskandalen nicht unberührt gebliebene Person niedersausen.

* * *

Ein selbst von vielen einstigen Mitkämpfern Geächteter war es, der vier Jahre nach jenem meinem Besuche die Feier des achtzigsten Geburtstages beging. In Palermo, wo der Revolutionär einst die höchsten Triumphe erfahren, nahm nun der Exminister am 4. Oktober 1899 die Ovationen seiner Landsleute entgegen.

Also es giebt noch Menschen, die ihn zu den Großen Italiens zählen. Es fällt noch ein goldner Strahl auf sein weißes Haupt, auf das sich bei Crispis letztem Sturze der Groll und Fluch eines ganzen Volkes entlud. Er war Ministerpräsident, als die Italiener in Abessinien geschlagen wurden. Die Volksstimme verdammte noch mehr den Premier als den unglücklichen General. Und als der Minister entlassen war, warfen, wie es so im Leben zu sein pflegt, gerade diejenigen, die früher allen Lorbeer für den Mächtigen geplündert hatten, Steine auf den Gefallenen. Nun war Crispi die verbrechenbeladene Bestie. Man kannte ihn nur als Gendarmen der Tripel-Allianz, als Büttel des Fürsten Bismarck, als Unterdrücker der

Freiheiten, als Tyrannen, der Vereine und Versammlungen geknebelt, als denjenigen, der die Radikalen mit Ruten gepeitscht und die Sozialisten mit Skorpionen gezüchtigt.

Es war viel Wahres daran. Mancher hatte an dem einstigen Abgott der italienischen Demokratie seine hellen Enttäuschungen erlebt.

Aber seither hat sich die Stimmung gemildert. Man sagt sich in Italien: Warum das Kind mit dem Bade ausschütten? Warum, weil der spätere Premier manche Irrwege wandelte, des ruhmbedeckten Revolutionärs vergessen, der mit Mazzini und Garibaldi an der Größe Italiens gearbeitet?

Crispi war es ja, der Garibaldi nach den verunglückten Oktober-Rüstungen im Frühling 1860 zu der Expedition nach Sicilien bewog. Er hatte die Insel für den Erfolg des mythischen Helden präpariert, der schnell ausführte, was Crispi in Jahren durchdacht hatte. Den langen Mühen der zähen Verschwörernatur ist es zu danken, daß Garibaldi mit dem alten Römer ausrufen durfte: „Veni, vidi, vici!“

Crispi hatte seinen gewaltigen Teil daran, daß der bourbonische Koloß bei Garibaldis Ankunft zusammenbrach. Ohne die Eroberung Siciliens wäre aber die Einheit Italiens ein Traum geblieben. Das weiß man in Italien, und darum feierte man den Patrioten Crispi trotz mancher Schuld, die der Ministerpräsident auf sich geladen. Und es war logisch, daß nicht Rom, sondern Palermo der Schauplatz der Crispi-Feste war. In Palermo hat der furchtlose Verschworene, dessen Name dauernd

neben dem Namen Garibaldi glänzen wird, für Italien segensreicher gewirkt, als später in Rom der Minister, der es so sehr liebte, mit — Bismarck genannt zu sein.

Bei Guido Baccelli.

Der frühere Unterrichtsminister ist ein berühmter Kliniker. Ich hörte sagen, kein wohlhabender Römer könnte ruhig sterben, ohne Guido Baccelli konsultiert zu haben.

Ich hatte ihm im Sommer 1895 von einem ihm befreundeten Wiener Arzte einen Brief überbracht. Der Minister lud mich für einen Nachmittag in sein Amtsgebäude, den Palazzo della Minerva. Dieser Palast war früher ein Dominikaner-Kloster, in welchem einst die Inquisition ihren Sitz hatte. Wo jetzt der Minister der Aufklärung residiert, hielt der Dominikaner-General Gericht.

Wie viel Erinnerungen tauchen in uns auf, während wir durch die Korridore des alten Gebäudes wandeln, wo sich heute Professoren, Beamte, Bittsteller einfinden, um dem Minister ihre Anliegen vorzutragen. Hier hat Galilei die Lehre von der Drehung der Erde um die Sonne, seine heiligste Überzeugung, abgeschworen. Man führt uns in einen Saal, „Sala di consiglio“, so genannt, weil sich hier der aus den Vertretern der Universitäten bestehende Unterrichtsrat versammelt. In diesem Raume soll sich der Widerruf Galileis vollzogen haben. Man zeigt uns die Zelle, in der angeblich der unglückliche Denker als Gefangener der Inquisition schmachtete.

Ein Huissier meldet mich dem Minister und bringt mir den Bescheid, ich möchte mich ein Weilchen gedulden. Unter den Wartenden erkenne ich Menotti Garibaldi, den Sohn des berühmten Vaters. Der parlamentarische Vertreter von Velletri hat, ob er auch den Titel eines Generals führt, nichts Martialisches an sich. Er ist eine kräftige Gestalt mit gerötetem, dunkelblondbärtigem Gesichte, und wir würden ihn nach seinem Aussehen für einen Biedermann halten, wüßten wir nicht, daß sich auch sein Name in den schwarzen Listen der Banca Romana, dem Buche der Feme des allermodernsten Italien, findet. Menotti ist Landwirt, was auch sein Äußeres erraten läßt. . . .

Ich betrachte die Porträts an den Wänden. Es sind die Vorgänger Guido Baccellis. In Italien besteht die Tradition, daß das Ressort des Unterrichts womöglich von einer parlamentarischen Persönlichkeit verwaltet wird, die sich in Wissenschaft oder Litteratur hervorgethan. Die Köpfe der Geschichtschreiber Amari und Villari, der Philosophen Gioberti und Mamiani, der Litteraten De Sanctis und Bonghi schauen auf uns.

Eine Dame in tiefster Trauer, deren edles, bleiches Antlitz ein schwarzer Schleier verhüllt, hat das Gemach des Ministers verlassen. Die Reihe kommt an mich.

Ein jovialer Mann mit schlauem, weißem Römerkopfe und roten Wangen empfängt mich mit freundlichem Lächeln. Wie das so seine Gewohnheit ist, mischt er in seine Rede, die ihm glatt und anschaulich von den Lippen fließt, ab und zu ein lateinisches Wort. Auch als Rhetor meistert er das Lateinische.

Der Minister giebt Erinnerungen an meinen Wohnsitz

Wien zum beſten, das für ganz Europa die hohe Schule mediziniſcher Wiſſenſchaft geweſen ſei und noch heute manche ärztliche Koryphäe beherberge. In ſeiner lebhaft liebenswürdigen, runden Art erklärt er, er habe ganz Europa bereiſt und könne ſagen, es gebe keine ſchönere Stadt auf Erden als Wien. Die Umgebung Wiens erinnere an die römiſche Kampagna. Es war nicht ſchwer feſtzuſtellen, daß der Miniſter die nördliche Umgebung vor Augen hatte, das flache Land, das ſich gen Brünn hinzieht. Ich meinte, er werde ſich wohl geſehnt haben, die Stätten zu kennen, auf denen manche Entſcheidungsſchlachten der napoleoniſchen Zeit geſchlagen worden. Und welchen Italiener ziehe es nicht nach Brünn, wo er den Spielberg beſuchen darf, in dem Silvio Pellico, Confalonieri und Maroncelli, die Patrioten voll Ungeduld und Leidenſchaft, die Opfer Metternichſcher Staatsräſon, gelitten?

Lächelnd bemerkt Baccelli, die Patrioten ſeien in Italien noch nicht ausgeſtorben. Er ſelbſt dürfe ſich rühmen, dem Vaterland eine beträchtliche Jahreseinnahme — er gab die Ziffer an — zu opfern. Als Miniſter könne er nämlich nicht ſeiner ausgedehnten Conſiliarpraxis obliegen. Und dann erwähnte er die Verluſte, die in den letzten Jahren nicht nur der Staat, ſondern auch der Einzelne erfahren. Die Bankenkriſe hätte ihn, den vielgeſuchten Arzt, um die Hälfte ſeines durch langjährige Arbeit erworbenen Vermögens gebracht, eine Summe von mehreren hunderttauſend Lire. Glücklicherweiſe habe er nur einen Sohn — er kandidiere eben in Tivoli für das Parlament —, habe auch frühzeitig materielle Einbuße mit philoſophiſchem Gleichmut ertragen ge-

lernt. „Es ist wahr," setzte der Minister hinzu, „wir verfügen jetzt in Italien über wenig Geld. Doch so wenig haben wir nicht, wie Ihr im Auslande glaubt."

„Eccellenza klagen," wendete ich ein, „daß die Finanzen Italiens manches zu wünschen übrig lassen, und doch unterhält Italien noch immer einundzwanzig Universitäten, daneben die Hochschulen in Florenz und Mailand, die zwar nicht Universitäten heißen, doch solche sind. Italien hat also mehr Universitäten als das große, reiche Deutschland und doppelt so viel wie Österreich und Ungarn zusammen." Und ich fragte, ob denn der Minister das Projekt seines unmittelbaren Vorgängers Martini, die kleinsten, lebensunfähigsten unter den Universitäten aufzuheben, fallen gelassen habe.

Baccelli entgegnete: „Was Martini geplant hat, ist undurchführbar. Ich wäre ein Doktrinär, der sich die Zukunft Italiens nach persönlichen Wünschen und Träumen ausmalte, ohne die individuelle historische Entwickelung des Landes zu berücksichtigen, wollte ich anstreben, was selbst einem Cavour nicht gelang. Sie wissen, daß er eine Anzahl Throne kühn zerstört, daß er die weltliche Herrschaft des Papstes angetastet hat; und doch sah er sich gezwungen, die morsche Universität Cagliari wiederherzustellen, die er den Sarden genommen, da ihre Insel an der Universität Sassari genug hätte. Er mußte eben vor den Traditionen, den regionalen und munizipalen, kapitulieren. Die Italiener hüten ängstlich die von der Vergangenheit übernommenen Kunstschätze und Pflanzstätten des Wissens, und wären manche darunter noch so verfallen. Die Überlieferungen werden bei uns stets stärker sein, als selbst der allerstärkste

Miniſter.“ Freilich müſſe, gab der Miniſter zu, dafür geſorgt werden, daß der Staat den kleinen Hochſchulen, die nicht leben und nicht ſterben können, möglichſt wenig entgegenkomme und die „freien Univerſitäten“ Ferrara, Perugia, Camerino und Urbino auf ihre regionalen Hilfsmittel angewieſen ſein laſſe.

Ich erlaubte mir die Bemerkung, ob die Univerſitäten dort, wo ſie räumlich eng aneinander gerückt ſind, nicht in der Weiſe geordnet werden könnten, daß jede einzelne zu einer Fakultät degradiert würde und ſo mehrere in einem Körper aufgingen.

„Ich verſtehe,“ erwiderte der Miniſter. „Sie meinen, die zwei Univerſitäten Sardiniens könnten zu einer einzigen zuſammengeſchweißt werden, ſo daß etwa in Cagliari die juridiſche Fakultät wäre und in Saſſari die mediziniſche und die philoſophiſche, daß in Sicilien auf Palermo, Meſſina und Catania je eine Fakultät käme, jede der drei Städte demnach eine Hochſchule hätte und doch erſt alle drei zuſammen nur eine, die ſiciliſche Univerſität bildeten. — Ich halte auch das für ſchwer durchführbar. Und dann würde dies wohl die Auflöſung des Begriffs „Universitas litterarum“ zur Folge haben. Das wäre die Einführung des franzöſiſchen Prinzips. Frankreich hat keine Univerſitäten, ſondern Fakultäten. Ich aber habe ſtets das deutſche Syſtem den wiſſenſchaftlichen Intereſſen förderlicher gefunden. Sie wiſſen, daß ich im Jahre 1884 als Unterrichtsminiſter ſtürzte, weil die Kammer mein Projekt, die Autonomie der Hochſchulen nach deutſchem Vorbilde zu geſtalten, nicht freundlich aufnahm.“

Wir beſprachen den Unterſchied zwiſchen den deutſchen

und den italieniſchen Univerſitäten, der ſich auch darin äußert, daß dort die theologiſchen Fakultäten einen integrierenden Beſtandteil der Hochſchulen bilden, während ſie hier als Staatsinſtitute längſt aufgehoben ſind.

„Erwächſt denn, Eccellenza," fragte ich, „dem italieniſchen Staate kein Nachteil daraus, daß er die Beaufſichtigung und Erziehung des Klerus ganz aus Händen gegeben? Ward nicht dadurch das Bildungsniveau des Geiſtlichen, der doch immerhin Einfluß im Volke beſitzt, ſehr herabgedrückt?"

„Gewiß," ſtimmte der Miniſter zu, „erweckt dieſer Zuſtand auch vom ſtaatlichen Standpunkte manche Bedenken. Doch wie ſollten wir es ändern, ohne ſozuſagen das Dogma unſeres öffentlichen Lebens „Freie Kirche im freien Staate" zu verletzen? Bei dieſer Freiheit befinden ſich Staat und Kirche relativ wohl. Sehen Sie ſich doch dieſes Rom an, die Stadt des Königs und des Papſtes. Hier leben zwei Geſellſchaften, die ſich eigentlich wie Feuer und Waſſer ausſchließen ſollten — die moderne italieniſche und die vatikaniſche. Und doch, wie wenig ſtören ſie einander! Da muß man an die Univerſalität der Atmoſphäre Roms zu glauben anfangen, in der die Gegenſätze, ſelbſt die allerſchroffſten, ſich auflöſen oder zumindeſt mildere Formen annehmen."

Ich wies auf die Indifferenz der Römer, auf ihre merkwürdig geringe Beteiligung am öffentlichen Leben hin. „Italien hat," bemerkte ich, „ſeit Beſtand des Königreichs etwa drei Dutzend Miniſterien, ſomit einige hundert Miniſter verbraucht, und Eccellenza ſind der einzige Römer, dem es je gelungen, ein Portefeuille zu erringen. In

jüngſter Zeit rührt ſich allerdings tüchtig der Herzog von Sermoneta, Ihr politiſcher Gegner; doch lange ſind Sie auch der einzige Römer geweſen, der eine namhaftere Stellung im Parlament hatte. Übrigens hörte ich, wenn ich nicht irre, daß Sie eigentlich Toskaner und nur in Rom geboren ſeien."

Der Miniſter verwahrte ſich gegen die Zumutung, kein Römer zu ſein, und ſagte ſtolz: „Civis Romanus sum." Er könne allerdings nicht leugnen, daß ſeine engeren Landsleute, die Quiriten, eine gegen Großes und Kleines teilnahmsloſe Raſſe ſeien. Sie hätten eben innerhalb ihrer Stadt das Größte ſich abſpielen geſehen. Sie ſeien vor einem Vierteljahrhundert Zeugen geweſen, wie der mächtigſte Potentat der Welt, der Diktator der Gewiſſen, ohne daß viel Blut gefloſſen, eine mehr als ein Jahrtauſend alte Herrſchaft verlor, — was ſollte ſie alſo noch aus dem Häuschen bringen? Dieſe Apathie gegenüber politiſchen Aktualitäten und Senſationen des Tages gedeihe am Strome der Geſchichte, der ſeit Jahrtauſenden an Rom vorüberrauſche, ohne es zu verſchlingen. . . . Er, der Miniſter, achte auch darauf, daß wenigſtens die Jugend den ewigen Wechſelfällen der Politik entzogen bleibe und ſich ganz der Wiſſenſchaft weihe. Er freilich ſei ein Doppelweſen, aus Wiſſenſchaft und Politik gewebt. Ihn habe es wie ſeinen großen Freund Virchow aus der Studierſtube und den Krankenſälen hinausgetrieben, um ſein Temperament dem öffentlichen Leben, insbeſondere der Befreiung und Entwickelung Roms zu widmen. Dieſe ſeine Mühe ſei nicht ganz vergeblich geweſen.

Und Baccelli pries die Schönheiten Roms.

„E mostra il bel di Roma."

Bei Baron Blanc.

Der Minister des Äußern beschied mich im Mai 1895 für einen Nachmittag in den Palast der Consulta. — Ich weiß nicht, ob es noch Minister in Europa giebt, die so schön residieren. Es ist nicht einmal die Monumentalität des früheren päpstlichen Palazzo, der ein Alter von einundeinhalb Jahrhunderten hat, wie vielmehr die Umgebung, die der Consulta ihren Zauber verleiht. Aus der großen Fontäne des Quirinalplatzes plätschert und sprüht es unaufhörlich — Musik, welche die Arbeit des Ministers begleitet. Draußen thronen die Dioskuren, die gewaltigen Castor und Pollux, die marmornen Rossebändiger, in unzerstörbarer Größe. Der Minister des Äußern ist Nachbar des Königs, der im Quirinal wohnt, und Beiden breitet sich zu Füßen Rom bis zu dem grünen Janiculus hin, und beide schauen die steinerne Burg dort, in welcher der vatikanische Gefangene wacht. . . .

Der Baron ist noch nicht zur Stelle. Er sei, sagt mir einer seiner Privatsekretäre, plötzlich zu einem Ministerrate unter Vorsitz Crispis in den Palazzo Braschi berufen worden. Ich möchte mich gedulden und indessen die balsamische Luft atmen, die von den nahen Gärten des Quirinals und des Hauses Rospiglioſi in den Saal wehe, und die marmornen Büsten und die Gemälde besehen, welche die Räume der Consulta schmücken.

Ich stehe beim offenen Fenster. Regen ist gefallen. Die Magnolien im Garten Rospiglioſi drüben wiegen ihre

Wipfel in der süßen Frühlingsbrise. Von den Rosen, die in reichstem Flor blühen, dringt berauschender Duft zu mir. Es geht zum Abend. Schon fängt die Nachtigall an, vor den Rosen draußen ihr Herz auszuschütten. . . . Dort in der Ferne des Janiculus ist das Kloster St. Onofrio, wo vor gerade dreihundert Jahren Torquato Tasso arm und hilflos starb. Noch ist das Echo der Zentenarfeier Tassos nicht verhallt, noch schwebt des Dichters in den letzten Tagen vielcitierter Geist über Rom. Als ich die Nachtigall schlagen hörte, erinnerte ich mich an Tassos

„Odi quell' usignolo,
Che va di ramo in ramo
Cantando: io amo! io amo!"

(Höre jene Nachtigall, die von Zweig zu Zweig geht und singt: Ich liebe! Ich liebe!)

Ich betrachte die Büsten und Porträts der Vorgänger Blancs. Gar mancher berühmte Mann von Cavour bis auf Crispi ist darunter. Ein Bildnis Crispis in stehender Figur von dem abruzzesischen Maler Michetti nimmt meinen Blick gefangen. Bitterste Entschlossenheit, eiserner Wille spricht aus den Gesichtszügen. Die Büsten Mancinis — ein Professorenkopf — und Robilants — ein Soldatenkopf — winken uns aus ihren Ecken.

Ein Gemälde an der Wand zeigt morgenländische Stimmung. Fast erscheint es wie ein Lied zu einem Text, den ich bei Edmondo de Amicis gelesen. Das Bild illustriert sozusagen den Durst der Italiener nach afrikanischen Kolonien. Das Sujet: „Sultan Muley Hassan empfängt, umgeben von den Würdenträgern des marokkanischen Reiches, eine italienische Gesandtschaft." Die Köpfe verschwinden

nahezu unter den Turbans. Der Sultan ist mehr Mumie als Mensch. Was de Amicis in Worten malt, ist fast farbenreicher als dieses Gemälde. Dort ist es ein Sultan, schön wie ein Gott, mit Augen, aus denen kaiserliche Würde und süße Melancholie spricht, in einen weiten schneeweißen Mantel gehüllt, ein weißes Roß zäumend. Auf dem Gemälde da ragen aus dem Hintergrunde die Paläste von Fes. Odalisken in gemessener Entfernung staunen den Halbgott an, der nachdenklich und in priesterlicher Gelassenheit zu der Gesandtschaft aus dem fernen Lande spricht, die gekommen, ihm im Namen des Königs von Italien zu huldigen. „Seine Stimme war gedämpft wie das Murmeln eines Baches. Manchmal schien es, als wollte er lächeln, sogleich aber zogen sich seine Augenbrauen zusammen, als wollte er die gewohnte kaiserliche Strenge auf sein Antlitz zurückrufen. Das dichte Gefolge um ihn stand wie versteinert. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Kaum ein Atemzug war vernehmbar, man sah nur die unbeweglichen Mienen dieser Menschen, deren ganze Haltung unbändige Verehrung für den Herrscher war." ...

Der Minister öffnet die Thür. Baron Blanc präsentiert sich in seinem Äußern als jovialer Bourgeois. Er ist behäbig, spricht aber zwanglos und leicht. Er schweifte von der Gegenwart zur Vergangenheit. Blancs Erinnerungen bieten mehr als er an sich. Er gilt als unruhiger, wenig gefestigter, flackernder Geist. Man erzählte sich, Blanc würde nicht selten scheuen, wenn ihn nicht Crispi zügelte. Die wirklichen Staatsmänner fanden, er wäre ein heißblütiger Improvisator.

Blanc fühlte sich nicht ganz auf seinem Platze. Als

er noch Botschafter in Konstantinopel war, hatte er immer hoch hinaus wollen, und nun mußte sich der Minister bei den wirtschaftlichen Nöten des Landes mit Hausmannskost bescheiden und eine Politik treiben, die Carducci als „Micromania“ bezeichnet.

Der savoyardische Baron lebte als Grandseigneur. Seine Frau, eine sehr lebendige Kreolin, hatte ihm große Mitgift gebracht. Welcher Abstand zwischen der frugalen Lebensführung, dem nüchternen, sachlich tüchtigen Wesen seines Vorgängers, des piemontesischen Schiffsingenieurs Brin, und der luculliſchen Art, dem in staatsmännischem Feuerwerk sich erschöpfenden Geiste Blancs! Freilich, wenn wir den Minister recht verstanden, so hätte er gegen seinen Willen das hohe Amt übernommen, hätte er als Patriot vor dem Opfer nicht zurückschrecken dürfen, sich von der ihm glücklich gegönnten Muße zu trennen und in den Strom der Geschäfte zu stürzen. Baron Blanc gab sich, als ob er nicht die Stunde erwarten könnte, in der er aufhören würde, Minister zu sein. Wenn er aber in Rom richtig beurteilt ward, so besaß er nicht wenig Ambition, mehr Ambition als wahre Neigung, und war er kein vom furor politicus im höchsten Sinne erfüllter Mann wie sein Meister Cavour.

Blanc gedachte in unserer Konversation des einstigen idealen, theoretischen Kampfes um Rom und jener Parlamentssitzung, in der Cavour das Wort sprach: „Der Stern, zu dem wir aufblicken, ist, die ewige Stadt, die der Ruhm von 25 Jahrhunderten umstrahlt, zum Mittelpunkte unseres italienischen Reiches zu machen.“ Cavour hatte den Mut, dies in einer Zeit zu verkünden, als noch die Ideen Joseph

Marie De Maistres ihre vielen Gläubigen in Piemont zählten. Blanc selber durfte in seiner Jugend an dem Gegensatze zwischen dem längst toten, in seinen Lehren aber fortdauernden alten Propheten des Papismus und dem neuen häretischen Staatsmanne reifen. Ein Sohn Chamberys, ist er als Savoyarde ein Landsmann des Staatsphilosophen De Maistre, dem er denn sein Studium zuwandte. 1860 veröffentlichte er die diplomatische Korrespondenz dieses Denkers, der in den zwei ersten Dezennien des Jahrhunderts als Vertreter Sardiniens am Petersburger Hofe im Geiste des Legitimismus gearbeitet hatte. Blanc konnte aus der Nähe sehen, wie Cavour den politischen Wirkungen jenes glänzenden Anwalts der römischen Kirche, dem das Papsttum die Panacée gegen alle Übel war, entgegentrat. Als Sonne einer neuen Zeit, die in das römische Zwing-Uri der Gewissen verheißend hereinschien, stieg Cavour über Sardinien auf. Er zerriß die mystischen Nebel eines dogmatischen Legitimismus.

Blanc entschied sich für den Staatsmann der Gewissensfreiheit, ward ein Adept Cavours, der ihn zum Privatsekretär erwählte. . . .

Eine zweite größere Station in Blancs Carriere war sein Amt als Generalsekretär unter Mancini. Ein heißes Temperament kam so an die Seite eines Lord Feuerbrand. . . .

Zehn Jahre nach Mancini wurde Blanc mit der Leitung der auswärtigen Politik betraut. Er nahm den Grafen Antonelli in die Consulta. Dieser berühmte Abessinienreisende, der die Luft der Consulta nicht lange vertrug und einen diplomatischen Posten in Südamerika bezog, war ein leibhaftiger Neffe jenes Kardinals Antonelli, mit dessen

Namen sich einst die Politik des Papsttums identifizierte. In dem Schatten des Oheims, des Staatssekretärs der Kurie, und in der Person des Neffen, des Unterstaatssekretärs der Consulta, rangen zwei Welten mit einander.

Blanc gehört zu jenen, welche die eine vertreten, ohne die andere herauszufordern. Es ist vielleicht logisch, daß ein Mann, der sich die Brücke von De Maistre zu Cavour schlug, zwei Welten mit einander auszugleichen sucht, die sich „hart im Raume stoßen".

Graf Nigra.

In der Nacht vom 24. auf den 25. Dezember 1838 wurde in der Kirche von Villa Castelnuovo im Canavesischen ein wunderschönes Schauspiel aufgeführt. Jung und Alt, Vornehm und Gering beteiligte sich an dem Spektakel in der Geisterstunde. . . .

Villa Castelnuovo liegt in den Bergen Piemonts, und in jener heiligen Nacht staken sie tief im Schnee. Doch dies hatte die Bewohner der Gegend, größtenteils Hirten und Bauern, nicht abgehalten, auch von den entferntesten Gehöften zur Kirche zu pilgern. Beim Scheine von Strohfackeln oder brennender Kirschrinde kamen sie auf Alpen-

pfaden in langer Prozession einher. Ach, diese armen Leute, die um Cintano, Sale Castelnuovo und Villa Castelnuovo herum vegetierten, hatten sonst ein gar mühsames Dasein. Hoch auf die Alpenweiden trieben sie in der besseren Jahreszeit das Vieh, auf daß es ihnen Milch gewährte; in den Thälern unten kultivierten sie Getreide und Wein — da es aber keine Kommunikation, keine Industrie gab, so brachten sie ihre Erzeugnisse nur schwer an den Mann. Ging es gut, so nahmen sie als Leckerbissen eine Polenta zu sich, die sie an dem Feuer getrockneten Kuhdüngers zubereiteten.

Die Festtage breiteten Licht über dieses eintönige Leben, Trost über den Alltagsjammer. Die Herrschaften der Umgebung sorgten dafür, daß die Weihnachten den sonst so geplagten Hörigen wirkliche Weihe böten.

Die das große Schauspiel aufführen sollten, versammelten sich im Hause Nigra im Schlosse von Castelnuovo, und von da schritten sie, als Hirten und Engel verkleidet, bei Fackelschein und Musikklang zur Kirche.

Der Sohn Signor Nigras war unter den Mitspielenden. Rosen auf dem Haupte, in weißer Tunica, mit prächtigem Gurt und zwei glänzenden Pfauenflügeln, die ihm von den Schultern hingen, stolzierte der zehnjährige Knabe, der kleine Costantino.

Ihm sollten die Flügel vorbildlich werden; sie sollten ihn über die canavesischen Alpen nach Turin, von da an die Seine, Newa, Themse und endlich nach Wien tragen, wo er heute lebt. Der Knabe von 1838 war seither Gesandter Italiens an den Tuilerien und bei der französischen Republik, Botschafter beim Czar, bei der Königin von

England und ist es nun seit fünfzehn Jahren beim Kaiser von Österreich und König von Ungarn.

Der Sohn des Schloßherrn von Villa Castelnuovo, der einst harmlos liebenswürdig als Engel debütierte, wirkte also seither in manch anderer ernsten Scene mit und hat seine Rolle noch nicht ausgespielt. Graf Nigra ist heute nicht nur Doyen des diplomatischen Corps in Wien, sondern wenn auch nicht den Jahren, so doch der Amtsthätigkeit nach der älteste unter den Diplomaten in Europa überhaupt. Kein einziger von den Botschaftern, die er, als er 1885 von London versetzt ward, in Wien antraf, ist noch auf dem Posten. Die meisten sind tot, wie Fürst Lobanow, Sir A. Paget und Sadullah Pascha, ein anderer, Prinz Reuß, ist im Ruhestande. Wie gesagt, der Doyen der zeitgenössischen Diplomatie ist Nigra.

Keiner kann auf eine so lange und wechselreiche Laufbahn zurückblicken, sich einer so bedeutsamen Vergangenheit rühmen wie er. Wo sind die anderen namhaften Diplomaten der sechziger oder siebziger Jahre, einer Zeit, da Nigra schon sein Cachet hatte? Da und dort lebt noch einer, wie Lord Loftus, in Zurückgezogenheit.

Zumal unter den Diplomaten Italiens ist Nigra an Jahren und Rang der älteste. Die anderen haben erst, als die nationale Einheit vollzogen war, ihre Leiter erklommen. Nigra dagegen weilte schon in hervorragender Stellung am Pariser Hofe, als Italien noch die beiden letzten Stationen seiner Einheit, Venedig und Rom, zu erreichen hatte. Er mußte manchmal seine taktvolle Gewandtheit einsetzen, damit die Schlappen Italiens auf dem Schlachtfelde vergessen würden. In Venedig zog Italien

nach einer militärischen Niederlage ein. Wo also die Waffen besiegt wurden, sollte die Diplomatie siegen. Nach den Erfolgen über Napoleon I. sagte einst Blücher: „Mögen die Federn der Diplomaten nicht wieder verderben, was das Volk mit so großen Anstrengungen errungen.“ Anders war es in Italien. Wo das Heer versagte, gewann die Diplomatie. Auch Nigra war solch eine Feder, deren geschickter Zug in Paris wettmachte, was bei Custozza und Lissa verloren ward.

Vor mehr als vierzig Jahren hatte er zum erstenmal den heißen Boden von Paris betreten. Doch zuvor hatte er manches in Italien erlebt. Seine ersten Sporen holte er sich im Kampfe für die vaterländische Idee. Er hatte sich als Freiwilliger in das Corps der Versaglieri einreihen lassen und machte den Krieg für die Unabhängigkeit Italiens gegen Österreich mit. Bei Rivoli wurde er am 21. Juli 1848 verwundet.

Aus dem Freiwilligen, der das Gewehr trug, ward bald ein solcher, der die Feder führte. Als Freiwilliger trat er im Juli 1851 in das Ministerium des Äußern.

Es war ihm gegönnt, in die Schule eines großen Meisters zu gehen, des größten Meisters der Staatskunst, den Italien bis auf den heutigen Tag gehabt. Er war schon in jungen Jahren Sekretär Cavours. Dieses Glück teilten mit ihm Baron Blanc und Isacco Artom, die aber die in sie gesetzten Hoffnungen nicht in dem Maße wie Nigra rechtfertigen sollten.

* * *

Graf Nigra fällt durch ein scharfes, bestimmtes Antlitz auf. Es ist nicht die Sonne Italiens, vielmehr die starre Kraft der Piemontesischen Gletscher, an der sich seine Seele genährt und sein Auge geweidet haben mag, die ihm aus dem Gesichte blinkt. Viel vom Ernst des Lebens muß in seiner Persönlichkeit und in seinem Berufe der Mann erfahren haben, der so gemessen, so scheinbar unitalienisch einhergeht. Man stellt sich den Italiener mitteilsam nicht nur in Worten, sondern auch in Blicken und Geberden vor. Cavour nannte sich den Italiener mit den rosigen Wangen und dem Lächeln des Kindes. Und Nigra ist ja der Schüler jenes Piemontesen, der viel lächelte, auch wenn er allein war, der sich wohlgefällig die Hände rieb, wenn in seinem Geiste ein dem Vaterlande nützlicher Gedanke aufleuchtete. So strahlte in ungezwungenem Mienenspiel aus, was in der Seele Cavours lebte und webte. —

Nicht so geartet ist Nigra.

In einem Alter, da andere Diplomaten die Verantwortung für die öffentlichen Angelegenheiten auf den Schultern ihrer Vorgesetzten sehen und Zeit finden, unter Blumen umherzuflattern und aus ihnen den Honig zu saugen, war er bereits Gesandter in Paris und sein Amt war größer als sein Name. . . .

Wiederholt früher hatten ihn heikle Aufgaben nach Paris geführt.

Sardinien war zum erstenmal beim Pariser Kongreß 1856 ein Faktor im Rate Europas, und damals schon stand der junge Nigra dem Grafen Cavour zur Seite. Ihn schickte er auch nach Paris, um wegen des Eheprojekts zwischen der sardinischen Prinzessin Maria Clotilde und

dem Prinzen Jérôme Bonaparte mit Napoleon III. zu verhandeln. Der Bund zwischen der Tochter Viktor Emanuels und dem Vetter des Kaisers sollte dem Bunde zwischen Sardinien und Frankreich präludieren. Auch die Verhandlungen betreffs Napoleons III. Hilfeleistung im Feldzuge gegen Österreich waren in die Hände des Cavaliere Nigra gelegt, der von Tag zu Tag in den geheimen Aufgaben wuchs, zu denen ihn der Meister verwendete und die, seitdem das Königreich Sardinien durch Teilnahme am Krimkriege in die Reihe der größeren Staaten eingetreten war, nicht nur auf die Neuordnung Italiens, sondern auch auf die Veränderung der Landkarte Europas zielten.

Sardinien siegte mit Hilfe des Franzosenkaisers. Die Lombardei ward für Italien erobert. — Doch wie war Cavour durch das vorzeitige Ende des Krieges, durch die Verkürzung der Siegesbahn Sardiniens, wie war er durch Villafranca enttäuscht! Er legte sein Amt nieder.

Was in Villafranca gesät worden, sollte in Zürich geerntet werden. Die Bevollmächtigten Österreichs, Frankreichs und Sardiniens waren zusammengetreten, um auf Grund der Friedenspräliminarien von Villafranca den definitiven Frieden abzuschließen. Damals, am 21. August 1859, schrieb Cavour von Genf aus an den jungen Freund, der als Sekretär des sardinischen Bevollmächtigten in Zürich weilte:

„Mein lieber Nigra, ich bedaure unendlich, daß wir einander so nahe sind und uns doch nicht sehen können. . . . Dieser verfluchte Friede von Villafranca hat mich bei der Diplomatie in Acht und Bann gethan. Ich muß mich

in mein Los ergeben und mich von Kongreſſen und Unterhändlern fernhalten. Ich beklage Sie, daß Sie ein ſo trauriges Amt haben. Ach, ich hatte für Sie und mich etwas ganz anderes für den Schluß des Krieges geträumt und gehofft. Das Schickſal hat es anders gewollt. Meine langen Verhandlungen ſind auf meine Demiſſion hinausgelaufen, und Ihre Arbeiten und Mühen auf die traurige Aufgabe, bei einem Frieden mitzuthun, welcher der Anfang eines weit verwegeneren politiſchen Krieges ſein wird, als der war, den wir zuſammen gefochten. Aber wenn mich Villafranca von Ihnen getrennt, es hat doch nicht meine Liebe, meine Achtung, mein unbegrenztes Vertrauen in Ihre Begabung und Ihre Hingebung für die Sache der Unabhängigkeit unſeres Vaterlandes erſchüttert. Nun, da ich wieder ein einfacher Soldat dieſer heiligen Sache geworden, bin ich gewiß, daß ich Sie ſtets in den erſten Reihen derjenigen finden werde, die zu jedem Opfer bereit ſind, um unſere Sache triumphieren zu machen."

Nicht lange blieb Cavour den Geſchäften fern. Dem Kabinett della Marmora, das im Juli 1859 das Miniſterium Cavour abgelöſt hatte, folgte im Januar 1860 abermals ein Kabinett Cavour, in welchem der Miniſterpräſident auch das Portefeuille des Äußern übernahm. Cavour hatte ſich im Herzen noch immer nicht mit Villafranca und Zürich ausgeſöhnt. Ihm ſchienen die Erfolge, die Italien in dem Kriege des vergangenen Jahres eingeheimſt, viel zu ärmlich, doch wollte er ſich von Frankreich nicht losſagen, vielmehr die Freundſchaft mit Napoleon III. enger ſchließen, um dieſen zu neuer Mithilfe für Italien zu locken. Da bedurfte es eines Mittlers von beſonderem

Geschick, und so war es einer seiner ersten Akte, den kaum 32 jährigen Nigra mit der Leitung der Gesandtschaft in Paris zu beauftragen.

Cavour wußte, wie sehr einem Diplomaten, damit er etwas erziele, Frauengunst notthue, und darum war es seine Sorge, den jungen Ministerresidenten in das Haus einer der einflußreichsten Damen von Paris einzuführen.

Das war die Gräfin Anastasia Circourt. Russin von Geburt — mit ihrem Mädchennamen Gräfin Tolstoi — galt sie in den vierziger und fünfziger Jahren als eine der edelsten und geistvollsten Frauen von Paris. Sie stand auf der Höhe der französischen Bildung. Sismondi schrieb an sie: „Jamais française n'a été si française que ma Moscovite.“ — Ihr Gatte, der Graf, vereinigte mit den vornehmsten Formen die größte Gelehrsamkeit. Er war so vielseitig, daß sein Freund Lamartine ihn „eine lebendige Weltkarte der menschlichen Kenntnisse“ nannte — „ein immer volles Becken, aus dem jeder zu schöpfen kommt“ — „einen Mann, der ganz Kopf und dessen Kopf auf der Höhe aller Wahrheiten war“.

Die Gräfin sah in ihrem prunklosen Salon, im Winter in der Rue des Saussayes, im Sommer in der Celle de St. Cloud, die bedeutendsten Menschen nicht nur von Paris, sondern auch aus der Fremde.

Thiers rühmte ihr Haus, in dem sich die verschiedensten Berufe und Gesinnungen trafen, als „un salon d'acclimatation.“

Italien und die Italiener waren ihr besonders wert. Gräfin Tolstoi hatte das Moskauer Klima nicht ertragen können und so ihren Flug nach Italien genommen.

Hier war sie den Besten des aufstrebenden Landes nahegekommen, auch dem um zwei Jahre jüngeren Camillo Cavour.

Noch als er in der Welt unbekannt war, hob sie den ob seiner revolutionären Anschauungen in Piemont Verschrieenen durch ihren ermunternden Zuspruch. — Als er während des Pariser Kongresses unter der größten Unpopularität zu leiden hatte, ward sie ihm zum Schilde, der ihn schützte. In ihrem Hause fand er ein Asyl. Mit Cavour hatte sie die nur den Auserkorenen eigene Meinung gemein, daß die Volkstümlichkeit eines Mannes zuweilen im umgekehrten Verhältnis zu seinen Verdiensten stünde. Sie beurteilte die Menschen nicht nach der öffentlichen Geltung.

Sie bewunderte die titanischen Anstrengungen Cavours, die Einheit Italiens zu verwirklichen. Auch Graf Circourt, den sie in Paris geheiratet, und mit ihnen ihr häuslicher Zirkel, die Crême der schöngeistigen und politischen Welt, folgten mit Anhänglichkeit dem Werdegange Italiens und dem Stern Cavours.

Als nun Nigra den Pariser Posten antreten sollte, sagte Cavour beim Abschiede zu ihm: „Da gebe ich Ihnen einen Brief für die Gräfin Circourt. Überbringen Sie ihn ihr und besuchen Sie ihren Salon. Das ist meine letzte Instruktion. Wenn Sie diesen Auftrag ausführen, werden Sie unserem Vaterlande manchen Dienst mehr leisten können, und auch Sie werden davon Nutzen und Genuß haben."

Nigra that, wie ihm geheißen worden. Bald war er der Benjamin dieses Kreises. Alle die Zuneigung, welche die Gräfin für den großen Piemontesen empfand, übertrug sie auf dessen Schüler und Freund.

Er war ein Adonis, und wäre er nicht auf den so sehr exponierten Platz an der Seine gestellt worden, er wäre vielleicht in Versuchung gekommen, mit Leben und Liebe zu tändeln, statt die in Paris zusammenlaufenden Fäden einer Politik mitzuspinnen, die mehr als irgend einer Cavour selbst für eine kühne und gefährliche hielt.

Die Gräfin ebnete dem hoffnungsreichen Diplomaten die Wege in Paris.

Als Cavour gestorben war, dauerte das Band zwischen der um den großen Freund trauernden Gräfin und seinem Schützling fort. Sie überließen sich gemeinsam den Erinnerungen an den Toten. — Paris aber sollte dem Italiener eine zweite Heimat, das Haus der Gräfin eine Heimat in der neuen Heimat werden.

Sie vererbte Nigra die Briefe, die Cavour durch 25 Jahre an sie geschrieben — Briefe von ebensoviel kühler Staatsweisheit wie liebenswürdiger Sentimentalität. — Sie war gewöhnt, diese Sammlung „Mon trésor“ zu nennen. Die Briefe sind alle französisch abgefaßt und von fast zierlicher Handschrift. Cavour schrieb französisch besser als italienisch.

Der Schüler bewahrt den kostbaren Schatz. Wenn er ihn berührt, wird in ihm die Sehnsucht nach alten Zeiten warm, und er möchte das Turin und Paris vergangener Tage wiedersehen.

Welch ein Schwung der Sprache, welch eine Begeisterung für Vaterland und Freiheit, und welch ein rührendes Verlangen, den Besten seiner Zeit zu dienen, verraten jene Briefe Cavours! — Einen hat er wenige Tage vor dem Tode abgefaßt, und er gilt der römischen Frage,

die ihm noch auf dem Sterbebette in der Seele brannte. Das Bedürfnis, dieses Problem als Italiener und Katholik zugleich zu lösen, lodert in den Zeilen, die er mit dem fiebernden Blute des Herzens schrieb.

Einmal stellt er der Freundin als Ideal eines Staatsmannes den hin, „der sich über die kleinlichen Dünkel der Volkstümlichkeit und des politischen Ehrgeizes erhebt, ohne sich durch die Hindernisse und zahlreichen Enttäuschungen entmutigen zu lassen, welche die Gesittung in ihrem aufsteigenden Gange erleidet — den, der mit Festigkeit und Klugheit daran arbeitet, die großen Grundsätze der Gleichheit und Vervollkommnungsfähigkeit auf der ganzen Erde, ohne Unterschied der Breitegrade und Rassen, heimisch zu machen . . .“ — Und er schließt: „Ich bitte Sie, meinen deklamatorischen und provinzialen Ton zu verzeihen. . . . Es ist wahr, daß es noch nicht Mittag ist und Sie mir mehr sind, als die liebenswürdigste Frau der Welt.“

Liest man diese Briefe, so hat man das Gefühl, daß Cavour, hätte er länger gelebt, berufen gewesen wäre, im Rate Europas mit dem Fürsten Bismarck wie Ormuzd mit Ahriman zu ringen. Der Piemontese, der bald nach den Tagen des allmächtigen Metternich von einer bescheidenen Stelle Italiens die Fackel seiner Staatskunst über Europa schwang, hätte unseren Weltteil moderner, menschlicher gestaltet, wäre es ihm gegönnt gewesen, mit Bismarck für das nationale Prinzip, gegen Bismarck für Freiheit im Handel und Wandel der Völker zu kämpfen.

Wenn Cavours vertrautester Schüler überlegt, was der Meister für Europa gewollt und was nach seinem Tode geworden, so mag er messen, welche Kluft sich

zwischen dem Ideenfluge eines ordnungsliebenden und doch freiheitsdurstigen Staatsmannes und dem Willen eines allmächtigen Kanzlers aufthat, der kein Freund des Liberalismus war. Sie haben Beide majestätische Bauwerke aufgerichtet. Aber der deutsche Riese war unersättlich in seinem Thun. Er hat seinen Bau auch im Innern ausgeschmückt, und dieser Schmuck, den er aus der Rüstkammer der Reaktion holte, fällt nach und nach. — Bismarck selbst fing nach seinem Sturze seinen Irrtum zu beweinen an.

Wie Cavour über sein Vaterland und Europa dachte, setzte er auch in Briefen an seinen jungen Freund Nigra auseinander.

Einmal schickte er ihm ein Schreiben des Prinzen Napoleon zu und fügte die Worte bei: „Es ist ein merkwürdiges Schriftstück und reiht sich an andere, die ich Ihnen hinterlassen werde, damit Sie nach meinem Tode die Geschichte unserer Zeit schreiben."

Diese Geschichte ist noch nicht geschrieben. Es wäre aber ein eines litterarischen Staatsmanns, wie es Nigra ist, würdiges Werk.

Während des ersten der zwei Dezennien, die Costantino Nigra in Paris verlebte, wo er bald wirklicher Gesandter wurde, sah er Napoleon III., um mit Manzoni zu sprechen, im „Strahlenglanz des Thrones". — Nigra fehlte nicht bei den rauschenden Hoffesten. Der wegen seiner feinen Sitten beliebte Cavaliere nahm vielmehr in schäumender Lust an allem teil, was die Tuilerien boten.

Die Pariser Zeit war die Mitte und der Kernteil seines Lebens. Er war mitthätiger Zeuge gewaltiger Aktionen und Wandlungen. — Der klassisch gebildete

Mann fand jedoch die Stimmung, ſich aus dem Lärm der Welt in das ſtille Heiligtum der Muſen, aus den Prunkräumen des Kaiſerlichen Hofs und der Ariſtokratie in die berühmte Kloſterbibliothek von Sankt-Gallen in der Schweiz zu flüchten, die Diplomatenuniform abzulegen und in vergilbten Schriften zu blättern. Er war eben ſchon in der Blüte der Jahre und auf der Höhe des Metiers ein Doppelweſen, halb Staatsmann, halb Gelehrter.

Frühzeitig beſchäftigte er ſich mit dem altklaſſiſchen Wiſſen, im Gegenſatze zu Cavour, der nicht einmal das Lateiniſche kannte und von ſich ſagte, er ſtünde zwar auf gutem Fuß mit der Logik, aber nicht mit der ſchönen Litteratur. Nigra dagegen hat von Jugend an zwei Frauen gedient, der Politik und der Litteratur — er heiratete die erſtere und liebte die letztere.

Wie er ſeinen Beruf gefunden? — Er erzählt: „Ich war zwölf Jahre alt und beſuchte am Kollegium von Cuorgné Canaveſe den Kurs, den man damals „terza grammatica“ nannte. Ein Kollege veranſtaltete eine Lotterie, in der für wenige Soldi einige Bände zu gewinnen waren. Ich nahm ein Los und gewann. Die Bände enthielten Plutarchs parallele Lebensbeſchreibungen in der Überſetzung von Pompeji. Sehe ich von meinen Schulbüchern ab, ſo war dies überhaupt das erſte Werk, das ich geleſen. Von nun an las ich viele Bücher. Ich darf ſogar mit einiger Berechtigung ſagen, daß wenige meiner Altersgenoſſen von der Schule mehr als ich geleſen haben — und es waren Bücher jeder Gattung und jeder Litteratur. Aber mein beſcheidener Plutarch — ich ſage „beſcheiden“ in Hinſicht auf das Format — ward mir zum Lebensge-

fährten. Ich las ihn oft und holte mir bei ihm Rat. Der Beruf, den ich ausübe, gehört zu jenen, die man nicht aus Büchern lernt. Wenn ich in diesem Berufe nicht ganz untüchtig bin, so verdanke ich das in erster Linie Cavour, der mich in sein Vertrauen zog und mein Meister war. Er erkor mich zum Mitarbeiter und Freund. Und dann verdanke ich es jenem Studium von Menschen und Dingen, das man auf der Bühne des Lebens, nicht aus Büchern lernt. Wenn mir aber ein Buch einigermaßen genützt hat, so muß ich vor allem Justinians Corpus juris und Plutarchs Lebensbeschreibungen nennen."

Vielleicht hat sich, weil schon der angehende Diplomat unter Folianten zu stöbern gewohnt war, die Legende gebildet, Cavour hätte ihn von der Bücherleiter herab ins Ministerium geholt und an den Staatswagen gespannt. Nigra, so wird erzählt, wäre gerade im Begriffe gewesen, aus einem Schrank der Turiner Bibliothek einen Codex herauszuheben, als der Bibliothekar auf ihn zukam und ihm mitteilte, der Minister Cavour suche einen Sekretär und er hätte ihn für den Posten empfohlen. — Dies ist unrichtig. Doch wahr ist, daß sich schon in Turin die Arbeit des jungen Sekretärs zwischen Ministerium und Bibliothek teilte. Damals bereits besaß Nigra, der als Lebenskünstler seinesgleichen sucht, die Fähigkeit, sich mit Leichtigkeit aus den Stürmen der Politik in den Hafen der Wissenschaft und Litteratur zu flüchten. Wie kam ihm nun diese schöne Gabe, sich nicht von den Vorkommnissen des Tages überrumpeln zu lassen und sich im Studium alter Zeiten das Gleichgewicht der Seele zu erhalten, in Paris zu statten, wo er der stets umworbene Gast der

hohen Gesellschaft, der stets begehrte Ratgeber des Kaisers, der Freund der Kaiserin war, die in den Schreckenstagen des Jahres 1870 an seinem Arme aus den Tuilerien flüchtete!

Nigra war sozusagen ein Kronzeuge des Schicksals, dessen schwere Hand sich im Jahre 1870 auf Paris legte.

Ein anderer wichtiger Zeuge dieser Katastrophe, Fürst Richard Metternich, ist vor wenigen Jahren in Plaß in Böhmen zu seinen Vätern versammelt worden.

Die beiden Diplomaten, der Italiener und der Österreicher, die sich an der Seine gemäß der wechselnden Gestaltung der europäischen Politik zuerst feindlich gegenüberstehen mußten, um dann Freunde zu werden, fanden sich in Wien wieder. Graf Nigra hat in seiner Botschaftsresidenz am Josephsplatze, wo der Schätzer der Menschen auf eine Stadt blickt, die nunmehr weder ihn noch die Menschen schätzt, öfter über die verhängnisreichen Tage in den Tuilerien gesonnen. Die Frucht dieses Nachdenkens legte er gleichzeitig in der „Revue Suisse" in Lausanne und der „Nuova Antologia" in Rom nieder. In einem fesselnden Kapitel behandelte er die diplomatische Geschichte der letzten Züge des Kaiserreichs.

Am 5. Juli 1870 hatte sich plötzlich in Paris die Kunde von der spanischen Thronkandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern verbreitet. Der Gesandte Italiens sah an diesem Tage den Minister des Äußern, Herzog von Gramont, der ihm sagte, die Tuilerien setzten die Kandidatur auf Rechnung Preußens und könnten sie unmöglich dulden. In gleicher Weise äußerte sich der Minister den Tag darauf vor der gesetzgebenden Körperschaft.

Es entsprach den freundlichen Gesinnungen, die zwischen

Florenz und London bestanden, daß in Paris der englische Botschafter Lord Lyons im Einvernehmen mit dem Gesandten Italiens handelte. Auf die Inspiration der beiden bemühten sich die italienische und die englische Regierung in Berlin und Madrid, daß die Kandidatur des Prinzen fallen gelassen würde. Am 10. Juli telegraphierte Nigra nach Florenz, man möchte in Berlin den Verzicht des Hohenzollern urgieren, da sonst in Paris binnen vierundzwanzig Stunden der Krieg erklärt würde. Graf Bismarck bedeutete dem italienischen Gesandten De Launay, die Angelegenheit ginge nur den Prinzen und Spanien an, nicht aber Preußen. In Madrid dagegen war man bereit, die Cortes, bei denen die Entscheidung über die Thronfrage lag, zu vertagen.

In der Nacht vom 11. auf den 12. Juli telegraphierte der Minister des Äußern Visconti-Venosta an Nigra: „Es ist unsere Pflicht, der kaiserlichen Regierung inständig nahezulegen, welche Verantwortung sie auf sich nimmt und in welche Verlegenheit sie ihre besten Freunde bringt, wenn sie die Komplikationen überstürzt und nicht die nötige Zeit für eine Lösung läßt, die man in London, Madrid und Florenz für ausführbar hält. Wir zählen auf die Freundschaft der kaiserlichen Regierung, die es verstehen wird, einen Schritt zu würdigen, den uns die Pflicht diktiert, das Möglichste zur Aufrechterhaltung des Friedens zu versuchen."

Am Morgen des 12. Juli schickte sich Nigra gerade zur Ausfahrt an, um sich mit der aus Florenz empfangenen Depesche zum Herzog von Gramont zu begeben, als sich der Sekretär des Kaisers, Franceschini Pietri, einfand, um ihn für Nachmittag in die Tuilerien zu bitten.

Um zwei Uhr war Nigra beim Kaiser. Dieser lud ihn ein, sich zu setzen, und reichte ihm eine eben aus Madrid eingelangte Depesche. Fürst Anton von Hohenzollern hätte, so hieß es darin, dem Ministerpräsidenten General Prim telegraphiert, daß sein Sohn die Krone Spaniens ablehne. Nachdem Nigra Einsicht in das Blatt genommen, sagte er: „Ich beglückwünsche Eure Majestät lebhaft. Preußen giebt nach; es weicht der stolzen Aufforderung des Herzogs von Gramont. Das ist für Frankreich ein großer moralischer Sieg, und um so wertvoller, als er ohne Blutvergießen errungen ist. Ich hoffe, daß Majestät sich nun zufriedengeben und mich hieher beschieden haben, um mir mitzuteilen, daß der Friede gesichert sei."

Der Kaiser erwiderte: „Ja, es ist Friede. Ich habe Sie rufen lassen, damit Sie es Ihrer Regierung melden. Wohl weiß ich, daß die öffentliche Meinung Frankreichs bei dem Zustande der Aufregung, in dem sie sich befindet, ein anderes Resultat — den Krieg bevorzugt hätte. Aber ich erkenne an, daß der Verzicht des Prinzen von Hohenzollern eine genügende Lösung ist und jeden Vorwand zum Kriege, wenigstens für den Augenblick, behebt."

Nigra verabschiedete sich vom Kaiser. Nie wieder sollte er den dritten Napoleon sehen, der nach wenigen Wochen aufgehört hatte, Kaiser zu sein. . . .

Frankreich schien sich mit der einfachen Rücknahme der Kandidatur zu bescheiden. Von Garantieen, wie sie einen Tag später in Ems Benedetti im Namen Napoleons von König Wilhelm verlangte, war in jener Audienz Nigras noch keine Rede.

In der Antichambre traf der Gesandte Italiens, als

er aus dem Kabinett des Kaisers trat, den Ministerpräsidenten Émile Ollivier, den der Monarch gerade mit der Abfassung der Friedenserklärung betrauen wollte, die, nachdem der Ministerrat sie bewilligt hätte, den kommenden Tag in den Kammern verlesen werden sollte. Im Palais Bourbon, wo Ollivier noch am selben Tage die Depesche des „Père Antoine“ (Prinzen Anton von Hohenzollern) zur Kenntnis der Deputierten brachte, sowie in Paris überhaupt hatte man allerdings nicht genug an der Erklärung des Hohenzollern. — Man heuchelte Friedensliebe und wollte den Krieg.

Am Abend des 12. Juli speiste Nigra bei der Prinzessin Mathilde Bonaparte in Saint-Gratien. Als er um Mitternacht in die Stadt zurückkehrte, wurde ihm die überraschende Kunde, Gramont hätte dem Botschafter Benedetti, der gleichzeitig mit König Wilhelm in Ems weilte, Ordre gegeben, sich von diesem verbürgen zu lassen, daß die Kandidatur des Hohenzollern für Spanien nie würde erneuert werden. — Am 13. Juli fand auf der Promenade in Ems die berühmte Scene zwischen Benedetti und dem König statt, die der Funke war, an dem sich der Krieg entzündete. Nigra ist überzeugt, daß nicht die Begebenheit an sich, sondern „die rauhe Gedrängtheit des Telegraphen“, aus der die Deutschen feierlichst erfahren sollten, daß der König die Zumutung des französischen Botschafters zurückgewiesen, die unmittelbare Kriegserklärung seitens Frankreichs hervorgerufen habe.

Nigra hat die Geschichte „Chamade und Fanfare“ aus dem maßgebendsten Munde und an der Stelle gehört, wo sie sich zugetragen. Als er im Jahre 1876 von Paris

nach Petersburg versetzt ward, reiste er vorerst nach Ems, um von Alexander II. empfangen zu werden, der sich gerade dort aufhielt. Auch Kaiser Wilhelm war wieder da und zeigte sich regelmäßig auf der Promenade, auf der sechs Jahre früher die diplomatische Chamade angeschlagen ward, die sich bis zu der den Krieg und die deutsche Einheit verkündigenden Fanfare steigern sollte. Der Kaiser erblickte den Botschafter Nigra, nahm ihn beim Arm und führte ihn zu der Stelle, an der sich die Begegnung mit Benedetti abgespielt. — Ein Gedenkstein zur Erinnerung an den 13. Juli 1870 bezeichnete die historische Stätte. — Und nun erzählte der Kaiser, wie alles gekommen. Er verdeutlichte seine Mitteilungen durch Handbewegungen, that dabei einige Schritte nach vorwärts und dann nach rückwärts. Der Kaiser wollte veranschaulichen, daß er keineswegs, wie dies in Frankreich verbreitet worden, dem Botschafter Napoleons brüsk den Rücken gekehrt und so mutwillig den Ausbruch des Krieges verschuldet. . . .

In seiner Darstellung der Geschehnisse polemisiert Nigra wiederholt gegen die Schilderung der diplomatischen Situation von 1870, wie sie Prinz Jérôme Bonaparte in der „Revue des Deux Mondes“ (April 1878) unternommen. Er widerlegt die Angabe, daß der Gesandte Italiens gleichwie der österreichische Botschafter vor dem Franzosen-Kaiser eine Sprache geführt hätte, die diesen von dem bevorstehenden Abschlusse einer Tripel-Allianz gegen Preußen überzeugen mußte. „Was mich anbelangt,“ sagt Nigra, „so ist diese Behauptung absolut unwahr.“ Die Monarchen Österreichs und Italiens unterhandelten, einer Anregung Napoleons folgend, in direktem Briefwechsel mit diesem und

unter einander; der Kaiſer aber erwähnte Nigra gegenüber nie etwas davon. Auch die Aufſtellung, daß Napoleon in der zweiten Juliwoche 1870 in Wien und Florenz einen Vertrag vorgeſchlagen habe, der in drei Artikeln eine bewaffnete Aktion Frankreichs, Italiens und Öſterreich-Ungarns ſtipulierte, weiſt Nigra in dieſer Form zurück. Die Wahrheit ſei nur, daß Gramont am 8. Juli das florentiner Kabinett wiſſen ließ, „Frankreich rechne auf die Unterſtützung Italiens für den Fall, daß die Beharrlichkeit Preußens den Krieg unvermeidlich mache". — Visconti-Venoſtas Antwort war, Italien wolle den Frieden, in keinem Falle aber werde es in der Zahl der Gegner Frankreichs anzutreffen ſein.

Nigra meint, der Haltung Rußlands wäre es zum Teile zu danken, wenn Italien und Öſterreich auch nach Beginn der Feindſeligkeiten nicht aus der Neutralität heraustraten. Insbeſondere in Wien mußte der Vorſatz Alexanders II., ſich für den Fall, daß ſich Öſterreich mit Frankreich verbündete, zu Preußen zu ſchlagen, von jeder bewaffneten Intervention abhalten. Beuſt hätte Öſterreich nicht ungern an Italiens Seite in den Krieg geführt und hatte, um in Florenz Verſtändnis zu finden, ſeine Verwendung in Paris für unmittelbare Räumung Roms und des Kirchenſtaats in Ausſicht geſtellt. Napoleon aber ſchrieb von Metz am 3. Auguſt an Gramont: „Je ne cède pas pour Rome." Somit war für Italien jeder Grund geſchwunden, in den Krieg zu gehen. Freilich war nach Nigra weder Öſterreich noch Italien militäriſch vorbereitet und die öffentliche Meinung beider Länder einem kriegeriſchen Eingreifen überhaupt ungünſtig. — Die preußen-

freundliche Gesinnung Rußlands will Nigra in ihren Folgen nicht überschätzen. Daß man aber auch in Berlin der Meinung war, Rußland habe Österreich in Schach gehalten, zeige das dankerfüllte Auftreten des neuen deutschen Kaisers dem Czaren gegenüber unmittelbar nach dem Kriege.

Nigra hebt hervor, daß dem Czaren, wenn er Österreich-Ungarns Kriegslust zähmte, die Haltung Italiens gleichgiltig war. Das wußte man in Paris, und so gab man, um Rußland nicht zu reizen, jeden weiteren Schritt in Wien auf, appellierte aber desto nachdrücklicher an Italien. Am 7. August ließ Gramont durch den Gesandten in Florenz anfragen, ob man im Palazzo Pitti geneigt wäre, Frankreich ohne Verzug 60 000 Mann über den Mont-Cenis zu Hilfe zu schicken. Freilich gab der französische Minister im Privatgespräche mit Nigra zu erkennen, daß der Kaiser sich keine Illusionen mache und von Italien nicht viel erwarte. Nigra bemerkt: „Nach den Schlachten bei Wörth und Forbach wäre solch eine Intervention der italienischen Armee gegen Preußen, sogar wenn sie sofort hätte stattfinden können, Selbstmord gewesen, und noch dazu unnützer Selbstmord, unnütz sogar für Frankreich."

Die Militärautoritäten hatten, als Victor Emanuel sie um sich versammelte, das Gutachten abgegeben, eine unverweilte Aktion des italienischen Heeres wäre unmöglich. Günstigstenfalls müßte ein Monat vergehen, um ein Armeekorps von 60 000 bis 100 000 Mann nach Frankreich zu befördern. Diesen Bescheid erstattete Nigra am 10. August dem Herzog von Gramont und gleichzeitig die Versicherung, Italien höre, wenn es auch nicht zu Gunsten

Frankreichs das Waffenglück versuchen könne, nicht auf, für Erhaltung der territorialen Integrität Frankreichs diplomatisch thätig zu sein.

Der Minister Visconti-Venosta hatte Minghetti nach London entsendet, um England zu bestimmen, daß beide Staaten mit der größten Eintracht handeln und eine europäische Neutralitätsliga bilden möchten. Ein solches Übereinkommen ward denn auch am 13. August in London geschlossen. Österreich und Rußland traten bei. Die europäische Vermittelung jedoch, die daraus hervorgehen sollte, blieb aus, da sie bei den kriegführenden Mächten keinen günstigen Boden fand.

Indessen überstürzten sich die Ereignisse; Napoleon hatte sich von Metz nach Châlons zurückgezogen. Nochmals erwachte in ihm in diesem schweren Augenblicke der Gedanke, ob ihm nicht das seit Magenta und Solferino in seiner Schuld stehende Italien in der äußersten Gefahr beispringen würde. Victor Emanuel liebte Frankreich. Er hatte nicht vergessen, wie er einst an Napoleons Seite triumphierend in Mailand eingeritten war. Und wie der König, so war mancher seiner Ratgeber franzosenfreundlich und fast geneigt, sich mit jener Macht, der Italien die Lombardei verdankte, gegen Preußen zu verbünden, durch das es Venetien gewonnen hatte. Doch andererseits hatten ihm nicht allein aus politischen Gründen, sondern auch aus Verständnis für die deutschen Einheitsbestrebungen einige seiner Minister von der Allianz mit dem Bonaparte abgeraten. Sie ahnten, die letzte Stunde des französischen Protektorats über Rom und den Kirchenstaat habe geschlagen. Insbesondere Lanza, der einstige Medicus aus

Vignale, und Sella, der einstige Geometer aus Biella, waren keine Romantiker, hatten keine Anwandlungen von Sentimentalität und erkannten, daß Preußen herausgefordert worden.

Die mathematische Taktik von Deutschlands Heeren hatte den Franzosenkaiser gedemütigt. In der Not rief er seinen Vetter Jérôme zu sich und übertrug ihm am Morgen des 19. August die Mission, den königlichen Schwiegervater in Florenz für eine mehr als akademische Teilnahme an Frankreich zu gewinnen. Prinz Jérôme ging nur widerwillig, denn er wußte, wie wenig seine Dazwischenkunft nützen würde. Er fand im Palazzo Pitti die Aufnahme wie ein Schwiegersohn beim Schwiegervater. Victor Emanuel schloß ihn und im Geiste auch den Kaiser in die Arme. Aber bei dem Widerstande seiner Minister war er als konstitutioneller Monarch ohnmächtig, mehr für Frankreich zu thun. . . .

Nigra, der mit möglichster Nüchternheit berichtet und sonst alle subjektive Schätzung der Persönlichkeiten unterläßt, kann nicht umhin, der Hochherzigkeit Kaiser Napoleons gerecht zu werden. In dem Briefe, den Prinz Jérôme an Victor Emanuel überbrachte, habe der Kaiser nur die Sympathien Italiens für den Fall angerufen, „daß die europäische Diplomatie die Geschicke Frankreichs regeln würde". Der Kaiser habe vielleicht die endgiltige Niederlage vorausgesehen, und es war ihm schwer, dem einstigen Alliierten in der Krim und Lombardei ernstlich zuzumuten, sich an seiner Seite zu schlagen und vernichten zu lassen. . . .

Der Kaiser, der sich gescheut hatte, Rom an Italien preiszugeben, war gestürzt. Das Einrücken der italienischen

Truppen in der Tiberstadt am 20. September 1870, dieser letzte Schritt Italiens gegen den Kirchenstaat, fand beifällige Aufnahme bei der Regierung der nationalen Verteidigung Frankreichs. Jules Favre und Crémieux beglückwünschten den Gesandten Italiens. In Italien aber widmete man, da man sich endlich in dem langersehnten Besitze des Capitols sah, um so tiefere Teilnahme den Franzosen. In einem Briefe, den Visconti-Venosta am 18. Februar 1871 an Nigra nach Bordeaux schrieb, sagte er, daß kein Volk Europas so sehr wie das italienische das geschlagene Frankreich bedauert habe.

* * *

1876 vertauschte Nigra, wie bereits oben angedeutet, den Pariser Posten mit dem in Petersburg, und hier blieb er bis zum Ende des Jahres 1882. In intimen Gesprächen erklärte ihm Czar Alexander II., daß Rußland nicht nach der Herrschaft über Konstantinopel strebe, die aber auch nie etwa den Griechen zufallen solle.

In London, wohin er von Petersburg übersiedelte und wo er nur drei Jahre verweilte, that der Botschafter Italiens manches zur Erstarkung der ohnehin freundlichen, in gemeinsamen Mittelmeerinteressen wurzelnden Beziehungen zwischen der Consulta und dem Kabinett von St. James. Einmal geschah es, daß er im Gegensatze zu den Diplomaten aller anderen Mächte für England eintrat. Das war bei der internationalen Londoner Konferenz zur Regelung der Finanzen Ägyptens. Damals war England von allen verlassen — nur Italien stützte es.

Er mußte sich von London trennen, als der Wiener Botschafter Graf Robilant im Herbst 1885 Minister des Äußern wurde und ihn zu seinem Nachfolger bestellte.

Mit den Grafen Kalnoky und Goluchowski kooperierte Nigra wiederholt an der Erneuerung des Dreibundes. Mehrmals erging an ihn von Rom der Ruf, das Ministerium des Äußern zu übernehmen. Er lehnte stets ab. Er glaubt sich ohne Eignung für die gewitterreiche Arena von Montecitorio. Der parlamentarischen Politik, die zur Rechenschaft an einen Chorus von zuweilen voreiligen und ununterrichteten Menschen verpflichtet, zieht er die Diplomatie vor, die bedächtiger im Stillen wirken darf.

Wenn man aber jahrzehntelang Diplomat war, hat man über manches und manche lächeln gelernt. Zunächst über jene unter den Kollegen, die in ihrer glänzenden Berufslosigkeit thun, als ob sie die Stützen der öffentlichen Ordnung wären. Wer kennt nicht die vielen flitterbehangenen Säulchen Europas, „des europäischen Gleichgewichts," und wie alle die leeren, von Großmachtssucht geborenen Worte heißen? — Diese tanzenden Schatten, diese hohlen, schwebenden Larven sind die enfants gatés einer Gesellschaft, die stets die Männer abstößt und die Bälge anzieht, einer Gesellschaft, die wie die Espe im Winde vor einem kernigen Urteil erbebt, vor Adelstiteln kriecht, der Persönlichkeit die geringste und der Stellung die höchste Achtung zollt — und ganz besonders der Stellung desjenigen, der nur gestellt ist und nicht steht.

Es giebt genug Diplomaten, deren Wirkungskreis sich darauf beschränkt, Visitkarten entgegenzunehmen und abzugeben, von Empfang zu Empfang zu eilen, nur zu repräs-

sentieren, wenn sie auch in ihrer eigenen ärmlichen Persönlichkeit nichts, gar nichts vorstellen.

Vielleicht denkt Nigra zuweilen über die Diplomatie nicht besser, als sein Meister. Der große Staatsmann überschätzte nicht dieses Instrument des Staatslebens. Einige Aussprüche von ihm veranschaulichen sein Verhältnis zu dem diplomatischen Berufe. Einmal meinte er: „Ich kenne nun die Kunst, die Diplomaten zu betrügen. Ich sage die Wahrheit und bin gewiß, daß sie mir nicht glauben.“ Und ein anderesmal: „Ich bin weit weniger gerieben, als der, für den mich die Diplomaten gern ausgeben. Ich gehe die Hauptstraßen, und sie meinen, daß ich auf Fußsteigen wandle. Ich sage offen, was ich denke; sie aber schweigen oder machen einen Aufwand an Worten.“ Er glaubte sie nicht fähig, große politische Veränderungen hervorzurufen, höchstens fähig, vollendete Thatsachen in eine legale Form zu bringen, kaum fähig, Ereignisse vorzubereiten, aber nicht, sie zu vollziehen.

Nigra bildete sich an dem Meister, der zu Zeiten Napoleons III. vermöge seines Geistes mächtiger als dieser war und noch mächtiger geworden wäre, hätte die Parze nicht voreilig seinen Lebensfaden abgeschnitten. Das Andenken an Cavour hält der Schüler hoch, der selbst Meister ward. Der Schöpfer Italiens hat seinen letzten Atemzug dem treuen Jünger eingeblasen. „Josua, der Sohn Nuns, ward erfüllt mit dem Geiste der Weisheit; denn Mose hatte seine Hände auf ihn gelegt.“

Nigra liebt es, in Ruhe zu reflektieren. Wenn Mitternacht hereingebrochen ist, so dringt noch aus einem der Räume der italienischen Botschaft auf dem Josephs-

platze in Wien ein Lichtschein durch die Nacht. Der Hausherr sitzt an der Arbeit. Es sind keine diplomatischen Schriftstücke, die er in so später Stunde konzipiert. Es sind vielmehr philologische oder genealogische Studien, denen der Gelehrte obliegt. Die nahe Hofbibliothek mit ihren Schätzen hat keinen dankbareren Forscher als ihn.

Und war es Sommer, so sann er oben an den grünen Hängen des Kahlenbergs. In einem vielfensterigen runden Gemache, von dem die Aussicht auf Wald und Wiese geht, schrieb er die Ereignisse nieder, deren Zeuge er während eines halben Jahrhunderts war. Der Genius des Kahlenbergs, über den von den Türkenzeiten her ein Hauch Geschichte weht, segnete die Arbeit des Siebzigjährigen, der selbst Geschichte gemacht hat. —

Vorläufig ruhen diese Erinnerungen größtenteils in dem Pult des Grafen. Wann wird er sie der Öffentlichkeit übergeben?

Oh! mia Sicilia . . .

Die Debatte ist eröffnet. Montecitorio, das lange stumm gewesen, erdröhnt von Rhetorik. Diesmal steuert auch Sicilien zu den Diskussionen der Onorevoli. Man spricht allerdings von Sicilien genug, übergenug, auch wenn das Parlament geschlossen ist. Die Zeitungen Italiens sind voll von Sicilien. Pilzen gleich schießt eine neue Litteratur über Sicilien aus dem Boden.

Das Deficit Siciliens ist dem Italiens ebenbürtig.

Eine vierzigjährige Zugehörigkeit zu Italien hat die Plagen Siciliens nicht zu heilen vermocht. Einst sagte Cavour: „Die in Sicilien aufgepflanzte Fahne der nationalen Einheit muß sich über dem ganzen Reich erheben, muß an den Küsten der Adria wehen, bis sie die Königin dieses Meeres deckt.“ In den letzten Jahren sah es wiederholt so aus, als ob die in Sicilien neuerlich aufgepflanzte Fahne, die aber diesmal die der Revolution war, fast über das ganze Königreich Italien ihre Schatten werfen sollte. Die Revolution drang ja über die Meerenge bis nach Mailand. In Sicilien aber gährt es fort und wird es noch lange gähren, wenn auch militärische Generalkommissäre von der Art eines Morra di Lavriano e della Montà den Insulanern das Tragen der Waffen verboten.

Hie Morra, hie De Felice Giuffrida!

De Felice Giuffrida — er zog von Ort zu Ort, von Hütte zu Hütte in Sicilien und rief: „Gott will es, daß sich die Unterdrückten zusammenthun und als Fasci dei lavoratori mächtig dastehen!“

„Die einzelnen Ruthen sind schwach, die Bündel, die Fasces, sind stark,“ so ermahnte vor tausend Jahren auf dem Sterbebette der Mährenherzog Swatopluk seine Söhne zur Einigkeit — und so sprach auch De Felice Giuffrida zu seinen Sicilianern, und der Fasci wurden immer mehr. Die Macht der Regierung löste die Fasci auf, der Sozialist De Felice Giuffrida, Deputierter von Catania, mußte Kerkerluft atmen. Der Ministerpräsident Crispi hatte ihn ins Gefängnis gesetzt, weil der revolutionäre Agitator zu singen wagte, was der zwanzigjährige Francesco Crispi einst gesungen:

„Oh! mia Sicilia, tra l'orror de' mali
I figli tuoi ti lasciano frementi!
Sembra che non ci resti speme alcuna,
E sia notte funesta a noi isolani."

(O mein Sicilien, unter dem Schrecken des Unheils verlassen dich schaudernd deine Söhne! Es scheint, daß uns keine Hoffnung bleibt und entsetzliche Nacht um uns Inselbewohner sein soll.)

Mehr als ein halbes Jahrhundert ist vergangen, seitdem der jugendliche Tyrtäus seinen Landsleuten die Leiden der Heimatsinsel zu Gemüte führte und sie aufforderte, das Joch der Bourbonen abzuschütteln — mehr als ein Menschenalter, seitdem sich die politische Revolution in Sicilien im Sinne jenes Gelegenheitsdichters vollzog, den die Zeit zum Staatsmanne und nicht zum Dichter von Gottes Gnaden reifen ließ. Doch die verzweiflungsvolle Wahrheit jener Verse ist nicht verblichen. Der soziale Aufruhr, der in den letzten Jahren durch Sicilien tobte, durfte sich fast des Klagerufs „Oh! mia Sicilia", der in den Tagen der politischen Umwälzung aus einem dumpf grollenden, bekümmerten Patriotenherzen aufstieg, als Schlachtgeschreis gegen die Regierung Italiens bedienen, die nun in den Händen des einstigen revolutionären Dichters ruhte. Die Landleute Siciliens schwangen die Fackeln, die sie an dem Feuer entzündeten, das aus ihrem Ätna strömt, und sangen fast das alte Lied Crispis.

Er schrieb jene Zeilen zur Erinnerung an den sicilischen Patrioten Areto, der sich den Tod gegeben, um nicht in die Gewalt der Schergen des Bourbonentums zu fallen. Damals meinten Crispi und seine Mitkämpfer, der Sturz der alten Dynastie und die Erfüllung des nationalen Sehnens würden Sicilien von allen Leiden befreien. Heute

mögen sich Crispi und Tausende mit ihm gestehen, die Nationalität an sich sei, ein wie herrliches, der höchsten Opfer würdiges Gut sie auch bleibe, doch eine Form, die nur Wert habe, wenn sie den besten Inhalt des Lebens, Ruhe, Frieden, Sicherheit, Wohlstand, Bildung, in sich berge. Sollte nicht die Revolution, die zuletzt durch Sicilien ging, eine Warnung jenen sein, welche die Nationalität an sich als Panacee gegen alle Übel hinstellen?

Es scheint, daß die nationale Wiedergeburt Italiens nicht zu viel an den sozialen Verhältnissen Siciliens geändert habe. Wie sich die Leichen von Pompeji unter der Lava des Vesuv, so haben sich unter der Lava des Ätna die herbsten Mißstände Siciliens konserviert. Diese dämonische Insel bereitet dem Königreiche Italien wie eine launische oder mißratene Lieblingstochter stete Sorgen. Die Berichte, die aus dem Munde unbefangener, den Herren und Knechten in Sicilien gleich wohlwollender Beobachter zu uns gelangen, schreien zum Himmel. Es ist, als ob sich an manchen Orten die Zustände aus den Tagen der Anjous, aus denen die Racheſaat der sicilischen Vesper hervorging, unausrottbar eingenistet hätten. Soll man es glauben, daß das Herrenrecht, das Jus primae noctis, in manchen Gegenden Siciliens noch besteht . . .?

Wohl begreiflich, daß in Momenten der Entrüstung aus der Volksseele Reminiscenzen an die sicilische Vesper wie Funken aus einem Vulkan aufsteigen, der erloschen schien. In einem Memorandum von Notabeln Palermos an die Adresse der Regierung des Quirinals war zu lesen: „Die Vesper ist kein Erzeugnis der Kombination, sondern wird mit unwiderstehlicher Kraft inspiriert, um in verhängnis-

voller Stunde auszubrechen und die regierende Macht zu zertrümmern" — Worte, die sich in dem berühmten Werke „Der Krieg der sicilischen Vesper" des Geschichtschreibers Michele Amari finden.

Die Sicilianer ziehen also noch immer an dem Strange der Vesperglocke. Die Vesper soll allerdings heute nicht den Fremden, diesmal nicht einmal den Franzosen gelten, die in Tunis wie vor den Thoren Siciliens lauern, sondern den das Volk bedrückenden Gutsherren, den Kommunen mit ihrer parasitischen Wirtschaft, den Gemeindetyrannen, den Organen der Regierung, die in Sicilien alle Autorität eingebüßt, den Präfekten, die ein Amt und keine Macht haben, den Gabellotti, den Zöllnern, die im Volke Siciliens kaum eine bessere Rolle spielen, als in den Evangelien.

Was sich in Sicilien zugetragen, war auch der Ausbruch der Erkenntnis, daß die historische Individualität der Insel von der zentralistischen Schablone erdrückt wird, die, eine Nachäffung des französischen Zentralismus, das Königreich Italien beherrscht. Die Fremden wissen diese Individualität mehr zu schätzen als die Italiener des Festlands, als die Regierenden in Rom; und so haben die Gebildeten von halb Europa an den Vorgängen in Sicilien Anteil genommen.

Wie viele, viele in Europa giebt es, zu deren trunkenem Auge die Natur Siciliens ihre farbengewaltige Sprache gesprochen und vor deren Seele aus den Tempelruinen Siciliens eine Vergangenheit voll herber Größe aufgestiegen! Sie alle begleiteten bewegten Herzens den sich unter Blitzen und Donnern entladenden Grimm der Sicilianer.

Es ist nicht seit gestern und heute, daß die Land-

bevölkerung Siciliens jene Laute ausspricht, die in der Sprache Dantes Dolenti note heißen würden. Diese Tragik bebt vielmehr von lange her in der Tiefe des sicilischen Volkstums. „Lo spasimo di Sicilia“ — „Die Kreuztragung von Sicilien,“ so heißt eines der edelsten Gemälde Rafaels. Heute eine Perle der Madrider Galerie, hing das Bild einst in der Kirche der heiligen Maria zur Kreuztragung in Palermo. Auch die Kreuztragung der Sicilianer war von jeher Gegenstand wehmütiger Schilderung sicilischer und nichtsicilischer Litteratur. Das Kreuz hatten den Sicilianern die Bourbonen, ihre Helfer, die Jesuiten, die schmarotzenden Höflinge, die wuchernden Latifundienbesitzer gezimmert. Die Natur, gütiger als jene Sklavenhälter, umspann dieses Kreuz mit Blumen, die aus vulkanischer Erde üppig sprießen. Die Fernerstehenden sahen nur die Blumen, nicht das Kreuz.

Die sicilischen Paschas trieben ihr Unwesen unter einem Himmel, der ewig lacht und ewig droht, unter einer Sonne, die in manchen Kindern dieses Eilands afrikanischen Stumpfsinn zeitigt.

Von dem übermächtigen Feuer dieser Sonne ist nur ein Schritt zu unterirdischer Tiefe, in die kein Strahl dringt. In der Nuova Antologia schilderte Jessie White Mario, eine in Italien allverehrte Engländerin, Witwe des republikanischen Politikers Alberto Mario, die Sicilia sotterranea von Girgenti. Hier sind junge Wesen verdammt in den Schwefelminen zu verblühen. In dem Umkreise dieser dunklen Stollen fehlen drei zum Leben so nötige A: abitazioni, acqua, alberi (Wohnungen, Wasser, Bäume). Die Leute schöpfen ihren Trunk aus sumpfigen Brunnen, essen nichts als eine wenig nahrhafte Polenta.

Sie sind fast bedauernswerter als jene Armen Kalabriens, deren einzige Speise Johannisbrot und Kastanien bilden, und erinnern in ihrem erbärmlichen Äußern an die Pellagra-Kranken in den Hospitälern zu Mantua und Mailand.

Ein Gegenstück zu diesen Jammergestalten sind die vielen Adscripti glebae in Sicilien, die unter Feudalherren vom Schlage Don Rodrigos, des berüchtigten lombardischen Gutstyrannen in Manzonis „Promessi sposi", und unter Feldhütern leiden, die nicht besser sind als die Bravi Don Rodrigos.

Die Notabeln Palermos, unter denen selbst Großgrundbesitzer sind, führten in ihrem Memorandum Klage über die Fronvögte in ihrer Mitte und luden die Regierung Italiens ein, die Citadellen der Unterdrückung zu stürmen.

Auch ein Gregorovius, der wiederholt in Sicilien weilte, hat, wie sehr er auch sonst dem um Kunst und Wissenschaft verdienten sicilischen Adel gerecht ward, auf die Ausbeutung des Landvolks durch die Grundbesitzer hingewiesen. Er warnt, man möchte nicht für das Elend blind bleiben, das in diesen Gärten der Hesperiden, diesem Eden der Welt herrsche. Er schreibt: „Wer dies herrliche Kulturland an den Höhen Partinicos betrachtet, mit seinen Weizenäckern und Weinbergen, seinen Baumwoll- und Sumachfeldern, seinen Orangen-, Feigen- und Ölgärten, glaubt ein Eldorado vor sich zu sehen. Allein niemand lasse sich über das von diesem saftigen Grün verschleierte Elend der arbeitenden Volksschicht täuschen. Der kleine Grundbesitz wird nach wie vor durch das große Kapital aufgesogen. Die „Lettere meridionali" Villaris haben noch zur Stunde ihre Geltung."

Den von Gregorovius citierten Menschenfreund ließen auch die Vorgänge des letzten Jahrzehnts nicht unberührt. Villari hat neuerdings die Zustände Siciliens aus der Nähe studiert.

Gleichwie in dem in Florenz lebenden Neapolitaner, den Italien heute seinen hervorragendsten Geschichtschreiber nennt, ist den Sicilianern überhaupt eine Schar von Naturforschern erstanden, die in den sozialen Verhältnissen der Insel wie der Pathologe in einem Leichname wühlten.

Sidney Sonnino, der spätere Schatzminister, und sein Freund Leopoldo Franchetti, ein Mitglied der bekannten mit den Rothschilds verschwägerten Finanziers-Familie, schwammen aus eigener Initiative zu den Brüdern jenseits der Meerenge, um ihre Leiden als Ärzte zu prüfen und als Menschen zu beweinen. In dem zweibändigen Werke „La Sicilia" legten die beiden Parlamentarier ihre Beobachtungen nieder.

Sonnino ist als Jude in Ägypten geboren. Unterdrückte Fellahs konnte er nicht nur in dem Lande Mizraim, wo seine Vorväter bei den Pharaonen fronten, sondern auch in Sicilien entdecken, wo ihm in Schwefelgruben und auf Maierhöfen nacktes Elend entgegenstarrte. Und Franchetti schenkte der gefährdeten Sicherheit, dieser leiblichen Schwester der Not, seine Aufmerksamkeit. Er ging der Räuberromantik nach und mühte sich, aus der Romantik den Jammer herauszuschälen.

Wenn man Franchetti glauben soll, so lauert noch immer in Sicilien hinter jedem Busch ein Räuber. Hätte Rubinstein die Schrift Franchettis gekannt, er würde den Schauplatz der Oper „Unter Räubern" nicht in die Nähe

Madrids, sondern in die Gegend von Catania oder Palermo verlegt haben. Die Gestalten seiner Pedro Torrez, Antonio, Perez, Rodrigo und Rullo spuken in Sicilien bei hellichtem Tag, nur daß sie andere Namen führen: Leone, Salpietra, Randezzo, Passafiume, Valvo, Di Pasquale.

Operndichter finden also noch immer in Sicilien ihre Rechnung. Fra Diavolo und Ernani haben dort ihresgleichen.

Schüsse knallen hinter Orangenbäumen. Die Räuber Siciliens sind aber diplomatisch, verhandeln mit den Familien, deren Angehörige sie entführen, wie von Macht zu Macht, nehmen von den Opfern das Lösegeld und schenken ihnen dafür das Leben.

Die Räuber Siciliens sind fromm und beten gern, sind jedoch nicht nur Christen, sondern auch Italiener. Ihren Patriotismus fassen sie in dem Namen Garibaldi zusammen. In ihren entlegensten Hütten prangt das Bildnis des Befreiers von Sicilien neben dem der Madonna.

Irren wir nicht, so war es Björnson, der von den Italienern im allgemeinen das kecke Wort gebrauchte, sie wären ein Volk von Genies und Banditen. Sicilien allerdings, das Land der Maffia, hat noch heute hart neben dem Genie manchen Banditen. Wollten wir ein frevles Spiel mit Worten treiben, wir würden sagen: Sicilien hat unter den Genies manchen Banditen, unter den Banditen manches Genie. Franchetti macht den Sicilianern den grausamen Vorwurf, „es sickere häufig bei den Personen aller Stände, ganz besonders, wenn sie von den Verbrechern nicht außergewöhnlich geschädigt worden, ein gewisses Gefallen an dem Brigantentypus durch, eine Neigung,

ihn zu einem ſagenhaften Typus zu geſtalten, ein Gefühl alſo, das bei einem Profeſſor der Litteratur ſehr natürlich genannt werden könnte, ſich aber bei Grundbeſitzern mit brennbaren Maierhöfen und Kornſcheunen nur ſchwer erklären läßt".

Gegen Franchetti zog der Sicilianer Luigi Capuana in einer unter dem Titel „Das heutige Sicilien" auch in deutſcher Sprache erſchienenen Schrift*) ins Feld.

Aber beſtätigt nicht der Sicilianer in manchen Punkten gerade das, was er widerlegen will? Sicilien, ſagt Capuana, ſei ein Land wie jedes andere auf Erden, nicht beſſer und nicht ſchlechter. Der klaſſiſche Bandit des vergangenen Jahrhunderts und der Räuber, den die glühende Phantaſie eines Alexander Dumas geboren, gehören nach Capuana in das Archiv der Romantik früherer Tage. Und doch weiß er von genialen Banditen neuerer Zeit zu erzählen, deren Wachſamkeit ſtärker geweſen ſei als alle Poliziſten, Karabinieri und Berſaglieri zuſammen.

Solche Klaſſiker unter den Räubern, die wie alle Klaſſiker durch die einfachſten Mittel wirken, waren Leone und Genoſſen. Es war bei Monte Pomeri, wo ein Leutnant mit ſeinen Karabinieri auf Leones Bande ſtieß. Der Schützer der öffentlichen Sicherheit glaubte ſchon die berüchtigten Geſellen eingefangen zu haben. Da legten ſich Leone und Konſorten in Hemdärmeln, neben ſich die doppelläufige Flinte, friedlich hin. Der Leutnant ſah nur harmloſe Männer mit dunkelbraunen Geſichtern und ſchwarzgelocktem Haar, und wie ſie ſo die untergehende

*) Überſetzt von Alfred Ruhemann.

Sonne beschien, glaubte er, es wären Feldhüter, die sich mit einander unterhielten.

Der genialste Brigant, von dem die Chronik Siciliens zu erzählen weiß, war Castrenze Tamburello in Roccamena, der überlegene Genosse des Bandenführers Rosolino Calabrese. Tamburellos jeweiliges Zusammentreffen mit der bewaffneten Macht endete damit, daß er mit dieser die Friedenspfeife rauchte.

An einem Novemberabend des Jahres 1876 stand Gevatter Castrenze an der Schwelle seines Hauses, die Hände in den Hosentaschen wie der erstbeste unbescholtene Staatsbürger. Karabinieri und Versaglieri hatten das Haus umzingelt. Der Kommandant trat auf Gevatter Castrenze zu:

„Seid Ihr Castrenze Tamburello?"

„Ja, Herr Leutnant."

„Wen habt Ihr im Hause, Tamburello?"

„Niemand."

„So öffnet die Flurthür."

„Bitte, sie ist offen."

„Gut, öffnet auch die Thür zum nächsten Zimmer."

„Es thut mir sehr leid, aber mein Bruder hat den Schlüssel."

„Wenn Ihr keinen Schlüssel habt, so sehe ich da ein Beil. Schlagt die Thür ein!"

„Trotz des Schadens, der mir daraus erwächst, gehorche ich, Herr Leutnant."

Gevatter Castrenze führt kaltblütig die ersten Hiebe, dann besinnt er sich eines Bessern: „Ich bin ein Mann der Ruhe. Hört, meine Herren, ich sage jetzt die Wahr-

heit. . . . Da drinnen sind in der That die Räuber, und bei ihnen der entführte Signorelli aus Castelvetrano. Wenn die Herren erlauben, so gehe ich zu den Leuten und spreche dafür, daß man ein Ende in Frieden mache."

Man ließ den biedern Castrenze ein. Rasch verschloß er die Thür hinter sich und rief seinen Genossen zu: „Gebt mir ein Gewehr, gebt Feuer!"

Die Büchsen knallten. Zwei Bersaglieri fielen. Gevatter Castrenze hatte durch Gleichmut und Schlauheit gesiegt.

Ein andermal stellt sich Castrenze krank und empfängt, angeblich fiebernd, den Kommandanten der Milizen von Mazzara, die den entführten Lilli suchen. Ein Kommandant und 35 Mann — man sollte glauben, sie könnten etwas ausrichten.

Der Kommandant setzt sich zum Bette des Patienten. „Wie geht's, Gevatter Castrenze?"

„Wie soll es gehen, lieber Herr Kommandant? Wie Sie sehen, leide ich sehr an Fieber. Ich habe es mir in Monreale geholt, von wo ich vor kurzem zurückgekehrt bin."

„Ich bedaure das sehr — —"

Und in diesem Ton geht das Gespräch zwischen dem Manne des Gesetzes und dem Banditen fort.

Die Räuber Siciliens verstehen aber nicht nur, Lebenskünstler und Schlauköpfe, sondern, wenn es gilt, auch Patrioten zu sein. Als die Revolution mit den Bourbonen aufräumte, stellten sich manche Banditen offen in den Dienst des nationalen Gedankens. In den Jahren 1847 und 1860 hatten die in der Vicaria von Palermo Eingekerkerten an ihre in Freiheit befindlichen Genossen eine Proklamation er-

lassen, in der sie, um den Bourbonen den Vorwand zu nehmen, die Revolution unschöner Thaten zu zeihen, aufforderten, keine Verbrechen zu begehen. Die Räuber Siciliens spielten also damals die Beschützer von Recht und Ordnung.

Werden die Räuber zu Polizisten, so ist es logisch, daß die Polizisten Räuber werden. Wenn die Polizei Siciliens den Räubern gegenüber erfolglos zu sein pflegt, so führt Capuana es darauf zurück, daß unter ihr selbst Räuber seien.

Theodor Mommsen allerdings hat der öffentlichen Ordnung Siciliens ein nicht schlechtes Zeugnis ausgestellt, indem er sagte: „Ich fühle mich in Sicilien sicherer, als zu nächtlicher Zeit im Berliner Tiergarten.“ Wenn aber die Notabeln Siciliens über die Schäden ihrer Heimat besser unterrichtet sind, als der deutsche Geschichtschreiber, so ist der Brigantaggio, die Entführung von Menschen und Herden, die Einhebung von Lösegeldern (taglie) noch immer eine alltägliche Erscheinung.

Die Notabeln Siciliens rufen: „So erfüllt die Regierung Italiens zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts die elementarste ihrer Pflichten, die der öffentlichen Sicherheit.“ Und dies sei nur eine von den vielen Plagen Siciliens.

Oh! mia Sicilia . . .

Das päpstliche Rom.

Eine Dominikanerpredigt.

Es war der Tag des heiligen Albertus Magnus, ein Sonntag. Da lud mich ein Monſignore ein, ihn in die Nationalkirche der Deutſchen, „Santa Maria dell' Anima," zu begleiten.

Abend war's, und nur wenige Kerzen ſänftigten das Dunkel des Gotteshauſes. Alles ſtimmte zur Andacht. Ich lehnte an einem Pfeiler, und Symbole des Todes umgaben mich. In römiſchen Kirchen begegnet man häufig neben plaſtiſchen und farbenprächtigen Werken der Kunſt Gerippen und allerlei Attributen des Todes, in Bild, Relief und Schrift dargeſtellt. Auch die Kirche dell' Anima iſt wie ein Friedhof. Ein Skelett neigte ſich zu mir herab, als ob es mich hätte umarmen wollen. Oben an der Decke lieſt man die Worte: Absolve Domine animas. Von der Wand tönt uns der Ruf entgegen: Vivens mori memor.

Ein Dominikaner beſtieg die Kanzel. Er war berufen, den großen Dominikaner des Mittelalters, Albertus, zu preiſen. Die weiße Taube, die in der Abenddämmerung

grau erschien, breitete von der Kanzeldecke her ihre Flügel über das Haupt des Predigers. Er sprach voll Begeisterung und wäre vielleicht in seiner Leidenschaft heftig geworden; da aber ermahnte ihn der Gekreuzigte in seiner Nähe zur Demut. Und zur Demut stimmte ihn der Friedhofshauch, der von den Gräbern ausging. Er rühmte den großen Albertus, der ein so mächtiges Wissen besessen, daß ihn die Zeitgenossen dem Teufel verbündet wähnten. Dann verlor sich der Prediger in allgemeinen Betrachtungen.

Seine Rede war ideenreich, und Ideen setzen sich im Geiste eines Zuhörers zu neuen Ideen um. Ich kann nur frei wiedergeben, was der Mönch sprach. Er sagte:

Geliebte Schwestern und Brüder in Christo! Wir feiern heute das Fest eines der edelsten Söhne unseres Ordens. Albertus hat für die Welt gewirkt und von ihr keinen Lohn begehrt. In stiller Zelle ist er dem Ewigen nachgegangen, hat er gelebt, geliebt, gelitten. Seine Summa Theologiae und die Summa de creaturis hat er nicht aus Eitelkeit und nicht mit Tinte geschrieben. Er schrieb seine Werke mit dem eigenen Herzblut, und sein Lohn war die innere Befriedigung. Sein Reich war das Mittelalter und er ein Mikrokosmos darin. Er war wie die erhabenen Dome der Ausdruck der Stimmung eines ganzen Weltalters. Das war eine Zeit der Zusammengehörigkeit aller Menschen. Wie sich die architektonischen Glieder eines mittelalterlichen Baues zu einem Ganzen, dem Abbilde des Katholizismus, vereinigen, so waren die Geister des Mittelalters Elemente einer einzigen religiösen Universalharmonie. Indem Albertus in seinem Denken die ganze Zeit, die ganze Welt, die Ewigkeit erschöpfte, lieh er seinem Leben Weihe.

Meine Schwestern und Brüder! Glaubet Ihr, daß Albertus oder Thomas oder Bonaventura um einen Tageserfolg gekämpft habe? Glaubet Ihr, daß sie keine Denker gewesen, weil sie fromm waren? Glaubet Ihr, daß das Wort Wert habe, wenn es nicht innige Überzeugung atmet?

Meine Schwestern und Brüder! Lasset mich mit der Vergangenheit das Heute vergleichen. Seit Jahren ist unser Heiliger Vater ein Gefangener in dieser ewigen Roma. . . Sie gehört jetzt den piemontesischen Fremdlingen, einst gehörte sie Christo selbst. Wieviele Barbaren, wieviele Völker hatten sich vergeblich gemüht, den Felsen Petr zu erschüttern! Meinet Ihr ernstlich, die Waffenmacht einiger Abenteurer sollte für die Dauer stärker sein, als die Blitze, die der Stellvertreter Gottes vom Vatikan entsendet? Der Fels Petri steht noch immer, er ist nicht weniger ewig als die Ewigkeit. Eine Burg der Religion ist der apostolische Palast, ein Altar Gottes der St. Peter. Und ewig sind die Gebäude alle, welche die großen Meister der Kirche zum Ruhme der Religion aufgeführt haben.

Betrachtet aber die neuen Straßen Roms, die neuen Bauten. Was sehet Ihr? In diesen Häusern wohnt nicht der große Gedanke der Zusammengehörigkeit des Menschengeschlechts; sie dienen nur einem materiellen Interesse. Viele fallen einen Tag, nachdem sie aufgebaut worden, ein. Es sind Ziegel, die der Mörtel der Idee nicht zusammenhält. Der Baumeister überwindet nicht durch lebendigen Geist die ohnmächtige Masse. Wie kläglich stehen diese neuen Kasernen neben den alten steinernen Heldengedichten da! So kläglich wie eine Großstadtzeitung neben Dantes Göttlicher Komödie, so kläglich wie ein

Kaffeehaus neben einem Dom, ſo kläglich wie ein Diplomat im Staatsfrack neben einem mittelalterlichen Denker in der Kutte! O, dieſe moderne Welt findet ihren Ausdruck in jenen armſeligen Gebäuden. Solche Menſchen leben nur dem Tage, und auch ihre Bauten ſind für den Tag. Ideenloſe Menſchen, ideenloſe Häuſer! All das moderne Zeug iſt auf Effekt berechnet; die alten Meiſter aber ſuchten Abbilder der Kirche, der Religion, der Wahrheit zu ſchaffen. Sie bildeten Kopieen der Ideen, und ihre Schöpfungen ſelbſt waren Ideen.

Schweſtern und Brüder! Die jämmerlichen Gebäude italieniſcher und fremdländiſcher Spekulation werden längſt Trümmerhaufen ſein, und die chriſtlichen Bauwerke werden noch immer von ſtolzer Höhe in Verachtung auf die zerbröckelten Krüppel herabſchauen. — — Und ſo werden auch die Schriften der heiligen Albertus und Thomas fortdauern, die neuen Senſationsſchriften aber wird der Hauch der Vergänglichkeit wegfegen, wie der Wind im Herbſt die Blätter vom Baume ſchüttelt.

Schweſtern und Brüder! Vergleichet die alte Kunſt, deren Denkmälern Ihr aller Orten in Rom begegnet, mit den Thaten moderner Virtuoſen — vergleichet den mittelalterlichen, chriſtlichen Gedanken in den alten Schriften mit den dickleibigen Bänden moderner Profeſſoren. Dort findet Ihr ewiges Kolorit und ewige Ideen, hier vergängliche Schilderung und vergängliche Gelehrſamkeit. Schwelgt auch heute der Künſtler im Umgange mit dem Unendlichen in jauchzenden Himmelstönen, liebt er in heiliger Verzückung wie die Farbenprediger von einſt? Und der moderne Gelehrte, iſt er nicht eher Techniker als

Denker? Dieſe Akademiker glauben nicht an Offenbarungen und innere Erleuchtung. Mitten im Lärm des Tages ſind ſie unfähig, von dem Geſange der Geiſter zu höherem Daſein aufgerufen zu werden.

Ihr kennet Rafaels „Cäcilia“. Die Heilige unterbricht ihr Spiel, da ſie die Engelsweiſen vernimmt, die vom Himmel dringen. So haben die großen Geiſter des Mittelalters ſinnend innegehalten, wenn ihnen lichtvolle Offenbarungen wurden. Schauet, Schweſtern und Brüder, wie auf jenem Gemälde die irdiſchen Inſtrumente zerbrochen auf Erden liegen und die Orgel der Heiligen verſtummt, da die himmliſchen Melodieen ertönen. Schauet, wie der heilige Paulus demütig die Schrift hält, da die hehren Klänge ſtärker ſind als ſelbſt die Schrift.

So war es einſt. Aber der moderne Menſch läßt nicht einmal die Zeitung beim Geſange der Geiſter aus Händen fallen. Er hört nicht mehr die Sphärenharmonieen und die ſeligen Töne der Himmelsharfen — er hört nur Marktgeſchrei und den Beifall der hohlen Menge.

Meine Schweſtern und Brüder! Nochmals, leſet die alten Schriften und leſet die neuen. — —

Unter dem heiligen Licht der Sterne, wenn die ganze Natur um dich ruht und Sehnſucht nach Ewigem dich bezwingt, mußt du die Gedanken faſſen, auf daß ſie bleibenden Wert haben. In feuriger Erwartung muß deine Seele des Weltgeiſtes harren, damit dieſer ſie in ſchöpferiſcher Liebe umarme. Schläft deine Seele unter dem weiten Firmament einen magiſchen Liebesſchlaf mit dem Weltgeiſte, ſo ſei gewiß, daß du einen ewigen Gedanken empfängſt. Wie Sendboten der Unſterblichkeit fallen die

Strahlen der Himmelslichter auf deinen in heiligem Traum befangenen Geist, und er ist glanzumflossen wie die Nacht, auf die ein Reich von Sternen niederscheint. Die Gedanken, die der Weltgeist in dir zum Leben geweckt hat, sprichst du dann vielleicht naiv, ohne Mithilfe des modernen technischen Apparats, ohne Virtuosität aus . . . Aber das Ewige bedarf nicht des Virtuosen, erschließt sich nur dem Denker und Künstler. . . . Die moderne Welt ist arm an Denkern, arm an Künstlern . . . reich an Professoren und Virtuosen. . . . Der Virtuose ahmt nur die Zeichen der Kunst nach, die Kunst ist ihm fremd. — — —

Meine Schwestern und Brüder! Wenige Ideen werden heutigen Tages geboren. Die Berühmtesten unter Euch mästen sich mit den Ideen der Vorzeit. Die alten Denker waren gute, schlichte Menschen, den modernen Schreibern dagegen fehlt alle Naivetät; sie sind raffiniert. Das wahrhaft Große aber ist stets naiv. . . . Der große Gedanke liebt das einfache, feierliche Kleid der Natur. . . . Sehet Euch dagegen die neuen Politiker und Journalisten an. . . . Schon ihr Antlitz ist banal. . . . Ihr lustwandelt ja täglich auf dem Pincio. Da trefft Ihr die Büsten berühmter Italiener, umgeben von Cypressen und Pinien und Palmen und Lorbeer. . . . Da findet Ihr auch manch einen, den das geistliche Gewand geschmückt: Thomas von Aquino und Rosmini und Secchi. Welche Hoheit strahlt von diesen würdevollen Gestalten aus! . . . Und welche Hoheit leuchtet aus den Zügen Dantes und Tassos und Leonardos und Rafaels! . . . Sie alle haben der Kirche treu gedient. . . . Wie klein ist etwa ein moderner Mensch vor jenen erhabenen Geistern der Vergangenheit! Wie wenig

können sich diese neuen Gecken mit den gebietenden Köpfen der Vorzeit messen: Sei es, daß ein herrlich voller Bart vom Gesichte Leonardos wallt — alles an ihm ist milde Denkerkraft; sei es, daß eine die ganze Menschheit bezwingende Gewalt von dem bartlosen Antlitz Dantes ausgeht. . . .

Und höret die Soldatenmusik, die das ketzerische Rom an sonnigen Tagen auf dem Pincio anstimmt. Das schmeichelt nur dem Ohr — Herz und Geist bleiben taub. Und ist denn der elegante Equipagenmob einer edleren Tonkunst würdig? . . . Es ist eine Menge, die sich zum Zeitvertreib aus aller Welt zusammengefunden hat. Ein Abbild des modernen Lust-Kosmopolitismus! Das Amusement ist an die Stelle der Religion getreten. . . . Ich weiß nicht, wie es diese glänzende Meute aus aller Herren Ländern auch nur wagt, an den alten Marmorbildern vorüberzugehen, ohne zu erröten. . . .

Meine Schwestern und Brüder! Soll ich mich im Angesichte des eitlen Lustpöbels meiner Tracht schämen? Nein, an dem Tage des großen Albertus tragen wir unser Kleid stolzer denn je zur Schau. Unser weißer Rock, Skapulier und Mönchskäppchen, unser schwarzer Mantel mit der Kapuze ist das vornehme Festgewand der Religion — der Frack, der Cylinderhut sind das charakterlose Zeichen unstäter Menschen. Stolz nennen wir uns Domini canes,*) Hunde des Herrn. Wie viele Unglückliche haben wir vom Joche befreit! Wir thaten es als Hunde

*) Eigentlich „Dominicani". Das auf „canes" hinüberleitende Wortspiel ist nur durch das italienische „cani" = „Hunde" möglich.

Das päpstliche Rom.

bevölkerung Siciliens jene Laute ausspricht, die in der Sprache Dantes Dolenti note heißen würden. Diese Tragik bebt vielmehr von lange her in der Tiefe des sicilischen Volkstums. „Lo spasimo di Sicilia“ — „Die Kreuztragung von Sicilien,“ so heißt eines der edelsten Gemälde Rafaels. Heute eine Perle der Madrider Galerie, hing das Bild einst in der Kirche der heiligen Maria zur Kreuztragung in Palermo. Auch die Kreuztragung der Sicilianer war von jeher Gegenstand wehmütiger Schilderung sicilischer und nichtsicilischer Litteratur. Das Kreuz hatten den Sicilianern die Bourbonen, ihre Helfer, die Jesuiten, die schmarotzenden Höflinge, die wuchernden Latifundienbesitzer gezimmert. Die Natur, gütiger als jene Sklavenhälter, umspann dieses Kreuz mit Blumen, die aus vulkanischer Erde üppig sprießen. Die Fernerstehenden sahen nur die Blumen, nicht das Kreuz.

Die sicilischen Paschas trieben ihr Unwesen unter einem Himmel, der ewig lacht und ewig droht, unter einer Sonne, die in manchen Kindern dieses Eilands afrikanischen Stumpfsinn zeitigt.

Von dem übermächtigen Feuer dieser Sonne ist nur ein Schritt zu unterirdischer Tiefe, in die kein Strahl dringt. In der Nuova Antologia schilderte Jessie White Mario, eine in Italien allverehrte Engländerin, Witwe des republikanischen Politikers Alberto Mario, die Sicilia sotterranea von Girgenti. Hier sind junge Wesen verdammt in den Schwefelminen zu verblühen. In dem Umkreise dieser dunklen Stollen fehlen drei zum Leben so nötige A: abitazioni, acqua, alberi (Wohnungen, Wasser, Bäume). Die Leute schöpfen ihren Trunk aus sumpfigen Brunnen, essen nichts als eine wenig nahrhafte Polenta.

Sie sind fast bedauernswerter als jene Armen Kalabriens, deren einzige Speise Johannisbrot und Kastanien bilden, und erinnern in ihrem erbärmlichen Äußern an die Pellagra-Kranken in den Hospitälern zu Mantua und Mailand.

Ein Gegenstück zu diesen Jammergestalten sind die vielen Adscripti glebae in Sicilien, die unter Feudalherren vom Schlage Don Rodrigos, des berüchtigten lombardischen Gutstyrannen in Manzonis „Promessi sposi", und unter Feldhütern leiden, die nicht besser sind als die Bravi Don Rodrigos.

Die Notabeln Palermos, unter denen selbst Großgrundbesitzer sind, führten in ihrem Memorandum Klage über die Fronvögte in ihrer Mitte und luden die Regierung Italiens ein, die Citadellen der Unterdrückung zu stürmen.

Auch ein Gregorovius, der wiederholt in Sicilien weilte, hat, wie sehr er auch sonst dem um Kunst und Wissenschaft verdienten sicilischen Adel gerecht ward, auf die Ausbeutung des Landvolks durch die Grundbesitzer hingewiesen. Er warnt, man möchte nicht für das Elend blind bleiben, das in diesen Gärten der Hesperiden, diesem Eden der Welt herrsche. Er schreibt: „Wer dies herrliche Kulturland an den Höhen Partinicos betrachtet, mit seinen Weizenäckern und Weinbergen, seinen Baumwoll- und Sumachfeldern, seinen Orangen-, Feigen- und Ölgärten, glaubt ein Eldorado vor sich zu sehen. Allein niemand lasse sich über das von diesem saftigen Grün verschleierte Elend der arbeitenden Volksschicht täuschen. Der kleine Grundbesitz wird nach wie vor durch das große Kapital aufgesogen. Die „Lettere meridionali" Villaris haben noch zur Stunde ihre Geltung."

Den von Gregorovius citierten Menschenfreund ließen auch die Vorgänge des letzten Jahrzehnts nicht unberührt. Villari hat neuerdings die Zustände Siciliens aus der Nähe studiert.

Gleichwie in dem in Florenz lebenden Neapolitaner, den Italien heute seinen hervorragendsten Geschichtschreiber nennt, ist den Sicilianern überhaupt eine Schar von Naturforschern erstanden, die in den sozialen Verhältnissen der Insel wie der Pathologe in einem Leichname wühlten.

Sidney Sonnino, der spätere Schatzminister, und sein Freund Leopoldo Franchetti, ein Mitglied der bekannten mit den Rothschilds verschwägerten Finanziers-Familie, schwammen aus eigener Initiative zu den Brüdern jenseits der Meerenge, um ihre Leiden als Ärzte zu prüfen und als Menschen zu beweinen. In dem zweibändigen Werke „La Sicilia" legten die beiden Parlamentarier ihre Beobachtungen nieder.

Sonnino ist als Jude in Ägypten geboren. Unterdrückte Fellahs konnte er nicht nur in dem Lande Mizraim, wo seine Vorväter bei den Pharaonen fronten, sondern auch in Sicilien entdecken, wo ihm in Schwefelgruben und auf Maierhöfen nacktes Elend entgegenstarrte. Und Franchetti schenkte der gefährdeten Sicherheit, dieser leiblichen Schwester der Not, seine Aufmerksamkeit. Er ging der Räuberromantik nach und mühte sich, aus der Romantik den Jammer herauszuschälen.

Wenn man Franchetti glauben soll, so lauert noch immer in Sicilien hinter jedem Busch ein Räuber. Hätte Rubinstein die Schrift Franchettis gekannt, er würde den Schauplatz der Oper „Unter Räubern" nicht in die Nähe

Madrids, sondern in die Gegend von Catania oder Palermo verlegt haben. Die Gestalten seiner Pedro Torrez, Antonio, Perez, Rodrigo und Rullo spuken in Sicilien bei hellichtem Tag, nur daß sie andere Namen führen: Leone, Salpietra, Randezzo, Passafiume, Valvo, Di Pasquale.

Operndichter finden also noch immer in Sicilien ihre Rechnung. Fra Diavolo und Ernani haben dort ihresgleichen.

Schüsse knallen hinter Orangenbäumen. Die Räuber Siciliens sind aber diplomatisch, verhandeln mit den Familien, deren Angehörige sie entführen, wie von Macht zu Macht, nehmen von den Opfern das Lösegeld und schenken ihnen dafür das Leben.

Die Räuber Siciliens sind fromm und beten gern, sind jedoch nicht nur Christen, sondern auch Italiener. Ihren Patriotismus fassen sie in dem Namen Garibaldi zusammen. In ihren entlegensten Hütten prangt das Bildnis des Befreiers von Sicilien neben dem der Madonna.

Irren wir nicht, so war es Björnson, der von den Italienern im allgemeinen das kecke Wort gebrauchte, sie wären ein Volk von Genies und Banditen. Sicilien allerdings, das Land der Maffia, hat noch heute hart neben dem Genie manchen Banditen. Wollten wir ein frevles Spiel mit Worten treiben, wir würden sagen: Sicilien hat unter den Genies manchen Banditen, unter den Banditen manches Genie. Franchetti macht den Sicilianern den grausamen Vorwurf, „es sickere häufig bei den Personen aller Stände, ganz besonders, wenn sie von den Verbrechern nicht außergewöhnlich geschädigt worden, ein gewisses Gefallen an dem Brigantentypus durch, eine Neigung,

ihn zu einem ſagenhaften Typus zu geſtalten, ein Gefühl alſo, das bei einem Profeſſor der Litteratur ſehr natürlich genannt werden könnte, ſich aber bei Grundbeſitzern mit brennbaren Maierhöfen und Kornſcheunen nur ſchwer erklären läßt".

Gegen Franchetti zog der Sicilianer Luigi Capuana in einer unter dem Titel „Das heutige Sicilien" auch in deutſcher Sprache erſchienenen Schrift*) ins Feld.

Aber beſtätigt nicht der Sicilianer in manchen Punkten gerade das, was er widerlegen will? Sicilien, ſagt Capuana, ſei ein Land wie jedes andere auf Erden, nicht beſſer und nicht ſchlechter. Der klaſſiſche Bandit des vergangenen Jahrhunderts und der Räuber, den die glühende Phantaſie eines Alexander Dumas geboren, gehören nach Capuana in das Archiv der Romantik früherer Tage. Und doch weiß er von genialen Banditen neuerer Zeit zu erzählen, deren Wachſamkeit ſtärker geweſen ſei als alle Poliziſten, Karabinieri und Berſaglieri zuſammen.

Solche Klaſſiker unter den Räubern, die wie alle Klaſſiker durch die einfachſten Mittel wirken, waren Leone und Genoſſen. Es war bei Monte Pomeri, wo ein Leutnant mit ſeinen Karabinieri auf Leones Bande ſtieß. Der Schützer der öffentlichen Sicherheit glaubte ſchon die berüchtigten Geſellen eingefangen zu haben. Da legten ſich Leone und Konſorten in Hemdärmeln, neben ſich die doppelläufige Flinte, friedlich hin. Der Leutnant ſah nur harmloſe Männer mit dunkelbraunen Geſichtern und ſchwarzgelocktem Haar, und wie ſie ſo die untergehende

*) Überſetzt von Alfred Ruhemann.

Sonne beſchien, glaubte er, es wären Feldhüter, die ſich mit einander unterhielten.

Der genialſte Brigant, von dem die Chronik Siciliens zu erzählen weiß, war Caſtrenze Tamburello in Roccamena, der überlegene Genoſſe des Bandenführers Roſolino Calabreſe. Tamburellos jeweiliges Zuſammentreffen mit der bewaffneten Macht endete damit, daß er mit dieſer die Friedenspfeife rauchte.

An einem Novemberabend des Jahres 1876 ſtand Gevatter Caſtrenze an der Schwelle ſeines Hauſes, die Hände in den Hoſentaſchen wie der erſtbeſte unbeſcholtene Staatsbürger. Karabinieri und Berſaglieri hatten das Haus umzingelt. Der Kommandant trat auf Gevatter Caſtrenze zu:

„Seid Ihr Caſtrenze Tamburello?“

„Ja, Herr Leutnant.“

„Wen habt Ihr im Hauſe, Tamburello?“

„Niemand.“

„So öffnet die Flurthür.“

„Bitte, ſie iſt offen.“

„Gut, öffnet auch die Thür zum nächſten Zimmer.“

„Es thut mir ſehr leid, aber mein Bruder hat den Schlüſſel.“

„Wenn Ihr keinen Schlüſſel habt, ſo ſehe ich da ein Beil. Schlagt die Thür ein!“

„Trotz des Schadens, der mir daraus erwächſt, gehorche ich, Herr Leutnant.“

Gevatter Caſtrenze führt kaltblütig die erſten Hiebe, dann beſinnt er ſich eines Beſſern: „Ich bin ein Mann der Ruhe. Hört, meine Herren, ich ſage jetzt die Wahr-

heit. . . . Da drinnen sind in der That die Räuber, und bei ihnen der entführte Signorelli aus Castelvetrano. Wenn die Herren erlauben, so gehe ich zu den Leuten und spreche dafür, daß man ein Ende in Frieden mache."

Man ließ den biedern Castrenze ein. Rasch verschloß er die Thür hinter sich und rief seinen Genossen zu: „Gebt mir ein Gewehr, gebt Feuer!"

Die Büchsen knallten. Zwei Bersaglieri fielen. Gevatter Castrenze hatte durch Gleichmut und Schlauheit gesiegt.

Ein andermal stellt sich Castrenze krank und empfängt, angeblich fiebernd, den Kommandanten der Milizen von Mazzara, die den entführten Lilli suchen. Ein Kommandant und 35 Mann — man sollte glauben, sie könnten etwas ausrichten.

Der Kommandant setzt sich zum Bette des Patienten. „Wie geht's, Gevatter Castrenze?"

„Wie soll es gehen, lieber Herr Kommandant? Wie Sie sehen, leide ich sehr an Fieber. Ich habe es mir in Monreale geholt, von wo ich vor kurzem zurückgekehrt bin."

„Ich bedaure das sehr — —"

Und in diesem Ton geht das Gespräch zwischen dem Manne des Gesetzes und dem Banditen fort.

Die Räuber Siciliens verstehen aber nicht nur, Lebenskünstler und Schlauköpfe, sondern, wenn es gilt, auch Patrioten zu sein. Als die Revolution mit den Bourbonen aufräumte, stellten sich manche Banditen offen in den Dienst des nationalen Gedankens. In den Jahren 1847 und 1860 hatten die in der Vicaria von Palermo Eingekerkerten an ihre in Freiheit befindlichen Genossen eine Proklamation er-

laſſen, in der ſie, um den Bourbonen den Vorwand zu nehmen, die Revolution unſchöner Thaten zu zeihen, aufforderten, keine Verbrechen zu begehen. Die Räuber Siciliens ſpielten alſo damals die Beſchützer von Recht und Ordnung.

Werden die Räuber zu Poliziſten, ſo iſt es logiſch, daß die Poliziſten Räuber werden. Wenn die Polizei Siciliens den Räubern gegenüber erfolglos zu ſein pflegt, ſo führt Capuana es darauf zurück, daß unter ihr ſelbſt Räuber ſeien.

Theodor Mommſen allerdings hat der öffentlichen Ordnung Siciliens ein nicht ſchlechtes Zeugnis ausgeſtellt, indem er ſagte: „Ich fühle mich in Sicilien ſicherer, als zu nächtlicher Zeit im Berliner Tiergarten.“ Wenn aber die Notabeln Siciliens über die Schäden ihrer Heimat beſſer unterrichtet ſind, als der deutſche Geſchichtſchreiber, ſo iſt der Brigantaggio, die Entführung von Menſchen und Herden, die Einhebung von Löſegeldern (taglie) noch immer eine alltägliche Erſcheinung.

Die Notabeln Siciliens rufen: „So erfüllt die Regierung Italiens zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts die elementarſte ihrer Pflichten, die der öffentlichen Sicherheit.“ Und dies ſei nur eine von den vielen Plagen Siciliens.

Oh! mia Sicilia . . .

Das päpstliche Rom.

Eine Dominikanerpredigt.

Es war der Tag des heiligen Albertus Magnus, ein Sonntag. Da lud mich ein Monſignore ein, ihn in die Nationalkirche der Deutſchen, „Santa Maria dell' Anima," zu begleiten.

Abend war's, und nur wenige Kerzen ſänftigten das Dunkel des Gotteshauſes. Alles ſtimmte zur Andacht. Ich lehnte an einem Pfeiler, und Symbole des Todes umgaben mich. In römiſchen Kirchen begegnet man häufig neben plaſtiſchen und farbenprächtigen Werken der Kunſt Gerippen und allerlei Attributen des Todes, in Bild, Relief und Schrift dargeſtellt. Auch die Kirche dell' Anima iſt wie ein Friedhof. Ein Skelett neigte ſich zu mir herab, als ob es mich hätte umarmen wollen. Oben an der Decke lieſt man die Worte: Absolve Domine animas. Von der Wand tönt uns der Ruf entgegen: Vivens mori memor.

Ein Dominikaner beſtieg die Kanzel. Er war berufen, den großen Dominikaner des Mittelalters, Albertus, zu preiſen. Die weiße Taube, die in der Abenddämmerung

grau erſchien, breitete von der Kanzeldecke her ihre Flügel über das Haupt des Predigers. Er ſprach voll Begeiſterung und wäre vielleicht in ſeiner Leidenſchaft heftig geworden; da aber ermahnte ihn der Gekreuzigte in ſeiner Nähe zur Demut. Und zur Demut ſtimmte ihn der Friedhofshauch, der von den Gräbern ausging. Er rühmte den großen Albertus, der ein ſo mächtiges Wiſſen beſeſſen, daß ihn die Zeitgenoſſen dem Teufel verbündet wähnten. Dann verlor ſich der Prediger in allgemeinen Betrachtungen.

Seine Rede war ideenreich, und Ideen ſetzen ſich im Geiſte eines Zuhörers zu neuen Ideen um. Ich kann nur frei wiedergeben, was der Mönch ſprach. Er ſagte:

Geliebte Schweſtern und Brüder in Chriſto! Wir feiern heute das Feſt eines der edelſten Söhne unſeres Ordens. Albertus hat für die Welt gewirkt und von ihr keinen Lohn begehrt. In ſtiller Zelle iſt er dem Ewigen nachgegangen, hat er gelebt, geliebt, gelitten. Seine Summa Theologiae und die Summa de creaturis hat er nicht aus Eitelkeit und nicht mit Tinte geſchrieben. Er ſchrieb ſeine Werke mit dem eigenen Herzblut, und ſein Lohn war die innere Befriedigung. Sein Reich war das Mittelalter und er ein Mikrokosmos darin. Er war wie die erhabenen Dome der Ausdruck der Stimmung eines ganzen Weltalters. Das war eine Zeit der Zuſammengehörigkeit aller Menſchen. Wie ſich die architektoniſchen Glieder eines mittelalterlichen Baues zu einem Ganzen, dem Abbilde des Katholizismus, vereinigen, ſo waren die Geiſter des Mittelalters Elemente einer einzigen religiöſen Univerſalharmonie. Indem Albertus in ſeinem Denken die ganze Zeit, die ganze Welt, die Ewigkeit erſchöpfte, lieh er ſeinem Leben Weihe.

Meine Schweſtern und Brüder! Glaubet Ihr, daß Albertus oder Thomas oder Bonaventura um einen Tageserfolg gekämpft habe? Glaubet Ihr, daß ſie keine Denker geweſen, weil ſie fromm waren? Glaubet Ihr, daß das Wort Wert habe, wenn es nicht innige Überzeugung atmet?

Meine Schweſtern und Brüder! Laſſet mich mit der Vergangenheit das Heute vergleichen. Seit Jahren iſt unſer Heiliger Vater ein Gefangener in dieſer ewigen Roma. . . Sie gehört jetzt den piemonteſiſchen Fremdlingen, einſt gehörte ſie Chriſto ſelbſt. Wieviele Barbaren, wieviele Völker hatten ſich vergeblich gemüht, den Felſen Petr zu erſchüttern! Meinet Ihr ernſtlich, die Waffenmacht einiger Abenteurer ſollte für die Dauer ſtärker ſein, als die Blitze, die der Stellvertreter Gottes vom Vatikan entſendet? Der Fels Petri ſteht noch immer, er iſt nicht weniger ewig als die Ewigkeit. Eine Burg der Religion iſt der apoſtoliſche Palaſt, ein Altar Gottes der St. Peter. Und ewig ſind die Gebäude alle, welche die großen Meiſter der Kirche zum Ruhme der Religion aufgeführt haben.

Betrachtet aber die neuen Straßen Roms, die neuen Bauten. Was ſehet Ihr? In dieſen Häuſern wohnt nicht der große Gedanke der Zuſammengehörigkeit des Menſchengeſchlechts; ſie dienen nur einem materiellen Intereſſe. Viele fallen einen Tag, nachdem ſie aufgebaut worden, ein. Es ſind Ziegel, die der Mörtel der Idee nicht zuſammenhält. Der Baumeiſter überwindet nicht durch lebendigen Geiſt die ohnmächtige Maſſe. Wie kläglich ſtehen dieſe neuen Kaſernen neben den alten ſteinernen Heldengedichten da! So kläglich wie eine Großſtadtzeitung neben Dantes Göttlicher Komödie, ſo kläglich wie ein

Kaffeehaus neben einem Dom, ſo kläglich wie ein Diplomat im Staatsfrack neben einem mittelalterlichen Denker in der Kutte! O, dieſe moderne Welt findet ihren Ausdruck in jenen armſeligen Gebäuden. Solche Menſchen leben nur dem Tage, und auch ihre Bauten ſind für den Tag. Ideenloſe Menſchen, ideenloſe Häuſer! All das moderne Zeug iſt auf Effekt berechnet; die alten Meiſter aber ſuchten Abbilder der Kirche, der Religion, der Wahrheit zu ſchaffen. Sie bildeten Kopieen der Ideen, und ihre Schöpfungen ſelbſt waren Ideen.

Schweſtern und Brüder! Die jämmerlichen Gebäude italieniſcher und fremdländiſcher Spekulation werden längſt Trümmerhaufen ſein, und die chriſtlichen Bauwerke werden noch immer von ſtolzer Höhe in Verachtung auf die zerbröckelten Krüppel herabſchauen. — — Und ſo werden auch die Schriften der heiligen Albertus und Thomas fortdauern, die neuen Senſationsſchriften aber wird der Hauch der Vergänglichkeit wegfegen, wie der Wind im Herbſt die Blätter vom Baume ſchüttelt.

Schweſtern und Brüder! Vergleichet die alte Kunſt, deren Denkmälern Ihr aller Orten in Rom begegnet, mit den Thaten moderner Virtuoſen — vergleichet den mittelalterlichen, chriſtlichen Gedanken in den alten Schriften mit den dickleibigen Bänden moderner Profeſſoren. Dort findet Ihr ewiges Kolorit und ewige Ideen, hier vergängliche Schilderung und vergängliche Gelehrſamkeit. Schwelgt auch heute der Künſtler im Umgange mit dem Unendlichen in jauchzenden Himmelstönen, liebt er in heiliger Verzückung wie die Farbenprediger von einſt? Und der moderne Gelehrte, iſt er nicht eher Techniker als

Denker? Dieſe Akademiker glauben nicht an Offenbarungen und innere Erleuchtung. Mitten im Lärm des Tages ſind ſie unfähig, von dem Geſange der Geiſter zu höherem Daſein aufgerufen zu werden.

Ihr kennet Rafaels „Cäcilia“. Die Heilige unterbricht ihr Spiel, da ſie die Engelsweiſen vernimmt, die vom Himmel dringen. So haben die großen Geiſter des Mittelalters ſinnend innegehalten, wenn ihnen lichtvolle Offenbarungen wurden. Schauet, Schweſtern und Brüder, wie auf jenem Gemälde die irdiſchen Inſtrumente zerbrochen auf Erden liegen und die Orgel der Heiligen verſtummt, da die himmliſchen Melodieen ertönen. Schauet, wie der heilige Paulus demütig die Schrift hält, da die hehren Klänge ſtärker ſind als ſelbſt die Schrift.

So war es einſt. Aber der moderne Menſch läßt nicht einmal die Zeitung beim Geſange der Geiſter aus Händen fallen. Er hört nicht mehr die Sphärenharmonieen und die ſeligen Töne der Himmelsharfen — er hört nur Marktgeſchrei und den Beifall der hohlen Menge.

Meine Schweſtern und Brüder! Nochmals, leſet die alten Schriften und leſet die neuen. — —

Unter dem heiligen Licht der Sterne, wenn die ganze Natur um dich ruht und Sehnſucht nach Ewigem dich bezwingt, mußt du die Gedanken faſſen, auf daß ſie bleibenden Wert haben. In feuriger Erwartung muß deine Seele des Weltgeiſtes harren, damit dieſer ſie in ſchöpferiſcher Liebe umarme. Schläft deine Seele unter dem weiten Firmament einen magiſchen Liebesſchlaf mit dem Weltgeiſte, ſo ſei gewiß, daß du einen ewigen Gedanken empfängſt. Wie Sendboten der Unſterblichkeit fallen die

Strahlen der Himmelslichter auf deinen in heiligem Traum befangenen Geist, und er ist glanzumflossen wie die Nacht, auf die ein Reich von Sternen niederscheint. Die Gedanken, die der Weltgeist in dir zum Leben geweckt hat, sprichst du dann vielleicht naiv, ohne Mithilfe des modernen technischen Apparats, ohne Virtuosität aus . . . Aber das Ewige bedarf nicht des Virtuosen, erschließt sich nur dem Denker und Künstler. . . . Die moderne Welt ist arm an Denkern, arm an Künstlern . . . reich an Professoren und Virtuosen. . . . Der Virtuose ahmt nur die Zeichen der Kunst nach, die Kunst ist ihm fremd. — — —

Meine Schwestern und Brüder! Wenige Ideen werden heutigen Tages geboren. Die Berühmtesten unter Euch mästen sich mit den Ideen der Vorzeit. Die alten Denker waren gute, schlichte Menschen, den modernen Schreibern dagegen fehlt alle Naivetät; sie sind raffiniert. Das wahrhaft Große aber ist stets naiv. . . . Der große Gedanke liebt das einfache, feierliche Kleid der Natur. . . . Sehet Euch dagegen die neuen Politiker und Journalisten an. . . . Schon ihr Antlitz ist banal. . . . Ihr lustwandelt ja täglich auf dem Pincio. Da trefft Ihr die Büsten berühmter Italiener, umgeben von Cypressen und Pinien und Palmen und Lorbeer. . . . Da findet Ihr auch manch einen, den das geistliche Gewand geschmückt: Thomas von Aquino und Rosmini und Secchi. Welche Hoheit strahlt von diesen würdevollen Gestalten aus! . . . Und welche Hoheit leuchtet aus den Zügen Dantes und Tassos und Leonardos und Rafaels! . . . Sie alle haben der Kirche treu gedient. . . . Wie klein ist etwa ein moderner Mensch vor jenen erhabenen Geistern der Vergangenheit! Wie wenig

können sich diese neuen Gecken mit den gebietenden Köpfen der Vorzeit messen: Sei es, daß ein herrlich voller Bart vom Gesichte Leonardos wallt — alles an ihm ist milde Denkerkraft; sei es, daß eine die ganze Menschheit bezwingende Gewalt von dem bartlosen Antlitz Dantes ausgeht. . . .

Und höret die Soldatenmusik, die das ketzerische Rom an sonnigen Tagen auf dem Pincio anstimmt. Das schmeichelt nur dem Ohr — Herz und Geist bleiben taub. Und ist denn der elegante Equipagenmob einer edleren Tonkunst würdig? . . . Es ist eine Menge, die sich zum Zeitvertreib aus aller Welt zusammengefunden hat. Ein Abbild des modernen Lust-Kosmopolitismus! Das Amusement ist an die Stelle der Religion getreten. . . . Ich weiß nicht, wie es diese glänzende Meute aus aller Herren Ländern auch nur wagt, an den alten Marmorbildern vorüberzugehen, ohne zu erröten. . . .

Meine Schwestern und Brüder! Soll ich mich im Angesichte des eitlen Lustpöbels meiner Tracht schämen? Nein, an dem Tage des großen Albertus tragen wir unser Kleid stolzer denn je zur Schau. Unser weißer Rock, Skapulier und Mönchskäppchen, unser schwarzer Mantel mit der Kapuze ist das vornehme Festgewand der Religion — der Frack, der Cylinderhut sind das charakterlose Zeichen unstäter Menschen. Stolz nennen wir uns Domini canes,*) Hunde des Herrn. Wie viele Unglückliche haben wir vom Joche befreit! Wir thaten es als Hunde

*) Eigentlich „Dominicani". Das auf „canes" hinüberleitende Wortspiel ist nur durch das italienische „cani" = „Hunde" möglich.

des Herrn. Als Zugtiere waren die Indianer eingespannt, und Bruder Las Casas ging wie ein Hund des Herrn hinter den Machthabern Spaniens, um sich der geplagten Nebenmenschen anzunehmen. Ja, das ist unser Ruhm: Wir sind Fratres prædicatores und Domini canes. Die Kirche wird ewig sein! Die Mönchsorden werden ewig sein! Die Dominikaner werden ewig sein! So hat es unser glorreicher Bruder Lacordaire in „Notre Dame" zu Paris verkündet: Die geistlichen Orden und die Eichen sterben nicht aus! Wir haben einen großen Wirkungskreis auf Erden: Noch giebt es Menschen genug, die wie Zugtiere den Lastwagen des Militarismus und des Plutokratismus ziehen. . . . Wir werden sie befreien als Hunde des Herrn. . . . Wir werden sie befreien unter der Ägide der Hunde des Herrn aus der Vorzeit. . . . Ein solcher Hund des Herrn war auch Albertus Magnus. Sein Name sei gebenedeit! — — —

Der Mönch hatte seine Predigt beschlossen. Er stieg von der Kanzel, nachdem er das hölzerne Kreuz geküßt. —

* * *

Wir hatten die Kirche verlassen. Mein Begleiter, der Monsignore, beglückwünschte den Dominikaner. Da trat ein junger, vornehmer Italiener auf den Mönch zu und sagte zu ihm: „Edler Frate, in Euch wohnt ein heiliger Eifer für Religion und Menschen. Frate, Ihr seid einer der würdigsten „Domini canes", die ich je gesehen. Ich stimme

Euch in vielen Punkten zu. Glaubet mir, daß ich manchmal geneigt wäre, den Salon mit der Zelle, den Frack mit der Kutte zu vertauschen. Aber ich meine doch — verzeiht mein Bekenntnis — daß die Kirche dereinst dem modernen Gedanken weichen werde. . . . Ihr habt ein Recht, dieses neue Rom zu verachten. Aber es ist ein Übergangsstadium. Waren die großen Geister Italiens, waren nicht auch Leopardi, Garibaldi und Mazzini erhabene Hunde des Herrn? — — Meint Ihr, daß die neue Roma, die Tochter des modernen Krämertums, eine Kapitale im Sinne jener großen Geister sei? — — Verzeiht meinen Freimut: Dieses Rom hat sich seit den wenigen Jahren italienischer Herrschaft nicht verschlechtert; es war früher noch ärger. Die geistlichen Hunde des Herrn waren greisenhaft und siech geworden — da kamen andere Hunde des Herrn, die ein bürgerliches Gewand anhatten. Auch sie vertrauten so wenig wie Ihr, ehrwürdiger Frate, auf die Artikel der neuen Zeitungsschreiber und das parlamentarische Gezänke der Deputierten. Aber der echten Hunde des Herrn giebt es jederzeit nur wenige. — — Sie werden wiederkommen; in diesem „den Göttern heiligen Lande" sind sie nie völlig ausgestorben. — — Frate, Ihr seid etwas parteiisch, Ihr nehmt alles für die Kirche in Anspruch. — — Geht doch wieder nach dem Pincio und betrachtet die in Marmorkraft dastehenden Hunde des Herrn. — — Waren nicht auch viele Feinde der Kirche darunter? Ihr trefft dort manche Euch verwandte Söhne des Dominikus, welche die heilige Kirche verbrannt hat. . . . Auch Giordano Bruno trug einst das Kleid des Dominikus — dann warf er es von sich. Hat er darum aufgehört, ein Hund des Herrn

zu sein? — — Als Hund des Herrn ist er auf dem Scheiterhaufen gestorben. . . . Und dort sehn einen anderen Sohn des Dominikus, den erhabenen Mönch Girolamo Savonarola. . . . Als Hund des Herrn hat auch er auf dem Scheiterhaufen geendet. . . . Oben auf dem Pincio stehen sie nun alle, Freund und Feind, friedlich nebeneinander. . . . Seid weiter ein Hund des Herrn; auch wir werden es verstehen, Hunde des Herrn zu sein. — — —"

Kardinal Galimberti.

Das war im Frühling 1893. Die Dämmerung des Abends lag über der Antichambre der Nuntiatur in Wien, die, auch wenn die Sonne scheint, nicht allzu hell ist.

Ich hatte bereits eine Weile gewartet. Da öffnete sich die Thür des Empfangsgemachs; ein Kirchenfürst von majestätischer Erscheinung trat heraus, und hinter ihm der Hausherr, Kardinal Erzbischof Galimberti — eine behäbige Gestalt, die von dem Gaste keineswegs vorteilhaft abstach.

Ich saß unbemerkt auf dem Sofa in einer dunklen Ecke und konnte wahrnehmen, wie der mir unbekannte Riese in der Soutane noch von der Thürschwelle weg vom Kardinal zum Fenster gezogen ward, und da zeigte ihm dieser den Platz mit dem Radetzkydenkmal, über den die

Gasflammen ihr fahles Licht goſſen. Und nun redete Se. Eminenz von neuem eindringlich auf den Fremden ein und machte bald runde, bald wieder abweiſende Bewegungen mit der Hand. Das Geſpräch ward italieniſch geführt. Galimberti hatte den Löwenanteil, der Fremde hörte größtenteils ſchweigend und aufmerkſam zu und warf nur bisweilen eine Bemerkung dazwiſchen. So ſtanden ſie geraume Zeit da, bis ſich der Gaſt endlich losriß, dem Kardinal die Hand drückte und von ihm bis zur äußerſten Thür begleitet wurde.

Jetzt erſt erblickte Se. Eminenz den Wartenden, und indem er mich durch das Empfangsgemach in ſein Arbeitszimmer führte, bemerkte er: „Der ungewöhnlich ſchöne Mann, den Sie hier ſahen, iſt der Erzbiſchof von Weſtminſter, Kardinal Vaughan, mein alter Freund und Genoſſe. Der Kardinal hat in einer ihm wichtig ſcheinenden Angelegenheit in Wien zu thun, und ich war glücklich, mit dem Nachfolger des berühmten Manning Gedanken auszutauſchen. Wir hatten einander ſo viel zu ſagen. Wir ſind jüngſt gleichzeitig von Sr. Heiligkeit mit dem Purpur belehnt worden, und ich hoffe, wir werden, an dieſe Fügung des Schickſals anknüpfend, in Zukunft in großen Dingen die gleiche Bahn wandeln. Wichtige Probleme der Zeit ſind noch beim Auseinandergehen von uns beſprochen und doch nicht zu Ende erwogen worden. . . .“

Ich konnte mir unſchwer vorſtellen, wie in dem ganzen Verlaufe der Geſpräche, die zwiſchen den beiden Kirchenfürſten ſtattgehabt, wohl der Italiener das anregende, in dem kühleren Engländer Funken weckende Element geweſen ſein und der Kollege von der Themſe ſich der diplomatiſchen

Überlegenheit des Römers, der klug und geſchmeidig wie eine Schlange war, hingegeben haben mochte. Und ſo hatte ſich noch in der Antichambre das Ungeſtüm des Staatsmannes der Kurie an dem engliſchen Prälaten verſucht, und Kardinal Galimberti glaubte wohl von Kardinal Vaughan als einem Überredeten und Überzeugten, einem Beſiegten und Gefangenen zu ſcheiden.

Das war ſo ſeine Gewohnheit. In ſchillernden Argumenten pflegte ſich ſeine Suada vor dem Zuhörer zu entwickeln, und wer den kleinen Fehler beging, zu vergeſſen, daß er ſeinen eigenen Kopf habe, war bald in den Maſchen des fein gewebten Netzes dieſes glatten, ſophismenreichen Diplomaten verſtrickt.

Sonſt war ſeine Rede ſo wenig elegant wie er ſelbſt. Weniger die Lingua Toscana, als die Bocca Romana verriet ſich in ſeiner Sprechweiſe. Zum mindeſten ſoviel Sakriſtei wie Salon war in ſeinen Redewendungen und ſeinem Gehaben. Der Typus des vollendeten Cortigiano war er keineswegs.

Aber gerade dieſe auf kampagnoliſche Abſtammung hinweiſende Urwüchſigkeit hatte etwas fremdartig Anziehendes. Wenn er den Kopf zur Seite geneigt daſaß, den Mund, wie das ſo ſeine Art war, liebenswürdig, faſt weiblich neckiſch verzog, aus ſeinen klugen Augen Blitze zuckten und auch die beredten Hände das Spiel der bewegten Seele mitſpielten, dann war man ganz bei ihm. Seine Perſönlichkeit war in hohem Grade durchgeiſtigt.

Er lebte ſtets diplomatiſche Gedankenprozeſſe durch. Das europäiſche Schachbrett ſtand vor ihm, und er ſchob und rückte vor dem Beſucher die Figuren. Wer ihn öfter

gesehen, wird sich erinnern, daß er keineswegs die Eigentümlichkeit hatte, seine Person hintanzusetzen. Das „Io", „Io" kam oft, sehr oft in seiner Rede vor. Hätte man sich versucht gefühlt, unter seiner Inspiration die zeitgenössische Geschichte zu schreiben, er wäre als der Atlas erschienen, der während eines Dezenniums (1880—1890) Europa auf den Schultern trug. Für ihn gab es nur eine staatsmännische Autorität, vor der er sich beugte. Das war Fürst Bismarck, dessen Name immer auf seinen Lippen schwebte. Mit dem Kanzler Deutschlands im Auftrage der Kurie in diplomatischen Noten verhandelt und sich auch zweimal mündlich auseinandergesetzt zu haben, war sein größter Stolz.

Galimbertis Wiener Thätigkeit beschränkte sich nicht auf die Beziehungen seines geistlichen Gebieters zum Habsburger Hofe, sondern erstreckte sich auch nach Preußen und Rußland.

Dem Fürsten Bismarck war es lieb, manchmal über Wien mit Rom zu verhandeln. Galimberti war darin glücklicher als Jacobini, sein mittelbarer Vorgänger in Wien, der den Fürsten an den heilenden Quellen von Gastein aufgesucht hatte.

Zum erstenmal trat Galimberti dem Kanzler gegenüber, als der Papst sich bei der Feier des neunzigsten Geburtstags Kaiser Wilhelms I. von Monsignore vertreten ließ. Um diese Mission ward er nicht nur von jenen Prälaten beneidet, die als Mitbewerber um das Vertrauen des Papstes rangen, sondern auch von Höheren, von Kardinälen, die den prunkenden Titel führten und nicht zur That aufgerufen wurden. Von einem Jour-

naliſten, einem franzöſiſchen Schweizer, begleitet, der Monſignores Ohr hatte, machte ſich dieſer an einem Märztage des Jahres 1887 über den Gotthard. Bald ſtand er vor dem gewaltigen Kanzler.

Die Diplomatie hat ihre Spielarten. Von Bismarck zu Galimberti ſpann ſich eine Skala von Nuancen. Der eine donnerte, der andere flüſterte, der eine drohte, der andere drehte, der eine ſchwur bei dem Gotte, der Eiſen wachſen läßt, der andere, ein Sohn römiſcher Gewohnheiten, ſchwur bei der Madonna und lächelte dabei graziös.

Es war eine heikle Miſſion, die Monſignore damals auf ſich nahm. Er hatte dem Strategen des Zentrums die Grüße des Papſtes zu überbringen. Die drei Abendſtunden aber, die Windthorſt und Galimberti mit einander verplauderten, waren peinlich genug für beide. Wohl hatte der Abgeſandte des Papſtes nicht Worte genug des Dankes und der Bewunderung für den Führer, der an der Spitze ſeiner Reiſigen im Reichstage für den Ruhm der heiligen Kirche ſtritt. Aber durfte dieſer päpſtlicher als der Papſt ſein? An jenem Abend mußte Windthorſt erkennen, daß Leo XIII., der keine Prinzipien reitet, ſondern Opportuniſt iſt, über den Kopf des Zentrums hinweg direkt mit der deutſchen Reichskanzlei verhandelte, und in dieſem Bewußtſein ſoll er im Geſpräche mit dem zukünftigen Nuntius manche Thräne vergoſſen haben.

In einer Zeit, als der Kardinal-Staatsſekretär Jacobini noch ſehr franzoſenfreundlich und wenig deutſchfreundlich war, hatte ſich bereits Galimberti in einer Serie von Artikeln im „Moniteur de Rome“ für den Ausgleich mit Preußen eingeſetzt. Bei einem Empfange im Hauſe des

französischen Botschafters trat der Kardinal auf den Monsignore zu und erkundigte sich nach dem Verfasser jener ihm sympathischen Artikel. Er beglückwünschte ihn, als er erfuhr, daß er den Autor vor sich habe.

Im Vatikan arbeitete man nun mit Ausdauer an dem Ausgleiche mit Preußen, und dabei dachte man nicht nur die Lage der deutschen Katholiken zu verbessern, sondern auch die Stellung der Kurie angesichts Europas und zunächst Italiens zu befestigen. In der That errang man Erfolg nach Erfolg, kam man Schritt für Schritt vorwärts. Man suchte die Niederlagen vergessen zu machen, die der fanatische Weltling Antonelli und vor ihm Lambruschini, das eifernde Werkzeug Gregors XVI., über das Papsttum gebracht hatten. Wiederum schien etwas von dem Geiste Consalvis, dem Geiste staatsmännischer Mäßigung über die Kurie gekommen.

Galimberti allerdings war noch viel, viel opportunistischer als Papst Leo XIII. Sobald er aus der Sphäre der Dogmen draußen war, kannte er nur ein einziges Ziel — den Erfolg, den allerunmittelbarsten Erfolg. Er war der große Konsiliarius der Kurie, wenn es galt, einen Ausweg aus einer verwickelten Situation zu finden. Er war der Meister, alle Verlegenheiten wegzulächeln. Er hatte die spezifische Begabung, einen Rückzug in Ehren anzutreten, eine den Schein rettende Formel für den Besiegten zu finden, dessen Niederlage nicht wahrgenommen werden soll.

Seine Gespräche lassen mir den im Mai 1896 in Rom Verstorbenen in diesem Lichte erscheinen.

* * *

Ich lernte den Wiener Nuntius durch ein Empfehlungsschreiben, das ich aus Rom überbrachte, im November 1888 kennen. Im Winter von 1892 auf 1893, will sagen dem letzten, den er in Wien zubrachte, sah ich ihn besonders häufig. Es war die heiße Zeit, in welcher der aus der sogenannten Wegtaufenfrage entstandene Konflikt zwischen Staat und Kirche in Ungarn zu einem Kulturkampfe zu werden drohte.

Die Liberalen Ungarns dürsteten nach Fortschritt, und das Parlament ging daran, ihn zu verwirklichen. Roms Vertreter in Wien nun hatte vielleicht mehr Verständnis für die Bedürfnisse der modernen Gesellschaft, als mancher ungarische Kirchenfürst, mancher streitbare Bischof. Er konnte in seinen Berichten nach Rom wohl kaum einem Kulturkampfe in Ungarn das Wort reden.

Die Opposition der ungarischen Bischöfe gegen die liberalen konfessionellen Gesetze, insbesondere die Civilehe ward bedenklich. Der Nuntius jedoch zeigte sich keinen Augenblick um eine diplomatische „issue“ oder, wie er sagte, „uscita“ verlegen. Er meinte, die Kirche könnte wohl an dem Gebäude ihrer Dogmen nicht rütteln lassen — doch da auch der Staat seine Rechte forderte, so müßte ein Kompromiß gefunden werden. Als die Regierung Spaniens sich gezwungen sah, die Civilehe einzuführen, hätte Galimberti, der damals im Staatssekretariat war, — so erzählte er es uns — dem Papst ein Projekt vorgelegt, durch das die unter Katholiken abzuschließende Civilfunktion nur eine Formalität wäre, in Wahrheit aber das Sakrament der Ehe gerettet würde. So wäre denn für Spanien die Form ausgedacht worden, daß sich der Civil-

beamte in der Kirche einfände, um die Thatsache zu registrieren, daß der Priester einen Ehebund gesegnet. Warum sollte man für Ungarn nicht einen ähnlichen Ausweg suchen? In Ungarn, dessen Bischöfe eine glänzendere Stellung hätten als die Kirchenfürsten anderer Länder und fast reicher dotiert wären als der Papst selber, könne und dürfe Rom keinen Kulturkampf ausbrechen lassen. Welch ein Bild fortdauernder mittelalterlicher Herrlichkeit böten doch mit ihrem Hofhalte diese Prälaten Ungarns — Fürsten, wahre Fürsten an Würde und Reichtum!

Einmal ging die Rede, der Nuntius würde, wenn er Wien verließe, Patriarch von Venedig werden. „Wie ärmlich," äußerte er sich damals, „sind doch die Kirchenfürsten Italiens gestellt! Der Patriarch von Venedig und die Erzbischöfe auch der allerersten Diöcesen haben eine Jahresrevenue von höchstens 25 000 Lire. Die vor Jahren erfolgte Einziehung der Kirchengüter seitens des Königreichs Italien hat zur Folge, daß manche Bischöfe, wenn ihnen der Papst nicht mit seinen Privatmitteln beispränge, Hungers sterben müßten." — „Aber," fügte er hinzu, „es ist ein vages Gerücht, wenn man mich als den zukünftigen Patriarchen von Venedig nennt. Was soll ich in Venedig anfangen? Gondelfahren oder die Tauben auf dem Markusplatze füttern? Ich vertrage nicht dieses stille Dasein, dieses süße Nirwana, diese Poesie des Todes. Ich habe in Rom in der großen Politik gelebt, bin hier in Wien in der Küche europäischer Staatskunst gestanden, bin noch ganz warm von ihr. Ich müßte wie ein Baum, der aus seinem Erdreiche entfernt ist, verdorren, würde ich nach den Lagunen versetzt. Ja, es treibt mich wieder mächtig

nach Rom, das die adäquateste Sphäre für mein Denken und Wirken ist."

Galimbertis Tage in Wien waren damals gezählt. Seit Wochen befand er sich im Besitze des Purpurs und führte darum nicht mehr den Titel „Nuntius", sondern „Pronuntius".

Sechs Jahre hatte er in dem alten, verwitterten, feuchten, wenig anheimelnden Hause „Am Hof" residiert.

Der Nuntius war in Wien nicht immer auf Rosen gebettet. Österreich-Ungarn ist ein Element des Dreibundes und muß darum der Einheit Italiens mit Rom als Hauptstadt gewogen sein. Wie katholisch nun auch der Wiener Hof ist, wie sehr auch die österreichische Regierung die römische Kirche begünstigt, so war man doch im Vatikan wegen der Allianz mit Italien Österreich gram, und der Nuntius mußte alle Geschicklichkeit aufbieten, um zwischen Rom und Wien Freundschaft zu bewahren.

Wie gesagt, der Kardinal stand damals nur noch mit dem einen Fuße in Wien, mit dem anderen schon in Rom. Ein Hof voll Ränke und Intriguen, Hof unter den Höfen ist der Vatikan. Manche Freunde harrten der neuen Eminenz in Rom, aber auch viele Gegner. Der Papst war ihm hold, der Staatssekretär Rampolla dagegen, der mehr Büßer als Politiker ist und, als Sicilianer unter den Bourbonen groß geworden, die Franzosen liebt und für die Deutschen nicht schwärmt, wollte seinem Wiener Kollegen nicht wohl, dessen Stärke es war, eine Schwäche für die Deutschen zu haben, die das Banner rationalistischen Fortschritts und der Nationalität durch die Welt tragen und Freunde Italiens sind, dessen patriotischer Sohn Kardinal Galimberti im Herzen war.

Ich erlaubte mir die Äußerung, Se. Eminenz werde wohl trotz mancher Schwierigkeiten, die für ihn aus dem Bündnisse Österreichs mit Italien resultierten, die schönsten Erinnerungen an Wien mitnehmen, worauf er den Kopf schüttelte und bemerkte: „Wien ist eine heitere Stadt mit prächtigen Gebäuden und einer reizenden Umgebung. Doch daß ich mich in der hiesigen Gesellschaft zurechtgefunden hätte, möchte ich keineswegs behaupten. Es ist wahr, mir stand nur ein beschränkter Kreis offen: Die offizielle Welt der Aristokratie. Die intellektuellen Anregungen nun, die ich empfing, waren allerdürftigster Art. Bin ich in Rom, so weiß ich, wie ich mir den Abend vertreibe. Ich spreche in diesem oder jenem Hause vor, verbringe ein Stündchen in zwangloser Konversation, finde immer Frauen von Grazie und Temperament, die mit Geschmack und richtigem Instinkt die neuesten Erscheinungen der Belletristik oder der Kunst beurteilen. Solche, ich will nicht sagen tiefe, aber immerhin spirituelle Kauserie, in der weiblicher Geist herrscht, hat unendlichen Zauber für einen Mann, dessen Beruf sich durch Staatsgeschäfte, diplomatische Komplikationen und kirchenrechtliche Kasuistik windet. . . . . Im Punkte der Geselligkeit, Signore, ward ich in Wien keineswegs verwöhnt. Die gesellschaftlichen Freuden, die ich hier genoß, erhoben sich selten über das Niveau banaler fashionabler Veranstaltungen. Ich will annehmen, daß die Geselligkeit der bürgerlichen Kreise etwas beseelter sei. In der höheren Sozietät Wiens kannte ich eine einzige Frau, die mit Anmut und Esprit zu sprechen wußte. Es war die Baronin B. R.; sie aber war, wie Sie wissen, eine Pariserin und ist nun tot. Wie gesagt, hier war

alles uniforme Massenrepräsentation. Nie habe ich angeregt und anregend bei kleinerer Tafelrunde von Geist zu Geist verkehren können."

Und jedes Wort bitter betonend, sagte der Kardinal: „Qui in Vienna nemmeno a prendere una tazza di brodo sono mai stato invitato in intimità." (Hier in Wien bin ich nie auch nur zu einem Teller Suppe in einen intimen Zirkel geladen worden.) Als Vertreter des Heiligen Stuhls sei er der Doyen des diplomatischen Korps gewesen — an ermüdenden offiziellen Fêten habe es nicht gefehlt. Am Tage des fünfzigjährigen Bischofsjubiläums Sr. Heiligkeit sei er gezwungen gewesen, durch mehrere Stunden zu empfangen — eine Dame der Aristokratie nun habe ihm dasselbe gesagt wie die andere. „Mai ho incontrato una tale ignoranza." (Eine solche Unwissenheit ist mir nie vorgekommen.) Umsonst hätte er sich in Wien bemüht, in denjenigen, welche Schützer und Stützen der Kirche zu sein vorgäben, eine innere Beziehung zu ihr zu entdecken. „Es fehlt diesen Leuten alle Vertrautheit mit der Poesie und Kunst des Katholizismus. Sie kennen nur die Toilette des kirchlichen Lebens, nicht den Geist. Sie sprechen von der Religion und fühlen sie nicht — fühlen sie nicht als solche, als die sie Papst Leo XIII. in seinen früheren Hirtenbriefen verherrlicht, man möchte sagen, besungen hat. Sie fragten manchmal nach dem Papst, aber stets nur nach dem Persönlichen, nach seinen äußeren Gewohnheiten. Kein Mensch aber hatte das Bedürfnis, nach seinem geistigen Typus zu forschen."

Auch an der Geistlichkeit mußte ihn in Österreich manches befremden. Er fragte sich, nicht als Nuntius,

sondern als Italiener, und nicht in der Öffentlichkeit, sondern im Herzen, wie es komme, daß es in Italien Priester giebt, die mit allen Fasern an ihrer Nation hängen, während die Mitglieder des österreichischen Klerus, auch wenn sie noch so deutsch geboren sind, zu Renegaten an ihrem Volke, zu Hassern und Verfolgern des deutschen Namens werden. Er mag auch darüber nachgedacht haben, ob die Kirche in Österreich politisch ist, wenn sie allen Fortschritt zu hemmen sucht. Der römische Diplomat war wohl Italiener genug, um der Aufklärung weniger gram zu sein, als es die Prälaten Österreichs sind.

Der Kardinal ging ganz in der Politik auf.

Wäre es den Päpstlichgesinnten gestattet worden, zu den Urnen zu schreiten, er hätte sich vielleicht in jüngeren Jahren um ein parlamentarisches Mandat beworben.

Daran, daß er nur Diplomat war, fand seine politische Unersättlichkeit kein Genüge. Schwer litt er, weil er nicht kommandieren, nicht von der Staatskanzlei aus die Tendenz der Kurie, in den Gang der Welt einzugreifen, in großen Kundgebungen ausstrahlen lassen durfte. Wie gern wäre er Staatssekretär geworden, wie war er dem, der es thatsächlich war, abhold!

Eines Abends kam er auf den auch ihm wenig gewogenen Kardinal Rampolla in den härtesten Ausdrücken zu sprechen: „Die diplomatischen Noten, die er an uns, die Nuntien, schickt, sind eines Staatsmanns unwürdig. Man sieht ihnen nicht an, daß sie ein Mann abgefaßt, der das Amt bekleidet, das einst ein Consalvi durch seinen hohen Geist geadelt hat. Ein Bauer könnte so etwas geschrieben haben."

Die Hoffnung, selbst einstens Staatssekretär zu sein, scheint Galimberti nie ganz aufgegeben zu haben. Der Illusion aber, daß er je Papst werden könnte, hing er nie nach. Er wußte, daß er nicht im Rufe der Heiligkeit stehe, daß seine Kollegen auch seine galanten Neigungen kannten. Doch als Führer seiner Partei beim zukünftigen Konklave für einen Kandidaten seiner Wahl mit Entschiedenheit einzutreten, war sein Vorsatz. Er hegte die Zuversicht, die Kardinäle Österreich-Ungarns, Deutschlands, der Erzbischof von Westminster und einige italienische Freunde würden zu ihm halten und einen opportunistischen Staatsmann, der den Heiligen Stuhl mit dem Königreiche Italien versöhnen möchte, zum Papst wählen. Doch gab er die Möglichkeit zu, daß eine Art Schattenkönig, ein Figurant die Dreikrone gewänne.

„Europa," belehrte er uns einmal, „ist jetzt wenig konsolidiert, befindet sich in einem Provisorium. Der Vatikan nun, dessen Politik die Resultierende der europäischen Stimmungen und Strömungen darstellen und sich als ausgleichende Gerechtigkeit geben sollte, könnte ebenfalls das Verlangen nach einem Provisorium empfinden. Dann würden die Kardinäle so wählen, daß sie sich nicht durch einen Papst, dessen Persönlichkeit auf eine lange Regierung hindeutete, auf unabsehbare Zeit engagierten. Im gegenwärtigen Europa ist Frankreich das politische Ferment, und nichts läßt die Annahme zu, daß es sein zersetzendes Treiben aufgeben werde. Wenn das Konklave unter dem Zeichen eines so desorganisierten Europa zusammentritt, so könnte leicht aus den einander bekämpfenden, einander bedrängenden Meinungen ein harmloser, ge-

brechlicher Greis als Papst hervorgehen. Das Heilige Kollegium gäbe so zu erkennen, daß vom päpstlichen Thron aus keine individuelle Politik gemacht, sondern abgewartet werden sollte, bis ein großer Krieg das waffenstarrende Europa von dem kriegerischen, faulen Frieden oder ein großer, wirklicher Friede von dem Kriege im Frieden erlöst hätte. Wenn Gott dann diesen provisorischen siechen Papst von der Erde abberufen hat, so besteigt nach einem neuen Konklave innerhalb der geklärteren Lage ein abgeklärter Mann, ein wirklich politischer Papst den Thron."

Ein anderesmal, kurz nach der Wahl Dr. Kohns zum Erzbischof von Olmütz, äußerte sich der Nuntius: „Sehen Sie, da ist auf den exklusivsten und bestdotierten unter den Bischofssitzen Österreichs ein Prälat erhoben worden, der im Hintergrunde stand und als Kandidat für den heiß umstrittenen Posten gar nicht genannt war. So kann es auch beim Konklave geschehen, daß derjenige gewählt wird, der klug genug war, nicht zu kandidieren." Damals rechnete Galimberti, wie ich zu erkennen glaubte, damit, daß Kardinal Di Pietro einst Papst würde.

* * *

Galimberti hatte das Glück gehabt, in seiner priesterlichen Laufbahn als Lehrer zu beginnen und als Publizist fortzufahren. Ein Lehrer muß die Stimmung seiner Schüler, ein Publizist die seiner Leser in sich erfahren haben, ehe diese selber sie kennen. Eine ausgezeichnete Vorschule für einen Diplomaten — eigentlich noch wichtiger, als daß er ein Graf sei, was doch in gewissen Ländern,

wie in Oesterreich, schon wichtig genug ist. Galimberti schaute also auf eine Vergangenheit zurück, die das ehrenvolle Dasein eines Mannes war, der sich selbst gemacht hatte, ehe er die Politik des heiligen Stuhls machte.

Er war ein Römer, geboren 1836. Jünger der Theologie, fand er Gefallen am Studium der Geschichte und des Kirchenrechts. Er ward Professor der Geschichte an dem Collegio di propaganda fide.

In die Regierung Gregors XVI. fiel seine Kindheit. An den Zeloten aus Belluno, der die Kutte des Kamaldulensers getragen und Mönch auch auf dem Stuhle Petri blieb, erinnerte sich Galimberti nur dunkel. Das Pontifikat Pius' IX. war seine Lehrzeit. Er hat keine Wanderjahre durchgemacht. Er lernte und lehrte und trat unter dem neuen Papst Leo XIII. in seine Meisterjahre.

Der Professor träumte vielleicht gar nicht, daß sein Name über den Kreis seiner mehr lokalrömischen, von dem priesterlichen Berufe eingeengten Beziehungen hinausstreben werde, als er eines Tages zum Papst berufen ward, der ihn in schmeichelhaften Worten zu den Journal-Artikeln beglückwünschte, in denen Monsignore einer opportunistischen Politik das Wort geredet hatte. Leo XIII. zürnte den Intransigenten, dem französischen Kardinal Pitra und dessen Publizisten Des Houx, die im „Journal de Rome" ihr Unwesen trieben. Galimberti riet nun dem Papst zur Gründung eines neuen Blatts. So trat der „Moniteur de Rome" ins Leben. Monsignore übernahm die Leitung dieses Journals, das mehr dem Auslande als den Italienern die Absichten der Kurie interpretieren sollte.

Lange früher hatte Galimberti in Kardinal Franchi

einen Gönner gefunden. Franchi, ein phantastischer, aber sonst maßvoller, der Aussöhnung des Heiligen Stuhls mit Deutschland zugethaner Kirchenfürst, hatte sich beim Konklave, indem er manche ihm zugedachte Stimme auf Kardinal Pecci lenkte, den neuen Papst zu Danke verpflichtet, und dieser ernannte ihn zum Staatssekretär. Daß es so kommen würde, hatte Monsignore Galimberti in der „Gazzetta d'Italia" prophezeit, in der er die Eventualitäten des Konklaves erörterte. Er begleitete seinen Protektor, den Kardinal, zum Petersplatz, als dieser im Begriffe war, die vatikanische Gefangenschaft anzutreten, in die sich die Kardinäle, wenn auch nicht, wie der verstorbene und der zukünftige Papst, für Jahre, doch wenigstens für Tage begeben sollten. Als alles vorüber war und Monsignore als einer der ersten den Kardinal zu begrüßen kam, hörte er aus dessen Munde, daß der neue Papst, als er nach der Wahl wie alle Eminenzen auch den Kardinal Franchi umarmte, diesem zugeflüstert habe: „Eminenza, collaboreremo insieme" (wir werden zusammen arbeiten). So durfte Galimberti seinen Patron als zukünftigen Staatssekretär beglückwünschen.

Der Geburtstag des Diplomaten Galimberti fällt in das Jahr 1882. Monsignore kam aus dem Redaktionsbureau des „Moniteur de Rome" in die Staatskanzlei. In der kurzen Zeit, die er als Unterstaatssekretär Jacobinis arbeitete (1885 bis 1887), half er seinem Chef, der krank darniederlag, zu manchem Erfolg. In diese Zeit fällt der Streit zwischen Deutschland und Spanien um die Karolinen, den der Papst zu schlichten hatte. Galimberti wirkte dabei mit und war es auch, der das Konkordat zwischen

Kurie und Portugal betreffs Einrichtung der Hierarchie in den indischen Besitzungen Portugals ausarbeitete.

Auch dem Problem, daß das Protektorat über die Christen Chinas vom Elysée an den Vatikan fiele, widmete sich Galimberti. Da Freycinet mit Abbruch der diplomatischen Beziehungen zum Heiligen Stuhl drohte, falls der Papst einen Vertreter nach der Hauptstadt des himmlischen Reiches entsendete, ließ Leo XIII. die Frage in Schwebe.

Mit Unrecht genoß Galimberti in Frankreich den Ruf, ein Franzosenfeind zu sein. Er schwärmte nicht gerade für die unberechenbaren Politiker an der Seine, aber Gallophobe war er darum keineswegs.

Die Franzosen leiden, seitdem sie vor drei Decennien das Unglück hatten, von Deutschland besiegt zu werden, an Hypochondrie und bilden sich ein, Feinde zu haben, die es in Wirklichkeit nicht sind. So riefen sie Francesco Crispi, so riefen sie Monsignore Galimberti als grimmigen Widersacher Frankreichs aus. Es ist wahr, die beiden Italiener hatten die Eigentümlichkeit, daß sie die Macht, die sie vertraten, die Partei des Starken, das ist Deutschlands, nehmen ließen. Leo XIII. hat keinen unpopuläreren Schritt gethan, als seine getreuen deutschen Zentrumsstreiter dem Genius Bismarcks auszuliefern; dieser handelte nicht weniger unvolkstümlich, als er in einer inneren deutschen Angelegenheit die Hilfe Roms anrief. Und da das Septennat die Spitze gegen Frankreich kehrte und Galimberti es war, der das an den Nuntius in München gerichtete Dokument abfaßte, das die Unterschrift des schwerkranken, des sterbenden Jacobini trug und den Welfen Windthorst meisterte, so erntete Monsignore Haß an der Seine.

Der Kardinal, der sich vom Publizisten zum Diplomaten entwickelt hatte, blieb in der Art zu denken dem einstigen Berufe treu. Er lebte mit dem Tage und den Ereignissen. Journale und politische Flugschriften waren seine Lieblingslektüre. Er ging dem politischen Klatsch bis in die Spalten der „Nouvelle Revue“ und der „Revue Bleue“ nach. Lächelnd rühmte er sich nach solcher Lektüre, neben Crispi der von den Franzosen meist gehaßte Italiener zu sein. Auch in Wien ward ihm manches Produkt französischer Vipern, die ihr publizistisches Gift über ihn ausspritzten, in die Hände gespielt. „Ich bin nun einmal,“ sagte er, „der erkorene Liebling Madame Adams, der Egeria des Elysée. Man kann es mir in Frankreich nicht vergessen, daß der Ausgleich der Kurie mit Preußen, an dem ich mit Überzeugung mitgearbeitet, zum Ausgangspunkte für meine politische Karriere ward.“

Es gab Leute, welche meinten, diese Karriere könnte sich noch in aufsteigender Bahn bewegen und der Kardinal zur leitenden Stellung berufen werden, um seine nicht gewöhnliche Schlauheit zum Besten der Kurie einzusetzen.

Wiederholt hieß es, der Papst würde seinem Lieblingsdiplomaten Gelegenheit geben, der Welt zu zeigen, daß er ein Consalvis würdiger Nachfolger wäre. Aber Leo XIII. wechselt nicht gern seine Diener, und Galimberti, älter als Rampolla, wurde nicht gerufen, unter den geographischen Fresken Alexanders VIII., den „Landkarten“, mit der Weltkarte Europas zu spielen. Als er einst in diesen Räumen an der Seite Monsignore Mocennis, Titularerzbischofs von Heliopolis, wirkte, der später gleichzeitig mit Galimberti den roten Hut empfing, war er der weit überlegene Geist.

Auch im Kollegium der Kardinäle machte Galimberti seine diplomatische Superiorität geltend, durch die er sich freilich Neider erweckte.

Er hatte viel Feind' und viel Ehr'. Die Jesuiten haßten und verfolgten ihn und reichten ihm, wenn auch nicht in Pokalen, so doch in Pamphleten manches Gift. Wenn man französischen Stimmen trauen darf, so wäre er der böse Genius das Papsttums gewesen, der frivoler Weise die Kurie an die deutsche Reichskanzlei ausgeliefert und keinen höheren Ehrgeiz besessen hätte, als ein Agent zuerst des Fürsten Bismarck jenseits der Engelsbrücke und dann der Tripelallianz in Wien zu sein.

Es giebt kein Schmähwort, das sich nicht über ihn ergossen hätte. Laien schrieen über ihn mit einer Hypokrisie voll geistlicher Salbung, Geistliche, darunter Söhne Loyolas, in einem weltlichen Ton voll Eifersucht und Galle.

Neben manchem Tadel von seiten gerechter Beurteiler erwuchs ihm zuletzt in Rom auch Mißgunst und Haß von seiten seiner Nebenbuhler. Sein Rat ward selten eingeholt, seltener noch befolgt, sein Stern schien im Erbleichen. Er war nicht Philosoph genug, um Trost in der Erkenntnis seines persönlichen Werts zu finden. Die Ambition, die ihn früher aus kleinen Anfängen zur Höhe der Macht hinaufgetragen, vergällte ihm seine letzten Jahre. Und so mochte er, der von Wien voll Hoffnung nach Rom zurückgeeilt war, als er sich um den seiner Begabung und seinem Ehrgeize entsprechenden Einfluß gebracht sah, lange bevor er starb, melancholisch ausrufen:

Anche a Roma si muore!

Kardinal Sanfelice.

Er war ein Dezennium lang, das letzte seines Lebens, das ein vorzeitiger Tod abgeschlossen, Held des Tages. Man sprach allerorten von seiner stattlichen Erscheinung, der Hoheit seines Auftretens, der idealen Schönheit seiner Gesichtszüge, der Heiligkeit seiner Lebensführung, seiner priesterlichen Barmherzigkeit, die fast mit jener des großen Carlo Borromeo verglichen werden könnte. Man stellte ihn dar als die Taube mit dem Ölzweige im Munde, die den Italienern die Heilsbotschaft bringen würde, daß die Wogen des Kampfes zwischen Staat und Kirche abgelaufen, daß Friede auf Erden geworden. Als Hoherpriester schritt er ihnen einher, der berufen wäre, Eintracht zwischen Vatikan und Quirinal, zwischen Papst und König, zwischen der Dynastie des heiligen Petrus und jener des Hauses Savoyen zu stiften.

Es ist schwer zu unterscheiden, wie viel von der Wohlmeinung der Welt auf die Rechnung der wirklichen Eigenschaften, Vorzüge und Verdienste des Erzbischofs von Neapel zu setzen und wie viel zurückzuführen war auf das von ihm mit Ausdauer und Erfolg gepflegte theatralische Bedürfnis, in aller Munde zu sein.

Herzog Guglielmo Sanfelice di Acquavella hatte nie die Berührung mit der Öffentlichkeit gemieden. Wie eine liebenswürdige Primadonna, die nur in regem Zusammenmenleben mit dem Publikum Genüge findet, nahm er gern die ihm vom Volke zugeworfenen Sträußchen entgegen, er-

klassischen Studien. Zwischen Cava, wo er dann als Professor wirkte, Neapel und Rom, wohin es ihn oft ad limina apostolorum zog, spielte sich sein stilles Leben ab, bis Leo XIII. kurz nach seiner Thronbesteigung den Mann von vornehmer Wiege und auch vornehmem Gemüt aus der Idylle des lernenden und lehrenden Mönchs herausriß und zum Erzbischof der lärmendsten Stadt Italiens bestellte.

Dort sahen wir ihn eines Tages im Mittelpunkte eines malerisch vielfältigen und dramatisch bewegten kirchlichen Theaters.

Das war ein berauschend schöner Maiensonnabend des Jahres 1888. Festlich strahlte der Golf, üppig blühten die Bäume der Villa Reale, sybaritisch duftete es überall, und zu diesem Frühlingsfestgelage, durch das die Natur die Menschen herauszufordern schien, die Hände, die arbeiten müssen, in den Schoß zu legen und sich ganz dem Genusse zu weihen, stimmte auch das Straßenbild, das die Stadt und namentlich der Toledo, die via triumphalis neapolitanischen Treibens, bot.

Ich war Nachmittags mit dem Zuge aus Rom angelangt und besuchte bald die Schriftstellerin Mathilde Serao. Auch sie eine jener dämonischen Pflanzen, die das Teufelsparadies von Neapel hervorgebracht! Die schwarze, glutäugige Signora stand auf der Höhe ihres Schaffens, hatte kurz zuvor den fünften Roman geschrieben und das vierte Kind geboren. Ich traf sie an der Arbeit in der Redaktion des „Corriere di Napoli", dessen Eigentümer der reiche italianisierte Grieche Matteo Schilizzi war. Die Fremden kennen seinen Namen aus dem pom-

Die Hoffnung, selbst einstens Staatssekretär zu sein, scheint Galimberti nie ganz aufgegeben zu haben. Der Illusion aber, daß er je Papst werden könnte, hing er nie nach. Er wußte, daß er nicht im Rufe der Heiligkeit stehe, daß seine Kollegen auch seine galanten Neigungen kannten. Doch als Führer seiner Partei beim zukünftigen Konklave für einen Kandidaten seiner Wahl mit Entschiedenheit einzutreten, war sein Vorsatz. Er hegte die Zuversicht, die Kardinäle Österreich-Ungarns, Deutschlands, der Erzbischof von Westminster und einige italienische Freunde würden zu ihm halten und einen opportunistischen Staatsmann, der den Heiligen Stuhl mit dem Königreiche Italien versöhnen möchte, zum Papst wählen. Doch gab er die Möglichkeit zu, daß eine Art Schattenkönig, ein Figurant die Dreikrone gewänne.

„Europa," belehrte er uns einmal, „ist jetzt wenig konsolidiert, befindet sich in einem Provisorium. Der Vatikan nun, dessen Politik die Resultierende der europäischen Stimmungen und Strömungen darstellen und sich als ausgleichende Gerechtigkeit geben sollte, könnte ebenfalls das Verlangen nach einem Provisorium empfinden. Dann würden die Kardinäle so wählen, daß sie sich nicht durch einen Papst, dessen Persönlichkeit auf eine lange Regierung hindeutete, auf unabsehbare Zeit engagierten. Im gegenwärtigen Europa ist Frankreich das politische Ferment, und nichts läßt die Annahme zu, daß es sein zersetzendes Treiben aufgeben werde. Wenn das Konklave unter dem Zeichen eines so desorganisierten Europa zusammentritt, so könnte leicht aus den einander bekämpfenden, einander bedrängenden Meinungen ein harmloser, ge-

brechlicher Greis als Papst hervorgehen. Das Heilige Kollegium gäbe so zu erkennen, daß vom päpstlichen Thron aus keine individuelle Politik gemacht, sondern abgewartet werden sollte, bis ein großer Krieg das waffenstarrende Europa von dem kriegerischen, faulen Frieden oder ein großer, wirklicher Friede von dem Kriege im Frieden erlöst hätte. Wenn Gott dann diesen provisorischen siechen Papst von der Erde abberufen hat, so besteigt nach einem neuen Konklave innerhalb der geklärteren Lage ein abgeklärter Mann, ein wirklich politischer Papst den Thron."

Ein anderesmal, kurz nach der Wahl Dr. Kohns zum Erzbischof von Olmütz, äußerte sich der Nuntius: „Sehen Sie, da ist auf den exklusivsten und bestdotierten unter den Bischofssitzen Österreichs ein Prälat erhoben worden, der im Hintergrunde stand und als Kandidat für den heiß umstrittenen Posten gar nicht genannt war. So kann es auch beim Konklave geschehen, daß derjenige gewählt wird, der klug genug war, nicht zu kandidieren." Damals rechnete Galimberti, wie ich zu erkennen glaubte, damit, daß Kardinal Di Pietro einst Papst würde.

* * *

Galimberti hatte das Glück gehabt, in seiner priesterlichen Laufbahn als Lehrer zu beginnen und als Publizist fortzufahren. Ein Lehrer muß die Stimmung seiner Schüler, ein Publizist die seiner Leser in sich erfahren haben, ehe diese selber sie kennen. Eine ausgezeichnete Vorschule für einen Diplomaten — eigentlich noch wichtiger, als daß er ein Graf sei, was doch in gewissen Ländern,

wie in Oesterreich, schon wichtig genug ist. Galimberti schaute also auf eine Vergangenheit zurück, die das ehrenvolle Dasein eines Mannes war, der sich selbst gemacht hatte, ehe er die Politik des heiligen Stuhls machte.

Er war ein Römer, geboren 1836. Jünger der Theologie, fand er Gefallen am Studium der Geschichte und des Kirchenrechts. Er ward Professor der Geschichte an dem Collegio di propaganda fide.

In die Regierung Gregors XVI. fiel seine Kindheit. An den Zeloten aus Belluno, der die Kutte des Kamaldulensers getragen und Mönch auch auf dem Stuhle Petri blieb, erinnerte sich Galimberti nur dunkel. Das Pontifikat Pius' IX. war seine Lehrzeit. Er hat keine Wanderjahre durchgemacht. Er lernte und lehrte und trat unter dem neuen Papst Leo XIII. in seine Meisterjahre.

Der Professor träumte vielleicht gar nicht, daß sein Name über den Kreis seiner mehr lokalrömischen, von dem priesterlichen Berufe eingeengten Beziehungen hinausstreben werde, als er eines Tages zum Papst berufen ward, der ihn in schmeichelhaften Worten zu den Journal-Artikeln beglückwünschte, in denen Monsignore einer opportunistischen Politik das Wort geredet hatte. Leo XIII. zürnte den Intransigenten, dem französischen Kardinal Pitra und dessen Publizisten Des Houx, die im „Journal de Rome" ihr Unwesen trieben. Galimberti riet nun dem Papst zur Gründung eines neuen Blatts. So trat der „Moniteur de Rome" ins Leben. Monsignore übernahm die Leitung dieses Journals, das mehr dem Auslande als den Italienern die Absichten der Kurie interpretieren sollte.

Lange früher hatte Galimberti in Kardinal Franchi

einen Gönner gefunden. Franchi, ein phantastischer, aber sonst maßvoller, der Aussöhnung des Heiligen Stuhls mit Deutschland zugethaner Kirchenfürst, hatte sich beim Konklave, indem er manche ihm zugedachte Stimme auf Kardinal Pecci lenkte, den neuen Papst zu Danke verpflichtet, und dieser ernannte ihn zum Staatssekretär. Daß es so kommen würde, hatte Monsignore Galimberti in der „Gazzetta d'Italia" prophezeit, in der er die Eventualitäten des Konklaves erörterte. Er begleitete seinen Protektor, den Kardinal, zum Petersplatz, als dieser im Begriffe war, die vatikanische Gefangenschaft anzutreten, in die sich die Kardinäle, wenn auch nicht, wie der verstorbene und der zukünftige Papst, für Jahre, doch wenigstens für Tage begeben sollten. Als alles vorüber war und Monsignore als einer der ersten den Kardinal zu begrüßen kam, hörte er aus dessen Munde, daß der neue Papst, als er nach der Wahl wie alle Eminenzen auch den Kardinal Franchi umarmte, diesem zugeflüstert habe: „Eminenza, collaboreremo insieme" (wir werden zusammen arbeiten). So durfte Galimberti seinen Patron als zukünftigen Staatssekretär beglückwünschen.

Der Geburtstag des Diplomaten Galimberti fällt in das Jahr 1882. Monsignore kam aus dem Redaktionsbureau des „Moniteur de Rome" in die Staatskanzlei. In der kurzen Zeit, die er als Unterstaatssekretär Jacobinis arbeitete (1885 bis 1887), half er seinem Chef, der krank darniederlag, zu manchem Erfolg. In diese Zeit fällt der Streit zwischen Deutschland und Spanien um die Karolinen, den der Papst zu schlichten hatte. Galimberti wirkte dabei mit und war es auch, der das Konkordat zwischen

Kurie und Portugal betreffs Einrichtung der Hierarchie in den indiſchen Beſitzungen Portugals ausarbeitete.

Auch dem Problem, daß das Protektorat über die Chriſten Chinas vom Elyſée an den Vatikan fiele, widmete ſich Galimberti. Da Freycinet mit Abbruch der diplomatiſchen Beziehungen zum Heiligen Stuhl drohte, falls der Papſt einen Vertreter nach der Hauptſtadt des himmliſchen Reiches entſendete, ließ Leo XIII. die Frage in Schwebe.

Mit Unrecht genoß Galimberti in Frankreich den Ruf, ein Franzoſenfeind zu ſein. Er ſchwärmte nicht gerade für die unberechenbaren Politiker an der Seine, aber Gallophobe war er darum keineswegs.

Die Franzoſen leiden, ſeitdem ſie vor drei Decennien das Unglück hatten, von Deutſchland beſiegt zu werden, an Hypochondrie und bilden ſich ein, Feinde zu haben, die es in Wirklichkeit nicht ſind. So riefen ſie Francesco Crispi, ſo riefen ſie Monſignore Galimberti als grimmigen Widerſacher Frankreichs aus. Es iſt wahr, die beiden Italiener hatten die Eigentümlichkeit, daß ſie die Macht, die ſie vertraten, die Partei des Starken, das iſt Deutſchlands, nehmen ließen. Leo XIII. hat keinen unpopuläreren Schritt gethan, als ſeine getreuen deutſchen Zentrumsſtreiter dem Genius Bismarcks auszuliefern; dieſer handelte nicht weniger unvolkstümlich, als er in einer inneren deutſchen Angelegenheit die Hilfe Roms anrief. Und da das Septennat die Spitze gegen Frankreich kehrte und Galimberti es war, der das an den Nuntius in München gerichtete Dokument abfaßte, das die Unterſchrift des ſchwerkranken, des ſterbenden Jacobini trug und den Welfen Windthorſt meiſterte, ſo erntete Monſignore Haß an der Seine.

Der Kardinal, der sich vom Publizisten zum Diplomaten entwickelt hatte, blieb in der Art zu denken dem einstigen Berufe treu. Er lebte mit dem Tage und den Ereignissen. Journale und politische Flugschriften waren seine Lieblingslektüre. Er ging dem politischen Klatsch bis in die Spalten der „Nouvelle Revue“ und der „Revue Bleue“ nach. Lächelnd rühmte er sich nach solcher Lektüre, neben Crispi der von den Franzosen meist gehaßte Italiener zu sein. Auch in Wien ward ihm manches Produkt französischer Vipern, die ihr publizistisches Gift über ihn ausspritzten, in die Hände gespielt. „Ich bin nun einmal,“ sagte er, „der erkorene Liebling Madame Adams, der Egeria des Elysée. Man kann es mir in Frankreich nicht vergessen, daß der Ausgleich der Kurie mit Preußen, an dem ich mit Überzeugung mitgearbeitet, zum Ausgangspunkte für meine politische Karriere ward.“

Es gab Leute, welche meinten, diese Karriere könnte sich noch in aufsteigender Bahn bewegen und der Kardinal zur leitenden Stellung berufen werden, um seine nicht gewöhnliche Schlauheit zum Besten der Kurie einzusetzen.

Wiederholt hieß es, der Papst würde seinem Lieblingsdiplomaten Gelegenheit geben, der Welt zu zeigen, daß er ein Consalvis würdiger Nachfolger wäre. Aber Leo XIII. wechselt nicht gern seine Diener, und Galimberti, älter als Rampolla, wurde nicht gerufen, unter den geographischen Fresken Alexanders VIII., den „Landkarten“, mit der Weltkarte Europas zu spielen. Als er einst in diesen Räumen an der Seite Monsignore Mocennis, Titularerzbischofs von Heliopolis, wirkte, der später gleichzeitig mit Galimberti den roten Hut empfing, war er der weit überlegene Geist.

Auch im Kollegium der Kardinäle machte Galimberti seine diplomatische Superiorität geltend, durch die er sich freilich Neider erweckte.

Er hatte viel Feind' und viel Ehr'. Die Jesuiten haßten und verfolgten ihn und reichten ihm, wenn auch nicht in Pokalen, so doch in Pamphleten manches Gift. Wenn man französischen Stimmen trauen darf, so wäre er der böse Genius das Papsttums gewesen, der frivoler Weise die Kurie an die deutsche Reichskanzlei ausgeliefert und keinen höheren Ehrgeiz besessen hätte, als ein Agent zuerst des Fürsten Bismarck jenseits der Engelsbrücke und dann der Tripelallianz in Wien zu sein.

Es giebt kein Schmähwort, das sich nicht über ihn ergossen hätte. Laien schrieen über ihn mit einer Hypokrisie voll geistlicher Salbung, Geistliche, darunter Söhne Loyolas, in einem weltlichen Ton voll Eifersucht und Galle.

Neben manchem Tadel von seiten gerechter Beurteiler erwuchs ihm zuletzt in Rom auch Mißgunst und Haß von seiten seiner Nebenbuhler. Sein Rat ward selten eingeholt, seltener noch befolgt, sein Stern schien im Erbleichen. Er war nicht Philosoph genug, um Trost in der Erkenntnis seines persönlichen Werts zu finden. Die Ambition, die ihn früher aus kleinen Anfängen zur Höhe der Macht hinaufgetragen, vergällte ihm seine letzten Jahre. Und so mochte er, der von Wien voll Hoffnung nach Rom zurückgeeilt war, als er sich um den seiner Begabung und seinem Ehrgeize entsprechenden Einfluß gebracht sah, lange bevor er starb, melancholisch ausrufen:

Anche a Roma si muore!

Kardinal Sanfelice.

Er war ein Dezennium lang, das letzte seines Lebens, das ein vorzeitiger Tod abgeschlossen, Held des Tages. Man sprach allerorten von seiner stattlichen Erscheinung, der Hoheit seines Auftretens, der idealen Schönheit seiner Gesichtszüge, der Heiligkeit seiner Lebensführung, seiner priesterlichen Barmherzigkeit, die fast mit jener des großen Carlo Borromeo verglichen werden könnte. Man stellte ihn dar als die Taube mit dem Ölzweige im Munde, die den Italienern die Heilsbotschaft bringen würde, daß die Wogen des Kampfes zwischen Staat und Kirche abgelaufen, daß Friede auf Erden geworden. Als Hoherpriester schritt er ihnen einher, der berufen wäre, Eintracht zwischen Vatikan und Quirinal, zwischen Papst und König, zwischen der Dynastie des heiligen Petrus und jener des Hauses Savoyen zu stiften.

Es ist schwer zu unterscheiden, wie viel von der Wohlmeinung der Welt auf die Rechnung der wirklichen Eigenschaften, Vorzüge und Verdienste des Erzbischofs von Neapel zu setzen und wie viel zurückzuführen war auf das von ihm mit Ausdauer und Erfolg gepflegte theatralische Bedürfnis, in aller Munde zu sein.

Herzog Guglielmo Sanfelice di Acquavella hatte nie die Berührung mit der Öffentlichkeit gemieden. Wie eine liebenswürdige Primadonna, die nur in regem Zusammenmenleben mit dem Publikum Genüge findet, nahm er gern die ihm vom Volke zugeworfenen Sträußchen entgegen, er-

widerte er gern die Kußhändchen, welche die Menge verschwenderisch an ihren Liebling, den Gesalbten des Herrn, austeilte.

Von dem Tage, an dem dieser Sprößling des hohen neapolitanischen Adels aus den Händen des Papstes den Kardinalshut empfangen hatte, von jenem Frühlingstage des Jahres 1884 stand es vielen Italienern fest, daß dem damals Fünfzigjährigen einst die Tiara beschieden sein würde. Den Neapolitanern zumal war es ein Herzensbedürfnis, sich der Illusion hinzugeben, sie würden der Welt den nächsten Papst schenken. Hatte doch auch durch viele Jahre Kardinal Riario Sforza, damals Erzbischof von Neapel, während des Pontifikats Pio Nonos als Nachfolger dieses Papstes gegolten. Als er nun kurz vor Hinscheiden Pius' IX. durch einen jähen Ruck aus den Reihen der Lebenden gerissen ward, konnten sich die Neapolitaner nur schwer an den Gedanken gewöhnen, daß ihnen die Papstkrone, die sie schon als unbestrittenen Besitz ihres Oberhirten gesehen, unter den Händen zerflossen sei, und da Riario Sforzas Nachfolger Sanfelice rasch populär ward, zauderten sie nicht, sobald der Erzbischof Kardinal war, ihn als zukünftigen Papst zu designieren.

Sanfelices Vergangenheit hatte keinen Anlaß zu der Glorie gegeben, mit der das Volk seine Persönlichkeit ausstattete. Er hatte nicht etwa wie Pius IX. heldenhafte Offiziersstreiche, galante Liebeshändel, exotische Abenteuer jenseits des Weltmeers erlebt. Sein vorerzbischöfliches Dasein war vielmehr von simpler Beschaulichkeit. Mit siebzehn Jahren hatte er das Mönchsgelübde abgelegt. In der Benediktinerabtei von Cava dei Tirreni widmete er sich

klassischen Studien. Zwischen Cava, wo er dann als Professor wirkte, Neapel und Rom, wohin es ihn oft ad limina apostolorum zog, spielte sich sein stilles Leben ab, bis Leo XIII. kurz nach seiner Thronbesteigung den Mann von vornehmer Wiege und auch vornehmem Gemüt aus der Idylle des lernenden und lehrenden Mönchs herausriß und zum Erzbischof der lärmendsten Stadt Italiens bestellte.

Dort sahen wir ihn eines Tages im Mittelpunkte eines malerisch vielfältigen und dramatisch bewegten kirchlichen Theaters.

Das war ein berauschend schöner Maiensonnabend des Jahres 1888. Festlich strahlte der Golf, üppig blühten die Bäume der Villa Reale, sybaritisch duftete es überall, und zu diesem Frühlingsfestgelage, durch das die Natur die Menschen herauszufordern schien, die Hände, die arbeiten müssen, in den Schoß zu legen und sich ganz dem Genusse zu weihen, stimmte auch das Straßenbild, das die Stadt und namentlich der Toledo, die via triumphalis neapolitanischen Treibens, bot.

Ich war Nachmittags mit dem Zuge aus Rom angelangt und besuchte bald die Schriftstellerin Mathilde Serao. Auch sie eine jener dämonischen Pflanzen, die das Teufelsparadies von Neapel hervorgebracht! Die schwarze, glutäugige Signora stand auf der Höhe ihres Schaffens, hatte kurz zuvor den fünften Roman geschrieben und das vierte Kind geboren. Ich traf sie an der Arbeit in der Redaktion des „Corriere di Napoli", dessen Eigentümer der reiche italianisierte Grieche Matteo Schilizzi war. Die Fremden kennen seinen Namen aus dem pom-

pösen Grabdenkmal, das er seinem Bruder auf dem Posilippo errichtet.

„Es trifft sich gut," sagte Donna Matilda, „daß Sie nach Neapel zufällig an einem Tage gekommen sind, an dem unser heiliger Januarius sein großes Wunder thut." „Und Sie, Signor Schilizzi," fuhr sie fort, indem sie ihr Wort an den schmächtigen, blonden Mann richtete, der keinen hellenischen Typus hatte, „Sie sollten so liebenswürdig sein und unsern Forestiere in die Kirche führen, damit er sehe, was Januarius und sein Verbündeter, Kardinal Sanfelice, vereint zu leisten im stande sind."

Wir machten uns auf den Weg. Ein Taumel schien die Stadt erfaßt zu haben. Ganz Neapel war auf den Beinen. In allen Köpfen spukte der San Gennaro, der Schutzpatron der Stadt. Weihrauch drang aus den Kirchen.

In langer Prozession trug man aus dem mit purpurnen Tapeten geschmückten Dom unter einem Baldachin, der sich über dem Kardinalerzbischof Sanfelice erhob, die juwelenbeladene Statue des Januarius. Es war ein bunter Zug: Hunderte von Priestern, Musikanten, Leute in zerlumpten Kleidern, die Armen des Januarius. Hoch in der Luft flatterten die verblaßten Farben der Bourbonen unseligen Andenkens, die noch vor einem Menschenalter über diese gesegneten Gefilde als Schützer und Beschützte des Papstes geherrscht.

Die Dämmerung war hereingebrochen, als Januarius in ganzer Herrlichkeit, herausgeputzt mit Tausenden von Edelsteinen, mit vergoldeter, smaragdenbesetzter, aus Silber geschmiedeter Mitra in die Kirche von Santa Chiara einzog. Etwa fünfzig Heiligenstatuetten, ein ganzes Ge-

folge, trug man hinter Januarius, dem Wunderthäter, einher, an dessen Grabe, wie es heißt, Besessene zur Vernunft, Blinde zum Sehen gekommen wären. Die Neapolitaner müssen sich mit ihrem Heiligen vertragen, denn nur ihm schuldeten sie es, meinen sie, wenn der Vesuv trotz aller Frevel, die sie im Laufe der Jahrhunderte begangen, sie verschont und das Sprichwort nicht zu Schanden gemacht hätte: „Neapel sündigt, und Torre del Greco wird bestraft.“ ...

Der sozialen Stellung meines Cicerone war es zu danken, wenn man ihm und auch mir einen Platz nahe dem Hochaltar anwies, dort, wo der Kardinal nun unter Zeugenschaft der ganzen Stadt mit jenen himmlischen Mächten flüstern sollte, die unser kurzsichtiges Auge nicht schaut.

Da trat er heran, eine Hünengestalt, und blieb vor dem Altar stehen. Es galt sozusagen, das Orakel der Stadt über deren nächste Zukunft zu befragen. Dreimal im Jahre, im Frühling, Herbst und Winter ereignet es sich, daß der Heilige sein großes Wunder thut oder halb thut oder gar nicht thut. Worin besteht dieses Wunder?

Als Januarius vor vielen Jahrhunderten in Pozzuoli den Tod des Märtyrers starb, fingen gläubige Menschen sein Blut in einem kostbaren Fläschchen auf. Dieses Blut ist längst zum Klumpen geworden. Dreimal im Jahre nun geschieht es, daß es, je nachdem Januarius seinem Neapel wohl will oder nur halb wohl will oder ganz ungnädig ist, flüssig oder halbflüssig wird oder starr bleibt. Wir nun waren zugegen, wie der Kardinalerzbischof sich unter Gebeten verzweifelt anstrengte, den Klumpen flüssig werden zu lassen.

Erst nach langem, langem Ringen, nach einstündigem Bemühen sollte es gelingen, und nicht einmal ganz.

Es ging zu wie in der Walpurgisnacht, in der alle Geister los sind. Die tosende See draußen im Golf lärmt, und stürmt es auch noch so sehr, nicht wie diese Menge in der Kirche, dieser Pöbel, diese Lazzaroni, diese abgehärmten Bettlerinnen, diese feisten Megären.

Ein Monsignore reichte dem Kardinal die gläserne Phiole mit dem wunderthätigen Blut. Der Kirchenfürst betete und betete, verneigte und verbeugte sich, breitete die Arme aus und schloß die Hände — Kleriker riefen die Madonna mit allen ihren Attributen an —, der Kardinal drehte und wendete die Phiole und hielt sie zu den brennenden Kerzen. Alles umsonst! Resigniert mußte er mit einem süßen Blick an die Geduld des Volkes appellieren.

Beim Kerzenschein hatte man sich die Gewißheit verschafft, daß der Klumpen noch nicht ins Fließen gekommen. Mit Litaneien ward nun der Heilige bestürmt, sich erweichen zu lassen. Und als Januarius noch nicht gefügig geworden, der Kardinal immer wieder die Phiole gedreht und gewendet hatte und der Klumpen doch starr geblieben war, fingen die Megären, die sich Cugine del Santo (Cousinen des Heiligen) nennen, grob zu werden an und dem Unerbittlichen zu drohen. Manche begnügten sich nicht, an den Santo diktatorisch die Weisung ergehen zu lassen, keine Faxen zu machen und das Wunder doch endlich zu thun, sondern beschimpften ihn gar als einen pflichtvergessenen Lazzarone, der nicht verdiene, daß man sich überhaupt um ihn noch kümmere.

Doch der Unerschrockene, Unsichtbare ließ sich nicht einschüchtern — der Klumpen blieb fest. Mein Nachbar, ein Abate, rang verzweifelt die Hände und raunte mir ins

Ohr: „Ganz so ist es an dem Maiensabbath vor der großen Cholera im Jahre 1884 gewesen. Gott beschütze Neapel, wenn der Santo auch diesmal hart bleibt.“ Und dann erzählte er weiter: „Das war in den letzten Lebenstagen unseres Riario Sforza, der hier an der Stelle zu stehen pflegte, wo Sie heute seinen Nachfolger sehen. Er wollte dem Heiligen das Mirakel entlocken — es gelang jedoch nicht. Ungeduldig gab er die Phiole weg, reichte sie seinem Administranten, in dessen Hand das Blut sofort flüssig ward. Der Schrecken machte diesen ohnmächtig, der Kardinal aber, in dem alle Welt den zukünftigen Papst sah, erkrankte kurz darauf an Typhus und starb.“

Eine Stunde war vergangen. Kardinal Sanfelice drehte und wendete immer und immer wieder die Phiole nahe den brennenden Kerzen. . . . Endlich, endlich! Ein Ruf der Freude entrang sich den Nahestehenden und teilte sich der ganzen Volksmenge mit. Die Megären überschütteten den Heiligen mit Koseworten — der Klumpen war, soviel man wahrnehmen konnte, halbflüssig geworden. Kardinal Sanfelice, sichtlich ermüdet, begnügte sich mit dem halben Erfolge, und auch den Neapolitanern war das genug in unseren bösen Zeiten, in denen weise Menschen sich mit Wenigem bescheiden.

Ich habe die Januariusfeier im Dezember 1896 nicht gesehen. Doch daß der Kardinal schon im darauffolgenden Monat, dessen Name der des Schutzpatrons von Neapel ist, von dieser Erde abberufen ward, läßt darauf schließen, daß das Miracolo di San Gennaro ihm das letztemal nicht einmal halb gelungen sei.

Das Domjubiläum in Orvieto.

„Gute Tage können wir nicht vertragen.“ Die Orvietoaner denken anders darüber als Luther, anders auch als Pasquale Villari, der einmal in der Kammer ſagte: „Die Italiener ſollen endlich aufhören, das Volk des Karnevals und der Feſte zu ſein — ſie ſollen arbeiten.“

Nicht umſonſt erinnerten ſich die wackeren Leute von Orvieto, die im Schatten einer der großartigſten Kathedralen der Welt wohnen, im Jahre 1890 an die Thatſache, daß der Grundſtein zu ihrem Dom im Jahre des Heils 1290 gelegt ward. Es war zu ſpät, die ſechſte Säkularfeier bei Zeiten würdig zu begehen, und ſo verſchoben ſie das Feſt auf das Jahr 1891. Volle ſechzehn Tage währte es. An einem Maitage begann es mit einer „Mostra agraria“ (landwirtſchaftliche Ausſtellung), und mit einer Galavorſtellung der „Gioconda“ ſchloß es um Mitternacht an einem Junitage.

Doch ich werde weder von jener Ausſtellung erzählen, noch von der anmutigen Maid, der Tochter der Blinden.

Am Vorabend des Feſtes Corpus Domini kam ich in Orvieto an.

„Saul unter den Propheten? Auch Du vielleicht eine Säule der Kirche?“ fragte ich mich, als ich mich in dem gaſtlichen Hauſe des Orvietoaner Patriziers Luigi Fumi, des Geſchichtſchreibers der altberühmten Umbrerſtadt, unter viele Säulen der Kirche verſetzt fand. Manche von ihnen

waren schlank, wie der greise Erzbischof von Siena, manche dick, wie der Brasilianer Abt und Bibliothekar der Vatikana, der eine Art Krone auf dem Haupte trug und den meine Tafelgenossen scherzhaft „Maestà“ betitelten.

Man hätte sich einbilden können, Orvieto, die alte Stadt der Päpste, wäre berufen, die Kirchenfürsten Italiens zu einem Konzil zu beherbergen. So viel Prälaten sah man. . . .

Ich rieb mir noch den Schlaf aus den Augen, als am Morgen des Fronleichnamstags Musikbanden lärmend den Ort durchzogen. Aus ganz Umbrien waren sie zusammengeströmt. Als ich um 7 Uhr auf dem Domplatz war, wimmelte es schon von Menschen. Da standen die umbrischen Bauern und schauten auf zur goldglänzenden Domfassade. Einer zeigte dem andern dieses Wunderwerk. Wie sich bei den Kathedralen Toskanas die Fassade jünger und reizvoller darbietet als das übrige Gebäude, so auch hier in Orvieto. Verglichen mit dem Körper, erscheint die Fassade wie ein lieblicher Mädchenkopf auf den Schultern einer Amazone. Das gilt ja noch mehr von dem Dom von Florenz.

Das Antlitz der Kathedrale von Orvieto lacht wie das von San Marco in Venedig. Solch eine heitere Farbensprache schmeichelt sich in die Seele auch des schlichtesten Landbewohners.

Von Ort zu Ort hatte sich die Kunde verbreitet, es würde in Orvieto am Tage Corpus Domini eine Prozession von nie gesehener Pracht stattfinden. So hatte sich denn ganz Umbrien ein Stelldichein gegeben. . . .

Als ich den Dom betrat, hatte schon die Messe be-

gonnen. Vom Chor her ertönte das „Lauda Zion“. Ich hörte eine Fistelstimme und fragte meinen Begleiter, einen Orvietoaner: „Ist diese Primadonna Ihre Landsmännin, und ist sie schön?“ Er antwortete: „Die Primadonna ist ein — Mann, Signor M. aus Rom.“

Im Dom, dessen Inneres sich nach langjährigen Restaurierungsarbeiten merkwürdig verjüngt hatte, spazierte das Volk festlich hin und her.

Vergeblich suchte ich nach Volkstrachten unter den Landleuten. Hie und da bei den Frauen ein geblümtes Kopftuch, ein geblümtes Kleid — ecco tutto. Auch diesen Menschen ist also der Sinn für Farben abhanden gekommen. Je mehr man sich von Rom her Toscana nähert, desto einfacher wird der Anzug. Vollends bei den höheren Schichten hat sich Vielfältigkeit und Buntheit der Gewandung verloren.

Im Dom war es wie in der Oper. Die Geistlichen machten ewige Knixe, das Publikum schwätzte. Plötzlich kam Bewegung in die Menge; von der Sakristei her nahte der Held des Tages, der Abgesandte des Papstes, Kardinalvikar Parocchi; ihm ging ein Stab von Priestern voraus, und ein solcher folgte ihm. Se. Eminenz war ganz in Purpur gehüllt. Der Kardinal bewegte sich mit Mühe, denn er ist einer der korpulentesten Männer im Heiligen Kollegium. Vielleicht ist er auch darum etwas unversöhnlich, weil es ihm nicht leicht wird, sich aus der schwerfälligen Leiblichkeit zu freieren, unserer Zeit entsprossenen Ideen emporzuraffen. Er war endlich bei jener Capella della Madonna di San Brizio angelangt, deren Wände Signorellis dramatischer Pinsel so hoch geadelt hat. Der

Kardinal allerdings hatte kein Auge für jene Toten an den Wänden, die sich aus den Gräbern schmerzlich herauswinden und der Wiedergeburt entgegenlechzen. Unter grauseidenem Baldachin saß er da, starr, regungslos. Sein ganzes Leben drängte sich in den trotzig geschlossenen Lippen zusammen. Er schaute drein wie der dies irae. Der Kleriker neben ihm war ganz — Nase. Lange brütete der Kardinal vor sich hin, und was er that und nicht that, thaten die seraphischen Erzbischöfe von Siena und Perugia und der weniger seraphische von Spoleto. Und das that auch das Dutzend Bischöfe, die von Orvieto und Terni, Foligno und Città di Castello, Poggio-Mirteto und Assisi, Norcia und Città della Pieve, Gubbio und Todi, Narni und Rieti. . . .

Und nun rauschte es wie von weiblichen Toiletten. Die Kirchenfürsten legten andere Gewänder an. Auch der Kardinal ward angekleidet. Über dem weißen Hemd schimmerte die goldene Pianeta, und eine goldene Mitra bedeckte sein Haupt. Aber vor allen stattlich erschien der Bischof von Orvieto. Einen prachtvollen Hirtenstab, ein Wunderwerk der Schule Cellinis aus dem Cinquecento, hielt er in Händen. Auf dem Haupte eine Mitra, blickte er auf noch sechs andere Mitren nieder. Neben dem Papste, dem Bischof von Rom, hat in der Christenheit nur noch der Bischof von Orvieto das Recht auf sieben Mitren. Dieses Privilegium haben die Päpste, die sich so oft in schweren Tagen nach Orvieto flüchteten, den Bischöfen der Stadt verliehen. Alle übrigen Bischöfe verfügen nur über zwei Mitren.

Begleitet von dem geistlichen Heerbann, schritt der

Kardinal zum Hochaltar. Nachdem er lange geheimnisvoll geflüstert, setzte sich die Prozession in Bewegung.

Seit 1870 dürfen sonst in größeren Städten Italiens keine öffentlichen Prozessionen mehr statthaben. Für dieses Verbot war der Grundsatz maßgebend, kein Kultus, auch nicht der katholische, sollte berechtigt sein, sich der Öffentlichkeit aufzudrängen. Der Staat argumentiert: Willst Du andächtig sein, so bete in Deinem stillen Kämmerlein oder in Deiner Betstube oder in Deiner prunkvollen Kathedrale. Aber Religion sei Deine Privatangelegenheit, und vor dem Staatsgesetze sei der Bischof nicht privilegierter als der Pastor, der Rabbi oder der Offizier der Heilsarmee.

In Orvieto war die Prozession ausnahmsweise gestattet, denn es galt ein historisches Fest zu feiern.

Vom Palazzo Fumi auf dem Corso durfte ich den Zug betrachten, der sich drei Stunden lang durch den Ort schlängelte. Blumen breiteten sich wie Teppiche längs der Straßen mit den verwitterten Palästen und düsteren Portalen. An das Mittelalter erinnerten die vielen Innungen und geistlichen Brüderschaften in Pilgermänteln und Kapuzen. Mit brennenden blumenumwundenen Kerzen in der Hand gingen sie in so weiten Abständen hinter einander, daß sie sich wie verlorene Lämmer durch die Stadt zogen. Da sah ich, wie Armut erfinderisch ist. Ein zerlumpter Junge fing auf dem Rücken der Hand den Talg auf, der von den Kerzen tropfte, und bald hatte sich eine starke weiße Schichte abgelagert. Er wird mit diesem heiligen Talg ein Geschäftchen gemacht haben.

Die Prozession war mehr pompös als malerisch, lange

nicht so malerisch wie andere, die ich in kleinen Orten Italiens gesehen. Und welch eine sonderbare Zusammenstellung von Farben! Da ein meergrüner Mantel mit Scharlachkapuze, dort ein himmelblauer mit ziegelroter Gugel. Wunderbar lieblichen Anblicks aber waren die Zöglinge des spanischen Ordens der Mercedari. Sie hatten lange weiße Wollröcke an, und wie sie so, zumeist reizende Gestalten, Fackeln tragend, schüchtern die Augen zu Boden senkten und die Sonne ihnen auf das schwarze, von der Tonsur gelichtete Haar niederbrannte, ähnelten sie jenen demutsvollen Figuren, die auf den Gemälden Fra Angelicos im Golde schwimmen. Da aber folgten auf sie, wie Prosa hinter Poesie, eine Schaar Landpfarrer, zumeist mit großen Nasen und scharfen Brillen. Dann kamen Seminaristen in hochgeschlossenen schwarzen Anzügen, von denen weiße Bänder hingen. Hierauf barmherzige Schwestern mit weißen Hüten, umgekippten Kähnen vergleichbar. Dazwischen Fahnenträger; einer mit dem rotdamastenen wappengestickten Gonfalone der Kathedrale. Sechs Musikbanden, unter denen die von Orvieto und Valmontone sich besonders bemerkbar machten. Die Männer in kaffeebraunen Anzügen und weißen Federbüschen bliesen sich auf den großen Trompeten die Seele aus dem Leibe. In diese Gruppen gemengt waren bekränzte Mädchen, die wie Genien Blumen streuten. An sie schlossen sich die Bischöfe und Erzbischöfe. Hierauf trugen acht Priester unter einem Baldachin das von dem großen Goldschmied Ugolino von Siena im 14. Jahrhundert gefertigte silberne Tabernakel mit dem Santissimo Corporale, dem Kelchtuche, das sozusagen die Geschichte erzählt, wie der Dom von Orvieto entstanden.

Man kennt die Legende durch Rafaels „Meſſe von Bolſena“. Es war während der Regierung des Papſtes Urban IV., als im Jahre 1263 einem deutſchen Prieſter, der in Bolſena bei Orvieto die Meſſe las, Zweifel an der Verwandlung der Hoſtie kamen. Da ſah er plötzlich Blut aus der Hoſtie fließen, und es beſpritzte das Kelchtuch. Der Papſt, der gerade in Orvieto reſidierte, hörte davon und befahl dem Biſchof der Stadt, das Tuch nach Orvieto zu bringen. Durch die Bulle „Transiturus“ ordnete nun Urban IV. die Feier Corpus Domini an, welche die Gläubigen an die Transſubſtantiation gemahnt. Bald darauf, unter Papſt Nikolaus IV., wurde der Grundſtein zu dem Dom gelegt, der das Wundertuch bergen ſollte. Und eben dieſem blutigen Kelchtuche galt das Feſt und die Prozeſſion.

Gleich hinter dem Tabernakel kam der Kardinal. Aller Blicke waren auf ihn gerichtet. „Ecco il papa futuro“, hörte ich jemand. Hat aber dieſer Prophet auch richtig geweisſagt?

Geduldig harrte das Publikum, harrten insbeſondere die ſchönen Frauen von Orvieto an den Fenſtern, von denen verblaßte ſeidene Tapeten hingen, ſtundenlang aus, bis endlich um Mittag die Prozeſſion unter Glockengeläute und Pſalmengeſang in den Dom zurückkehrte. — Die Straßen leerten ſich, die Menge verlor ſich in den Trattorien.

Auch wir labten uns nach den Mühen des Vormittags bei einem köſtlichen Mahle im Hauſe unſeres Gaſtfreundes. Es fehlte nicht der Aal aus dem See von Bolſena, und mit der ſüßen goldenen Blume von Orvieto ſchlemmten wir den geſchmeidigen Geſellen, den Höfling unter den Fiſchen, hinunter.

Der Abend brachte einen profanen Epilog zu der myſtiſchen Symbolik des Tages. Wohl zehntauſend Menſchen beſetzten in Erwartung einer Tombola den Domplatz. Es gab mehrere Gewinnſte in der Geſamthöhe von 2000 Lire. Die untergehende Sonne verklärte die Faſſade des Doms, den das Volk lachend und ſchreiend belagerte. Auch der nahe alte Papſtpalaſt war blockiert. War eine Nummer gezogen, ſo pfiff das Volk den Sieger aus. Ein Buckliger hatte gewonnen — nun gab es, als die Trompete den Sieg verkündete, der unedlen Heiterkeit kein Ende. . . .

Als ich des Abends den Dom betrat, dämmerte das Heiligtum geiſterhaft beim Scheine der Lämpchen.

* * *

Noch hatten die guten Orvietoaner nicht ganz den Kelch der Feſtesfreuden geleert. Aber ſchon hatte ſich das viele Volk aus Umbrien verlaufen, und ich konnte in Ruhe mich in der Stadt umthun. Sie ſchläft faſt noch den Schlaf des Mittelalters. Es reiht ſich Stillleben an Stillleben.

Da ein idylliſcher Platz mit moosbewachſenen mittelalterlichen Gebäuden.

Dort ein Garten mit einem Jahrhunderte alten Brunnen, auf den ſich Feigenbäume und Palmen, der Lorbeer und die Roſe niederſenken.

Auf einem Balkon taucht hinter Nelken der ſchwarze Kopf einer jungen Orvietoanerin auf; ſie koſt eine weiße Katze.

Unten ſonnt ſich an der grauen Mauer das Pferd und ſtampft ungeduldig den Boden.

Auf Holzbänken ſitzen die Leute vor der Oſteria, wiſchen ſich den Schweiß von der Stirne und ſchlürfen den funkelnden Wein.

Hier ein altes Dominikanerkloſter, zur Kaſerne umgewandelt, und in dem ſäulenumgebenen Kloſterhofe ſchießen Berſaglieri nach der Scheibe. . . .

Ich trat in die Kirche San Rocco. Und was ſah ich? An einer Seitenwand lehnte eine ſchwarze Tafel, auf der zu leſen war „Mostra bestiame“. Es war noch von der letzten Viehausſtellung her.

Der Bildſäule des heiligen Rochus hatte man einen Teppich umgehängt. Unter einem großeu Kreuze ſaß der mir von Rom her wohlbekannte Raffaele De Ceſare, der Geſchichtſchreiber des letzten Konklaves, mit einem weißen Tuche um den Kopf, von dem er den Schweiß trocknete, und vor ſich hatte er eine Anzahl voller Flaſchen. Ich begrüßte ihn und ſagte: „Signore, ich weiß nicht, was ſoll das?“

Und lächelnd erwiderte er: „Ich bin von Rom gekommen, da ich zur Jury gehöre, welche die Preiſe an die Ausſteller zu verteilen hat.“ In dem gegenüberliegenden prachtvollen Palazzo del Monte di Pietà wurde nämlich eine Ausſtellung von Weinen veranſtaltet. Und De Ceſare ſchlürfte einen Tropfen nach dem andern und ſchnalzte mit der Zunge. Er mußte wohl einer der größten Kenner der Weine Umbriens ſein. Und dann diktierte der ſtämmige Neapolitaner mit dem Cäſarenkopfe ſein Urteil in einer Donnerſtimme, daß der gute Rochus zu zittern begann. Wo einſt der Barfüßer heilige Geſänge erklungen, ertönt nun der Ausſpruch des Gerichts: „Qualità buona, ma

troppo grassa!“ (Gute, aber zu fette Sorte.) Es war ein Wein, dick wie Öl. Und all' das mußten die in Fresko gemalten Heiligen in den Nischen, nach den einen aus der Schule Peruginos, nach den anderen aus der Signorellis, über sich ergehen lassen.

Auch manches andere hat sich in der alten Stadt der Päpste verändert. Ein nach einem Juden benanntes „Piazzale Cahen“ entdeckte ich, und auf diesem Platze spazierten prächtige schwarze Böcke mit Knebelbärten, um die sie jeder Gentleman beneiden mochte. Signor Cahen war einer der größten Unternehmer Roms und als Besitzer vieler Bauplätze in den „Prati di Castello“ der nächste Nachbar Sr. Heiligkeit.

In Orvieto besucht man auch den Pozzo di San Patrizio, den mächtigen cylindrischen Brunnen, der, ein nach unten gekehrter Turm von Pisa, sich tief in die Erde bohrt. Ein Junge ging mit einer Riesenlaterne voraus; über uns gähnte ein Ausschnitt blauen Himmels. Wenn sich auf den beiden Spiraltreppen, die in je 250 Stufen zu dem Wasser hinunterführen, durch dieses Reich der Nacht eine Prozession von Fackeln tragenden Männern bewegte! Es gäbe einen dämonischen Anblick. — In dieser Unterwelt haust manche Schlange, und sie kriecht empor zum Tageslicht. Als wir wieder im Freien waren, wurden wir zwei Schlangen gewahr. Mehrere Jungen stürzten sich auf die willkommene Beute und schlugen die Schlangen mit Klötzen tot.

Von dieser nächtlichen Wanderung, die ich bei hellichtem Tage machte, erholte ich mich in dem nahen Giardino Communale. Hier lustwandelte ich unter Pinien,

Akazien und Lorbeerbäumen, von welch letzteren die grünen Beeren in Fülle hingen. Die Aussicht ging auf das nahe Thal und die fernen Berge. Eine liebliche Landschaft, wie sie etwa von den Gemälden Peruginos her bekannt ist. Unten vereinigen sich Chiana und Paglia, und weiter rechts unterhalb Castigliones fließt die so verstärkte Paglia mit dem Tiber zusammen. Die dunkleren Hanfsaaten dort wechseln mit dem helleren Weizen, daneben wachsen Bohnen, Kartoffeln und Mais. Oliven und Reben dehnen sich hin, und es fehlt nicht die Canna (Rohr), die einst die Trauben stützen wird.

Zerstreute Bauernhäuser ringsum! Jenes große Gebäude, die „Badia", ein turmgekröntes Kloster, zwischen Feigenbäumen und Kastanien versteckt, ist jetzt auch zu einem Bauerngute umgewandelt. Von weitem schimmern die Häuser von Civitella und Lugnano — alte, graue Nester, die an den Hügeln kleben. Und in blauem Duft verloren sind die Berge von Norcia.

Feierliche Ruhe umfängt uns; man hört den Geist des Mittelalters durch das Thal unten schleichen. . . . In dem an den Giardino angrenzenden Amphitheater laufen in einem von Grün umzäunten Kreise die Hennen um die Wette. . . .

Villa Falconieri bei Frascati.

Fast ein Jahr lang lebte ich in einem wirklichen „Tusculanum". Es war nur wenige Schritte von Ciceros „Tusculanum" auf den lateinischen Hügeln. Trat ich

aus meiner Villa — sie gehörte allerdings leider nicht mir —, so hatte ich vor mir die Anhöhe, unter deren grünen Büschen einst Cicero philosophiert, Crassus und Hortensius sich im Reden und Lucullus im Essen geübt. Verzeihe es mir Cicero, daß ich mich seiner nicht unbefangen freuen konnte. „Die fürchterliche Öde dieses ebenso leeren wie voluminösen Skribenten" — dieses Todesurteil, das Theodor Mommsen ihm gesprochen, es wollte nicht mehr von mir vergessen sein.

Ich habe um Tusculum gelebt, ohne „Tusculanische Disputationen" zu schreiben. Wozu mich unnützerweise dem Verdammungsvotum einer unerbittlichen Professorenschnauze eines zukünftigen Jahrtausends aussetzen?

Indessen will ich die Erinnerungen an mein Tusculanum auffrischen.

Mein Tusculanum war Villa Falconieri bei Frascati. Die verfallenste unter den großen Villen um Frascati ist sie.

Schon vom Eisenbahnwagen schaut man sie, kommt man von Rom her, aus einiger Entfernung, wie sie, auf der Höhe thronend, die Campagna beherrscht.

Ich wohnte in ihr acht Monate hindurch während des Jahres 1887. Nach mehrjähriger Abwesenheit von Rom sah ich sie an einem schönen Junitage des Jahres 1891 wieder.

Ein prachtvoller Morgen war's, als ich der Wölfin und ihren beiden Schutzbefohlenen, die auf der Bahnhofshalle Roms im Relief prangen, Ade sagte. Der Zug setzt sich in Bewegung. Noch einmal betrachten wir die vielen Kirchen, die Stadtthore und die ehrwürdige aurelianische Mauer. Dann geht es an den majestätischen Aquädukten

[illegible] in die Campagna, die in allen Farben [illegible]. Im Winde rauschen die Halme, wiegen sich [illegible] und [illegible]. Ein Wiesenteppich in prächtigem Kolorit erquickt das Auge — der gelbliche Sammet geht in [illegible] Grün über. Mittelalterliche [illegible], kleine Tenuten, Überreste antiker Grabmäler heben sich von dem bunten Einerlei der Campagna ab.

Nach fast einstündiger Fahrt sind wir in Frascati. Blumenreiche terrassenförmige Anlagen ziehen sich vom Bahnhofe zum Städtchen. Die vielen Kutscher mit ihren Wägelchen, die Ciceroni mit ihren Maultieren von mir weisend, labe ich mich rasch in der „Trattoria del Leone“ mit goldgelbem „Pastoso“ (Wein), tausche Händedrücke mit alten Bekannten, grüße die Töchter Frascatis, die von nelkengeschmückten Balkonen winken, und mache mich alsdann auf den Weg zu meinem Tusculanum, das zehn Minuten vom Städtchen liegt.

Schon brennt die Sonne heiß hernieder. Kleine Pferde keuchen unter der Last großer Bündel an mir vorüber. Hunde lagern müde vor den Häusern. Hähne stellen sich mir selbstbewußt in den Weg und krähen mir nach den Jahren der Trennung von Frascati ein Willkommen entgegen. Eine neue Generation von Hähnen ist's, und die Alten haben den Jungen die Freundschaft für den deutschen Forestiere als heiliges Vermächtnis hinterlassen.

Wir stehen vor Villa Piccolomini, Eigentum des Fürsten Lancellotti, eines päpstlich gesinnten römischen Aristokraten. Über die Gartenmauer der mit Blumenbeeten und schattigen Alleen bedeckten Villa senken sich in mächtigen Büscheln die „Lacrime della Madonna“. Zwischen dieser

Mauer und einer zweiten, welche die dem Fürsten Borgheſe gehörige Villa Taverna umſchließt und von der ſich Roſen in Fülle herabneigen, führt es etwas bergauf.

Wir gelangen zu einem hohen, ſteinernen Portal mit eiſernem Gitter. Dieſes Thor rührt angeblich von Vignola her, dem großen Baumeiſter von St. Peter. Auf einer Steinbank ruhen wir ein wenig aus, und unſer Blick ſchweift nach einem im Grün verſteckten Caſino hinüber. Dort ſchrieb Cäſar Baronius vor dreihundert Jahren ſeine „Annales“. Auf den Steinpflöcken vor uns ſitzen zerlumpte Jungen und ſcherzen mit einem andern reizenden Knaben, von dem ſie mir ſagen, er wäre taubſtumm. Iſt er es oder giebt er es vor, um einen Soldo mehr zu ergattern?

Das iſt Villa Falconieri. Eine hügelaufwärts ſich ziehende Mauer faßt den Park ein. Nochmals bewundern wir das monumentale Thor, das der Falke (Falco) der Familie Falconieri bewacht. Eine gewaltige Eiche wächſt aus dem Thor heraus, vor dem Ziegen und Schafe lagern.

Von den Bergen Umbriens ſteigen die Hirten im Winter in die Campagna nieder und treiben die Herden auf die ſaftigen tusculaniſchen Hügel. Da gehen ſie in zottigem Pelz, in der Fauſt den knorrigen Stab, den ſie in ſtolzer Ruhe wie ein Scepter tragen, hinter ihren Tieren einher, die unter den Oliven graſen. Ohne den Schäfer mit dem ſanften Lamm kann man ſich kaum die römiſche Campagna denken. Er iſt eine ſtändige Figur, gerade ſo wie der Reiter, der, den wallenden, grüngefütterten Mantel um die Schultern und die Lanze in der Hand, auf dem Renner dahinraſt.

Es ist Mittag geworden. Von Frascati her tönen die Glocken. Das Gras ist frisch gemäht, Heuduft strömt uns entgegen. Wir biegen um eine Ecke, wandeln zwischen Lorbeersträuchern, Brombeerhecken, Ericaceen. Ein zweiter Mauerkranz, von einem Portal mit schönen Kapitälern durchbrochen, umgürtet die Villa. Steineichen in undurchdringlichem Dunkel neigen sich herüber. Rechts und links vom Thore ist je eine Nische mit der Statue eines Landmanns, zu dessen Füßen ein Faß liegt.

Nun finden wir uns in einer Art heiligen Hains. Hier hat mancher Dichter und Künstler den Göttern seinen Becher dargebracht. Elliptische Steintische stehen da, aber keine weiße Decke, sondern welke Blätter decken sie noch vom Herbst her. Pferde weiden, wo sonst fröhliche Menschen geweilt. Arbeiter verzehren im Schatten der Mauern ihr Mittagsmahl. Aus einem Fäßchen zapfen sie Wein. Auch der weißbärtige „ministro di casa“ (Hausverwalter) ist unter ihnen. An ihre schwarzen Hüte haben sie Rosen oder Nelken gesteckt. Einer liest, während er ißt, im „Messaggiero“, dem römischen Blatte, das damals soviel von Raub und Mord zu erzählen wußte. Ich nähere mich vertrauensvoll der Gruppe — scheu blicken sie mich an. Vom 1. Mai wohl, dem Tage der internationalen Verbrüderung aller Arbeiter, war auf dem Grunde ihrer Seele ein Satz von Mißtrauen gegen Nichtarbeiter zurückgeblieben, das im „Messaggiero“ noch Nahrung fand.

Die Villa erglänzt in der Mittagssonne. Aber tot ist es nun in dem gewaltigen Gebäude, in dem vor Jahren munteres Treiben war. Wo sind sie alle, die damals hier lebten? Der römische Graf Filippani, diese

liebenswürdige Gestalt aus Pius' IX. Tagen, der die Prachträume im Parterre bewohnte und mit dem ich in dem heißen Sommer 1887 manche Stunde verplauderte, hat mittlerweile das Zeitliche gesegnet. — Der derbe Pächter der Oliven- und Rebenpflanzungen, der hier länger als ein Dezennium seine Wirtschaft hatte, ist mit Weib und Kind davongeflogen. Nicht mehr höre ich die Stentorstimme dieses Halbfranzosen und Halbitalieners, der so weidlich zu fluchen verstand, daß davon die Mauern des alten Palastes erbebten. Auch vermisse ich des Hauses getreuen Wächter, den schwarzen Riesenhund, der, als er noch nicht die Ehre hatte, mich genauer zu kennen, mir in die Waden fiel und mich so zurichtete, daß ich, wenn auch nicht nach dem Arzte, so doch nach dem — Schneider von Frascati schicken mußte. Und dieser sprach: „Signore, Ihre Hosen sind verloren!" — Sultan pflegte vor der Villa zu kauern.

Doch mancher sehnt sich, mit uns die offene Halle zu betreten, vor der in ziegelroten Töpfen kleine Citronenbäume gedeihen. Wir setzen uns auf eine auf alten Kapitälern fußende Marmorbank und lesen die beiden Inschriften, aus denen wir erfahren, daß die Päpste Gregor XVI. und Pius IX., der eine im Jahre 1831, der andere 1851, die Villa mit ihrem Besuche beehrten. — In welch überschwänglichem Latein tönt doch dies von den Wänden!

Wir besuchen die Hauskapelle. Der spätere Kardinal Alessandro Falconieri hat sie im Jahre 1701 erbaut. Noch heute pilgern die Landleute aus der Umgebung hieher, an Sonntagen ihre Andacht zu verrichten. Kapuziner aus dem nahen Kloster kommen, die geweihte Kerze in der einen,

die Sammelbüchse in der anderen Hand, und leiten den Gottesdienst.

Ein Wort über die Geschichte der Villa Falconieri. Alessandro Rufini, Bischof von Melfi, ließ sie, so wird berichtet, zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts aufführen. Sie ist vielleicht die älteste unter den Villen Frascatis. Ursprünglich hieß sie Villa Rufini. Ein kleineres Seitenstück zu ihr war drüben auf der tusculanischen Höhe die Villa Rufini oder Tusculana, zu der man durch eine schattige Allee gelangt und von der man die Aussicht auf die unten befindliche Villa Falconieri mit ihrem Teiche und ihren Cypressen genießt. So ganz sicher ist es aber nicht, daß Rufini der erste Besitzer der Villa war. Andere nennen Papst Paul III. aus dem Hause Farnese, den Förderer der Künste, den Mäcen Michelangelos. Paul III. ließ eine Münze prägen, die auf der einen Seite sein bärtiges Porträt, auf der andern eine Ansicht von Frascati mit der Villa zeigt. Diese kam später in den Besitz des Kardinals Sforza und endlich im siebzehnten Jahrhundert an die Falconieris, die aus Toskana stammen.

Drei Falconieris trugen den Purpur. Zuerst Lelio Falconieri, der sich 1643 in Rom niederließ; dann empfing im Jahre 1723 Alessandro Falconieri den roten Hut, und der letzte männliche Nachkomme dieses Hauses, Erzbischof Orazio Falconieri von Ravenna, starb als Kardinal unter Pius IX.

Bis vor kurzem war Fürstin Lancellotti, Tochter des Fürsten Aldobrandini, Herrin der Villa. Sie hatte das Haus von der mit den Falconieris verschwägerten Familie Carpegna gekauft, die es im Jahre 1865 erbten. In

neueſter Zeit iſt die Villa in den Beſitz der Trappiſten übergegangen.

Die Villa erfuhr im Laufe der Jahrhunderte manche Umgeſtaltung, manche Verſchönerung. Die Faſſade rührt von dem Architekten Francesco Borromini her, der im Dienſte der Falconieris ſtand.

Aus der offenen Vorhalle geht es in die freskengeſchmückten Säle. Ciro Ferris Pinſel hat ſich hier im ſiebzehnten Jahrhundert verewigt. Männer im Turban, Neger, allerlei exotiſche Typen ſind auf die Wände hingeworfen. Auch Bildniſſe von Mitgliedern des Hauſes Falconieri ſind zu ſehen. Dann gepuderte Köpfe, Figuren aus der Rokokozeit. Weiter Ölbilder von Herzendorff, wie der Triumph des Bacchus, der Raub des goldenen Vließes und andere Sujets. Manche der Gemälde werden auf Carlo Maratti, den Reſtaurator der Rafaelſchen Fresken im Vatikan, zurückgeführt. Im Jahre 1727 zeichnete hier Ghezzis liebenswürdige Laune verſchiedene Karrikaturen.

Gelungen iſt Pater Rocco, ein neapolitaniſcher Dominikaner, der im achtzehnten Jahrhundert durch ſeine draſtiſchen Predigten viel Volk an ſich lockte. Den Kneifer auf der Naſe, den Stock unterm Arm bietet er einen komiſchen Anblick. Von den noch friſchen Farben der Gemälde ſtechen die verblaßten Fauteuils und Divans ab, aus denen man faſt ſchließen möchte, daß ein verarmter Edelmann hier wohne. Fadenſcheinig ſind die grüngepolſterten vergoldeten Armſtühle, und der Billardtiſch iſt längſt zum Invaliden geworden.

Wir vergeſſen dieſen Trödel, wenn wir von dem Balkon des Schlafzimmers hinunterſchauen. Vor uns gleich

Frascati mit dem Dom und dem alten Mauerwerk dicht an einander gereihter Häuser, dort die Campagna und in der Ferne Rom mit der Peterskuppel, die wie ein heiliger Gedanke im Äther schwebt. Rechts die Sabinerberge, und das Nest, das an ihnen lehnt, Tivoli. Links verliert sich die Ebene in einen silberweißen Streifen, der den Horizont begrenzt, — das Tyrrhenische Meer.

Wie zaubervoll ist es hier bei Nacht, wenn die Sterne auf die Campagna niederscheinen, wenn in Frascati an den Tagen der Heiligen Feuerwerke aufflackern, wenn aus der Weite das elektrische Licht vom Bahnhofe zu Rom wie eine Sonne in die große Wüste hinausstrahlt. Und aus der Ferne hört man die gedämpften Töne eines melancholischen Volkslieds; es quaken die Frösche, und in den Büschen schlagen die Nachtigallen. . . . Man begiebt sich zur Ruhe und entschlummert süß unter der mit schwebenden Genien, Guirlanden, Blumen, tropischen Gewächsen bemalten Decke. . . .

Doch jetzt ist es nicht Nacht, sondern heißer Nachmittag. Wir treten auf den Balkon an der Rückseite des Hauses. Kahl, schmucklos, schmutzig ist hier das Gemäuer, aus dem wohl hundert Fenster glotzen. Von einer marmornen Schale, von der das Wasser in ein Bassin läuft, fächelt uns angenehme Kühle an. Uns zu Füßen liegt die Villa Taverna, durch eine Cypressenallee mit dem höher gelegenen kasernenartigen Palazzo Mondragone verbunden, an dessen graue Wände Pinien und Steineichen ihre Äste schmiegen. . . . Unten im Schatten vergnügen sich einige Jungen, durchweg hübsche Gestalten; sie spielen mit piastrelle (Steinchen) und verzehren dabei frohgemut ihren

Imbiß. An einem von ihnen fällt mir die tiefe, in die Seele dringende Stimme auf. Solch ein ehernes Organ ist nicht selten in der römischen Campagna anzutreffen. Es war eine Stimme, wie geschaffen für einen Cäsar, um der Welt Gesetze zu geben, oder einen Papst, um den Erdkreis zu segnen, zu verfluchen.

Wie oft hörte ich im Winter vom Balkon die jungen Campagnolinnen singen, wenn sie dort am Abhange in dem großen Ölgarten in Scharen die Oliven pflückten. Die eine kletterte auf den niedrigen Baum, die andere hielt den Korb und fing die kleinen Früchte auf, die hier auch dem Ärmsten das Mahl würzen. . . .

In einem Nebengebäude der Villa, wo der wackere Cencio als Hausbesorger waltete, ward im Souterrain das Öl aus dem grünlichweißen Fleische der Olive gepreßt, wobei ein Ochse im Kreise um einen Steinbottich ging und den Mühlstein drehte.

Cencios Töchterlein Antonia erkennt vom Fenster des Wirtschaftsgebäudes aus den Forestiere, der seinerseits Mühe hat, das Kind wiederzuerkennen, das mittlerweile zur Jungfrau aufgeblüht ist. Sie ruft mir guten Tag zu und eilt mit ihren jüngeren Brüdern Luigi und Checchino auf mich zu. Sie zeigt auf Checchino und sagt: „Erinnern Sie sich dieses Jungen da? Ich habe ihn damals noch auf den Armen getragen."

„Und wo sind," frage ich, „die anderen Geschwister?"

Die Mutter, eine Campagnolin von fahlem, gelbem Teint, mit großen müden Augen, hat sich zu uns gesellt, und wehmütig giebt sie Bescheid: „Agnese, Elvira und Arrigo sind tot und ruhen dort auf dem Campo Santo. . . .

Akazien und Lorbeerbäumen, von welch letzteren die grünen Beeren in Fülle hingen. Die Aussicht ging auf das nahe Thal und die fernen Berge. Eine liebliche Landschaft, wie sie etwa von den Gemälden Peruginos her bekannt ist. Unten vereinigen sich Chiana und Paglia, und weiter rechts unterhalb Castigliones fließt die so verstärkte Paglia mit dem Tiber zusammen. Die dunkleren Hanfsaaten dort wechseln mit dem helleren Weizen, daneben wachsen Bohnen, Kartoffeln und Mais. Oliven und Reben dehnen sich hin, und es fehlt nicht die Canna (Rohr), die einst die Trauben stützen wird.

Zerstreute Bauernhäuser ringsum! Jenes große Gebäude, die „Badia", ein turmgekröntes Kloster, zwischen Feigenbäumen und Kastanien versteckt, ist jetzt auch zu einem Bauerngute umgewandelt. Von weitem schimmern die Häuser von Civitella und Lugnano — alte, graue Nester, die an den Hügeln kleben. Und in blauem Duft verloren sind die Berge von Norcia.

Feierliche Ruhe umfängt uns; man hört den Geist des Mittelalters durch das Thal unten schleichen. . . . In dem an den Giardino angrenzenden Amphitheater laufen in einem von Grün umzäunten Kreise die Hennen um die Wette. . . .

Villa Falconieri bei Frascati.

Fast ein Jahr lang lebte ich in einem wirklichen „Tusculanum". Es war nur wenige Schritte von Ciceros „Tusculanum" auf den lateinischen Hügeln. Trat ich

aus meiner Villa — sie gehörte allerdings leider nicht mir —, so hatte ich vor mir die Anhöhe, unter deren grünen Büschen einst Cicero philosophiert, Crassus und Hortensius sich im Reden und Lucullus im Essen geübt. Verzeihe es mir Cicero, daß ich mich seiner nicht unbefangen freuen konnte. „Die fürchterliche Öde dieses ebenso leeren wie voluminösen Skribenten" — dieses Todesurteil, das Theodor Mommsen ihm gesprochen, es wollte nicht mehr von mir vergessen sein.

Ich habe um Tusculum gelebt, ohne „Tusculanische Disputationen" zu schreiben. Wozu mich unnützerweise dem Verdammungsvotum einer unerbittlichen Professorenschnauze eines zukünftigen Jahrtausends aussetzen?

Indessen will ich die Erinnerungen an mein Tusculanum auffrischen.

Mein Tusculanum war Villa Falconieri bei Frascati. Die verfallenste unter den großen Villen um Frascati ist sie.

Schon vom Eisenbahnwagen schaut man sie, kommt man von Rom her, aus einiger Entfernung, wie sie, auf der Höhe thronend, die Campagna beherrscht.

Ich wohnte in ihr acht Monate hindurch während des Jahres 1887. Nach mehrjähriger Abwesenheit von Rom sah ich sie an einem schönen Junitage des Jahres 1891 wieder.

Ein prachtvoller Morgen war's, als ich der Wölfin und ihren beiden Schutzbefohlenen, die auf der Bahnhofshalle Roms im Relief prangen, Ade sagte. Der Zug setzt sich in Bewegung. Noch einmal betrachten wir die vielen Kirchen, die Stadtthore und die ehrwürdige aurelianische Mauer. Dann geht es an den majestätischen Aquädukten

gonnen. Vom Chor her ertönte das „Lauda Zion“. Ich hörte eine Fistelstimme und fragte meinen Begleiter, einen Orvietoaner: „Ist diese Primadonna Ihre Landsmännin, und ist sie schön?“ Er antwortete: „Die Primadonna ist ein — Mann, Signor M. aus Rom.“

Im Dom, dessen Inneres sich nach langjährigen Restaurierungsarbeiten merkwürdig verjüngt hatte, spazierte das Volk festlich hin und her.

Vergeblich suchte ich nach Volkstrachten unter den Landleuten. Hie und da bei den Frauen ein geblümtes Kopftuch, ein geblümtes Kleid — ecco tutto. Auch diesen Menschen ist also der Sinn für Farben abhanden gekommen. Je mehr man sich von Rom her Toscana nähert, desto einfacher wird der Anzug. Vollends bei den höheren Schichten hat sich Vielfältigkeit und Buntheit der Gewandung verloren.

Im Dom war es wie in der Oper. Die Geistlichen machten ewige Knixe, das Publikum schwätzte. Plötzlich kam Bewegung in die Menge; von der Sakristei her nahte der Held des Tages, der Abgesandte des Papstes, Kardinalvikar Parocchi; ihm ging ein Stab von Priestern voraus, und ein solcher folgte ihm. Se. Eminenz war ganz in Purpur gehüllt. Der Kardinal bewegte sich mit Mühe, denn er ist einer der korpulentesten Männer im Heiligen Kollegium. Vielleicht ist er auch darum etwas unversöhnlich, weil es ihm nicht leicht wird, sich aus der schwerfälligen Leiblichkeit zu freieren, unserer Zeit entsprossenen Ideen emporzuraffen. Er war endlich bei jener Capella della Madonna di San Brizio angelangt, deren Wände Signorellis dramatischer Pinsel so hoch geadelt hat. Der

Kardinal allerdings hatte kein Auge für jene Toten an den Wänden, die sich aus den Gräbern schmerzlich herauswinden und der Wiedergeburt entgegenlechzen. Unter grauseidenem Baldachin saß er da, starr, regungslos. Sein ganzes Leben drängte sich in den trotzig geschlossenen Lippen zusammen. Er schaute drein wie der dies irae. Der Kleriker neben ihm war ganz — Nase. Lange brütete der Kardinal vor sich hin, und was er that und nicht that, thaten die seraphischen Erzbischöfe von Siena und Perugia und der weniger seraphische von Spoleto. Und das that auch das Dutzend Bischöfe, die von Orvieto und Terni, Foligno und Città di Castello, Poggio-Mirteto und Assisi, Norcia und Città della Pieve, Gubbio und Todi, Narni und Rieti. . . .

Und nun rauschte es wie von weiblichen Toiletten. Die Kirchenfürsten legten andere Gewänder an. Auch der Kardinal ward angekleidet. Über dem weißen Hemd schimmerte die goldene Pianeta, und eine goldene Mitra bedeckte sein Haupt. Aber vor allen stattlich erschien der Bischof von Orvieto. Einen prachtvollen Hirtenstab, ein Wunderwerk der Schule Cellinis aus dem Cinquecento, hielt er in Händen. Auf dem Haupte eine Mitra, blickte er auf noch sechs andere Mitren nieder. Neben dem Papste, dem Bischof von Rom, hat in der Christenheit nur noch der Bischof von Orvieto das Recht auf sieben Mitren. Dieses Privilegium haben die Päpste, die sich so oft in schweren Tagen nach Orvieto flüchteten, den Bischöfen der Stadt verliehen. Alle übrigen Bischöfe verfügen nur über zwei Mitren.

Begleitet von dem geistlichen Heerbann, schritt der

Kardinal zum Hochaltar. Nachdem er lange geheimnisvoll geflüstert, setzte sich die Prozession in Bewegung.

Seit 1870 dürfen sonst in größeren Städten Italiens keine öffentlichen Prozessionen mehr statthaben. Für dieses Verbot war der Grundsatz maßgebend, kein Kultus, auch nicht der katholische, sollte berechtigt sein, sich der Öffentlichkeit aufzudrängen. Der Staat argumentiert: Willst Du andächtig sein, so bete in Deinem stillen Kämmerlein oder in Deiner Betstube oder in Deiner prunkvollen Kathedrale. Aber Religion sei Deine Privatangelegenheit, und vor dem Staatsgesetze sei der Bischof nicht privilegierter als der Pastor, der Rabbi oder der Offizier der Heilsarmee.

In Orvieto war die Prozession ausnahmsweise gestattet, denn es galt ein historisches Fest zu feiern.

Vom Palazzo Fumi auf dem Corso durfte ich den Zug betrachten, der sich drei Stunden lang durch den Ort schlängelte. Blumen breiteten sich wie Teppiche längs der Straßen mit den verwitterten Palästen und düsteren Portalen. An das Mittelalter erinnerten die vielen Innungen und geistlichen Brüderschaften in Pilgermänteln und Kapuzen. Mit brennenden blumenumwundenen Kerzen in der Hand gingen sie in so weiten Abständen hinter einander, daß sie sich wie verlorene Lämmer durch die Stadt zogen. Da sah ich, wie Armut erfinderisch ist. Ein zerlumpter Junge fing auf dem Rücken der Hand den Talg auf, der von den Kerzen tropfte, und bald hatte sich eine starke weiße Schichte abgelagert. Er wird mit diesem heiligen Talg ein Geschäftchen gemacht haben.

Die Prozession war mehr pompös als malerisch, lange

nicht so malerisch wie andere, die ich in kleinen Orten Italiens gesehen. Und welch eine sonderbare Zusammenstellung von Farben! Da ein meergrüner Mantel mit Scharlachkapuze, dort ein himmelblauer mit ziegelroter Gugel. Wunderbar lieblichen Anblicks aber waren die Zöglinge des spanischen Ordens der Mercedari. Sie hatten lange weiße Wollröcke an, und wie sie so, zumeist reizende Gestalten, Fackeln tragend, schüchtern die Augen zu Boden senkten und die Sonne ihnen auf das schwarze, von der Tonsur gelichtete Haar niederbrannte, ähnelten sie jenen demutsvollen Figuren, die auf den Gemälden Fra Angelicos im Golde schwimmen. Da aber folgten auf sie, wie Prosa hinter Poesie, eine Schaar Landpfarrer, zumeist mit großen Nasen und scharfen Brillen. Dann kamen Seminaristen in hochgeschlossenen schwarzen Anzügen, von denen weiße Bänder hingen. Hierauf barmherzige Schwestern mit weißen Hüten, umgekippten Kähnen vergleichbar. Dazwischen Fahnenträger; einer mit dem rotdamastenen wappengestickten Gonfalone der Kathedrale. Sechs Musikbanden, unter denen die von Orvieto und Valmontone sich besonders bemerkbar machten. Die Männer in kaffeebraunen Anzügen und weißen Federbüschen bliesen sich auf den großen Trompeten die Seele aus dem Leibe. In diese Gruppen gemengt waren bekränzte Mädchen, die wie Genien Blumen streuten. An sie schlossen sich die Bischöfe und Erzbischöfe. Hierauf trugen acht Priester unter einem Baldachin das von dem großen Goldschmied Ugolino von Siena im 14. Jahrhundert gefertigte silberne Tabernakel mit dem Santissimo Corporale, dem Kelchtuche, das sozusagen die Geschichte erzählt, wie der Dom von Orvieto entstanden.

Man kennt die Legende durch Rafaels „Meſſe von Bolſena“. Es war während der Regierung des Papſtes Urban IV., als im Jahre 1263 einem deutſchen Prieſter, der in Bolſena bei Orvieto die Meſſe las, Zweifel an der Verwandlung der Hoſtie kamen. Da ſah er plötzlich Blut aus der Hoſtie fließen, und es beſpritzte das Kelchtuch. Der Papſt, der gerade in Orvieto reſidierte, hörte davon und befahl dem Biſchof der Stadt, das Tuch nach Orvieto zu bringen. Durch die Bulle „Transiturus“ ordnete nun Urban IV. die Feier Corpus Domini an, welche die Gläubigen an die Transſubſtantiation gemahnt. Bald darauf, unter Papſt Nikolaus IV., wurde der Grundſtein zu dem Dom gelegt, der das Wundertuch bergen ſollte. Und eben dieſem blutigen Kelchtuche galt das Feſt und die Prozeſſion.

Gleich hinter dem Tabernakel kam der Kardinal. Aller Blicke waren auf ihn gerichtet. „Ecco il papa futuro“, hörte ich jemand. Hat aber dieſer Prophet auch richtig geweisſagt?

Geduldig harrte das Publikum, harrten insbeſondere die ſchönen Frauen von Orvieto an den Fenſtern, von denen verblaßte ſeidene Tapeten hingen, ſtundenlang aus, bis endlich um Mittag die Prozeſſion unter Glockengeläute und Pſalmengeſang in den Dom zurückkehrte. — Die Straßen leerten ſich, die Menge verlor ſich in den Trattorien.

Auch wir labten uns nach den Mühen des Vormittags bei einem köſtlichen Mahle im Hauſe unſeres Gaſtfreundes. Es fehlte nicht der Aal aus dem See von Bolſena, und mit der ſüßen goldenen Blume von Orvieto ſchlemmten wir den geſchmeidigen Geſellen, den Höfling unter den Fiſchen, hinunter.

Der Abend brachte einen profanen Epilog zu der myſtiſchen Symbolik des Tages. Wohl zehntauſend Menſchen beſetzten in Erwartung einer Tombola den Domplatz. Es gab mehrere Gewinnſte in der Geſamthöhe von 2000 Lire. Die untergehende Sonne verklärte die Faſſade des Doms, den das Volk lachend und ſchreiend belagerte. Auch der nahe alte Papſtpalaſt war blockiert. War eine Nummer gezogen, ſo pfiff das Volk den Sieger aus. Ein Buckliger hatte gewonnen — nun gab es, als die Trompete den Sieg verkündete, der unedlen Heiterkeit kein Ende. . . .

Als ich des Abends den Dom betrat, dämmerte das Heiligtum geiſterhaft beim Scheine der Lämpchen.

* * *

Noch hatten die guten Orvietoaner nicht ganz den Kelch der Feſtesfreuden geleert. Aber ſchon hatte ſich das viele Volk aus Umbrien verlaufen, und ich konnte in Ruhe mich in der Stadt umthun. Sie ſchläft faſt noch den Schlaf des Mittelalters. Es reiht ſich Stillleben an Stillleben.

Da ein idylliſcher Platz mit moosbewachſenen mittelalterlichen Gebäuden.

Dort ein Garten mit einem Jahrhunderte alten Brunnen, auf den ſich Feigenbäume und Palmen, der Lorbeer und die Roſe niederſenken.

Auf einem Balkon taucht hinter Nelken der ſchwarze Kopf einer jungen Orvietoanerin auf; ſie koſt eine weiße Katze.

Unten ſonnt ſich an der grauen Mauer das Pferd und ſtampft ungeduldig den Boden.

Auf Holzbänken sitzen die Leute vor der Osteria, wischen sich den Schweiß von der Stirne und schlürfen den funkelnden Wein.

Hier ein altes Dominikanerkloster, zur Kaserne umgewandelt, und in dem säulenumgebenen Klosterhofe schießen Bersaglieri nach der Scheibe. . . .

Ich trat in die Kirche San Rocco. Und was sah ich? An einer Seitenwand lehnte eine schwarze Tafel, auf der zu lesen war „Mostra bestiame". Es war noch von der letzten Viehausstellung her.

Der Bildsäule des heiligen Rochus hatte man einen Teppich umgehängt. Unter einem großen Kreuze saß der mir von Rom her wohlbekannte Raffaele De Cesare, der Geschichtschreiber des letzten Konklaves, mit einem weißen Tuche um den Kopf, von dem er den Schweiß trocknete, und vor sich hatte er eine Anzahl voller Flaschen. Ich begrüßte ihn und sagte: „Signore, ich weiß nicht, was soll das?"

Und lächelnd erwiderte er: „Ich bin von Rom gekommen, da ich zur Jury gehöre, welche die Preise an die Aussteller zu verteilen hat." In dem gegenüberliegenden prachtvollen Palazzo del Monte di Pietà wurde nämlich eine Ausstellung von Weinen veranstaltet. Und De Cesare schlürfte einen Tropfen nach dem andern und schnalzte mit der Zunge. Er mußte wohl einer der größten Kenner der Weine Umbriens sein. Und dann diktierte der stämmige Neapolitaner mit dem Cäsarenkopfe sein Urteil in einer Donnerstimme, daß der gute Rochus zu zittern begann. Wo einst der Barfüßer heilige Gesänge erklungen, ertönt nun der Ausspruch des Gerichts: „Qualità buona, ma

troppo grassa!“ (Gute, aber zu fette Sorte.) Es war ein Wein, dick wie Öl. Und all' das mußten die in Fresko gemalten Heiligen in den Nischen, nach den einen aus der Schule Peruginos, nach den anderen aus der Signorellis, über sich ergehen lassen.

Auch manches andere hat sich in der alten Stadt der Päpste verändert. Ein nach einem Juden benanntes „Piazzale Cahen“ entdeckte ich, und auf diesem Platze spazierten prächtige schwarze Böcke mit Knebelbärten, um die sie jeder Gentleman beneiden mochte. Signor Cahen war einer der größten Unternehmer Roms und als Besitzer vieler Bauplätze in den „Prati di Castello“ der nächste Nachbar Sr. Heiligkeit.

In Orvieto besucht man auch den Pozzo di San Patrizio, den mächtigen cylindrischen Brunnen, der, ein nach unten gekehrter Turm von Pisa, sich tief in die Erde bohrt. Ein Junge ging mit einer Riesenlaterne voraus; über uns gähnte ein Ausschnitt blauen Himmels. Wenn sich auf den beiden Spiraltreppen, die in je 250 Stufen zu dem Wasser hinunterführen, durch dieses Reich der Nacht eine Prozession von Fackeln tragenden Männern bewegte! Es gäbe einen dämonischen Anblick. — In dieser Unterwelt haust manche Schlange, und sie kriecht empor zum Tageslicht. Als wir wieder im Freien waren, wurden wir zwei Schlangen gewahr. Mehrere Jungen stürzten sich auf die willkommene Beute und schlugen die Schlangen mit Klötzen tot.

Von dieser nächtlichen Wanderung, die ich bei hellichtem Tage machte, erholte ich mich in dem nahen Giardino Communale. Hier lustwandelte ich unter Pinien,

Akazien und Lorbeerbäumen, von welch letzteren die grünen Beeren in Fülle hingen. Die Aussicht ging auf das nahe Thal und die fernen Berge. Eine liebliche Landschaft, wie sie etwa von den Gemälden Peruginos her bekannt ist. Unten vereinigen sich Chiana und Paglia, und weiter rechts unterhalb Castigliones fließt die so verstärkte Paglia mit dem Tiber zusammen. Die dunkleren Hanfsaaten dort wechseln mit dem helleren Weizen, daneben wachsen Bohnen, Kartoffeln und Mais. Oliven und Reben dehnen sich hin, und es fehlt nicht die Canna (Rohr), die einst die Trauben stützen wird.

Zerstreute Bauernhäuser ringsum! Jenes große Gebäude, die „Badia", ein turmgekröntes Kloster, zwischen Feigenbäumen und Kastanien versteckt, ist jetzt auch zu einem Bauerngute umgewandelt. Von weitem schimmern die Häuser von Civitella und Lugnano — alte, graue Nester, die an den Hügeln kleben. Und in blauem Duft verloren sind die Berge von Norcia.

Feierliche Ruhe umfängt uns; man hört den Geist des Mittelalters durch das Thal unten schleichen. . . . In dem an den Giardino angrenzenden Amphitheater laufen in einem von Grün umzäunten Kreise die Hennen um die Wette. . . .

Villa Falconieri bei Frascati.

Fast ein Jahr lang lebte ich in einem wirklichen „Tusculanum". Es war nur wenige Schritte von Ciceros „Tusculanum" auf den lateinischen Hügeln. Trat ich

aus meiner Villa — sie gehörte allerdings leider nicht mir —, so hatte ich vor mir die Anhöhe, unter deren grünen Büschen einst Cicero philosophiert, Crassus und Hortensius sich im Reden und Lucullus im Essen geübt. Verzeihe es mir Cicero, daß ich mich seiner nicht unbefangen freuen konnte. „Die fürchterliche Öde dieses ebenso leeren wie voluminösen Skribenten" — dieses Todesurteil, das Theodor Mommsen ihm gesprochen, es wollte nicht mehr von mir vergessen sein.

Ich habe um Tusculum gelebt, ohne „Tusculanische Disputationen" zu schreiben. Wozu mich unnützerweise dem Verdammungsvotum einer unerbittlichen Professorenschnauze eines zukünftigen Jahrtausends aussetzen?

Indessen will ich die Erinnerungen an mein Tusculanum auffrischen.

Mein Tusculanum war Villa Falconieri bei Frascati. Die verfallenste unter den großen Villen um Frascati ist sie.

Schon vom Eisenbahnwagen schaut man sie, kommt man von Rom her, aus einiger Entfernung, wie sie, auf der Höhe thronend, die Campagna beherrscht.

Ich wohnte in ihr acht Monate hindurch während des Jahres 1887. Nach mehrjähriger Abwesenheit von Rom sah ich sie an einem schönen Junitage des Jahres 1891 wieder.

Ein prachtvoller Morgen war's, als ich der Wölfin und ihren beiden Schutzbefohlenen, die auf der Bahnhofshalle Roms im Relief prangen, Ade sagte. Der Zug setzt sich in Bewegung. Noch einmal betrachten wir die vielen Kirchen, die Stadtthore und die ehrwürdige aurelianische Mauer. Dann geht es an den majestätischen Aquädukten

vorbei in die Campagna, die in allen Farben schillert. Im Winde rauschen die Halme, wiegen sich Mohnblumen und Ranunkeln. Ein Wiesenteppich in prächtigem Kolorit erquickt das Auge — der gelbliche Sammet geht in taufrisches Grün über. Mittelalterliche Baronaltürme, kleine Tenuten, Überreste antiker Grabmäler heben sich von dem bunten Einerlei der Campagna ab.

Nach fast einstündiger Fahrt sind wir in Frascati. Blumenreiche terrassenförmige Anlagen ziehen sich vom Bahnhofe zum Städtchen. Die vielen Kutscher mit ihren Wägelchen, die Ciceroni mit ihren Maultieren von mir weisend, labe ich mich rasch in der „Trattoria del Leone“ mit goldgelbem „Pastoso“ (Wein), tausche Händedrücke mit alten Bekannten, grüße die Töchter Frascatis, die von nelkengeschmückten Balkonen winken, und mache mich alsdann auf den Weg zu meinem Tusculanum, das zehn Minuten vom Städtchen liegt.

Schon brennt die Sonne heiß hernieder. Kleine Pferde keuchen unter der Last großer Bündel an mir vorüber. Hunde lagern müde vor den Häusern. Hähne stellen sich mir selbstbewußt in den Weg und krähen mir nach den Jahren der Trennung von Frascati ein Willkommen entgegen. Eine neue Generation von Hähnen ist's, und die Alten haben den Jungen die Freundschaft für den deutschen Forestiere als heiliges Vermächtnis hinterlassen.

Wir stehen vor Villa Piccolomini, Eigentum des Fürsten Lancellotti, eines päpstlich gesinnten römischen Aristokraten. Über die Gartenmauer der mit Blumenbeeten und schattigen Alleen bedeckten Villa senken sich in mächtigen Büscheln die „Lacrime della Madonna“. Zwischen dieser

Mauer und einer zweiten, welche die dem Fürsten Borghese gehörige Villa Taverna umschließt und von der sich Rosen in Fülle herabneigen, führt es etwas bergauf.

Wir gelangen zu einem hohen, steinernen Portal mit eisernem Gitter. Dieses Thor rührt angeblich von Vignola her, dem großen Baumeister von St. Peter. Auf einer Steinbank ruhen wir ein wenig aus, und unser Blick schweift nach einem im Grün versteckten Casino hinüber. Dort schrieb Cäsar Baronius vor dreihundert Jahren seine „Annales“. Auf den Steinpflöcken vor uns sitzen zerlumpte Jungen und scherzen mit einem andern reizenden Knaben, von dem sie mir sagen, er wäre taubstumm. Ist er es oder giebt er es vor, um einen Soldo mehr zu ergattern?

Das ist Villa Falconieri. Eine hügelaufwärts sich ziehende Mauer faßt den Park ein. Nochmals bewundern wir das monumentale Thor, das der Falke (Falco) der Familie Falconieri bewacht. Eine gewaltige Eiche wächst aus dem Thor heraus, vor dem Ziegen und Schafe lagern.

Von den Bergen Umbriens steigen die Hirten im Winter in die Campagna nieder und treiben die Herden auf die saftigen tusculanischen Hügel. Da gehen sie in zottigem Pelz, in der Faust den knorrigen Stab, den sie in stolzer Ruhe wie ein Scepter tragen, hinter ihren Tieren einher, die unter den Oliven grasen. Ohne den Schäfer mit dem sanften Lamm kann man sich kaum die römische Campagna denken. Er ist eine ständige Figur, gerade so wie der Reiter, der, den wallenden, grüngefütterten Mantel um die Schultern und die Lanze in der Hand, auf dem Renner dahinrast.

Es ist Mittag geworden. Von Frascati her tönen die Glocken. Das Gras ist frisch gemäht, Heuduft strömt uns entgegen. Wir biegen um eine Ecke, wandeln zwischen Lorbeersträuchern, Brombeerhecken, Ericaceen. Ein zweiter Mauerkranz, von einem Portal mit schönen Kapitälern durchbrochen, umgürtet die Villa. Steineichen in undurchdringlichem Dunkel neigen sich herüber. Rechts und links vom Thore ist je eine Nische mit der Statue eines Landmanns, zu dessen Füßen ein Faß liegt.

Nun finden wir uns in einer Art heiligen Hains. Hier hat mancher Dichter und Künstler den Göttern seinen Becher dargebracht. Elliptische Steintische stehen da, aber keine weiße Decke, sondern welke Blätter decken sie noch vom Herbst her. Pferde weiden, wo sonst fröhliche Menschen geweilt. Arbeiter verzehren im Schatten der Mauern ihr Mittagsmahl. Aus einem Fäßchen zapfen sie Wein. Auch der weißbärtige „ministro di casa“ (Hausverwalter) ist unter ihnen. An ihre schwarzen Hüte haben sie Rosen oder Nelken gesteckt. Einer liest, während er ißt, im „Messaggiero“, dem römischen Blatte, das damals soviel von Raub und Mord zu erzählen wußte. Ich nähere mich vertrauensvoll der Gruppe — scheu blicken sie mich an. Vom 1. Mai wohl, dem Tage der internationalen Verbrüderung aller Arbeiter, war auf dem Grunde ihrer Seele ein Satz von Mißtrauen gegen Nichtarbeiter zurückgeblieben, das im „Messaggiero“ noch Nahrung fand.

Die Villa erglänzt in der Mittagssonne. Aber tot ist es nun in dem gewaltigen Gebäude, in dem vor Jahren munteres Treiben war. Wo sind sie alle, die damals hier lebten? Der römische Graf Filippani, diese

liebenswürdige Gestalt aus Pius' IX. Tagen, der die Prachträume im Parterre bewohnte und mit dem ich in dem heißen Sommer 1887 manche Stunde verplauderte, hat mittlerweile das Zeitliche gesegnet. — Der derbe Pächter der Oliven- und Rebenpflanzungen, der hier länger als ein Dezennium seine Wirtschaft hatte, ist mit Weib und Kind davongeflogen. Nicht mehr höre ich die Stentorstimme dieses Halbfranzosen und Halbitalieners, der so weiblich zu fluchen verstand, daß davon die Mauern des alten Palastes erbebten. Auch vermisse ich des Hauses getreuen Wächter, den schwarzen Riesenhund, der, als er noch nicht die Ehre hatte, mich genauer zu kennen, mir in die Waden fiel und mich so zurichtete, daß ich, wenn auch nicht nach dem Arzte, so doch nach dem — Schneider von Frascati schicken mußte. Und dieser sprach: „Signore, Ihre Hosen sind verloren!" — Sultan pflegte vor der Villa zu kauern.

Doch mancher sehnt sich, mit uns die offene Halle zu betreten, vor der in ziegelroten Töpfen kleine Citronenbäume gedeihen. Wir setzen uns auf eine auf alten Kapitälern fußende Marmorbank und lesen die beiden Inschriften, aus denen wir erfahren, daß die Päpste Gregor XVI. und Pius IX., der eine im Jahre 1831, der andere 1851, die Villa mit ihrem Besuche beehrten. — In welch überschwänglichem Latein tönt doch dies von den Wänden!

Wir besuchen die Hauskapelle. Der spätere Kardinal Alessandro Falconieri hat sie im Jahre 1701 erbaut. Noch heute pilgern die Landleute aus der Umgebung hieher, an Sonntagen ihre Andacht zu verrichten. Kapuziner aus dem nahen Kloster kommen, die geweihte Kerze in der einen,

die Sammelbüchse in der anderen Hand, und leiten den Gottesdienst.

Ein Wort über die Geschichte der Villa Falconieri. Alessandro Rufini, Bischof von Melfi, ließ sie, so wird berichtet, zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts aufführen. Sie ist vielleicht die älteste unter den Villen Frascatis. Ursprünglich hieß sie Villa Rufini. Ein kleineres Seitenstück zu ihr war drüben auf der tusculanischen Höhe die Villa Rufini oder Tusculana, zu der man durch eine schattige Allee gelangt und von der man die Aussicht auf die unten befindliche Villa Falconieri mit ihrem Teiche und ihren Cypressen genießt. So ganz sicher ist es aber nicht, daß Rufini der erste Besitzer der Villa war. Andere nennen Papst Paul III. aus dem Hause Farnese, den Förderer der Künste, den Mäcen Michelangelos. Paul III. ließ eine Münze prägen, die auf der einen Seite sein bärtiges Porträt, auf der andern eine Ansicht von Frascati mit der Villa zeigt. Diese kam später in den Besitz des Kardinals Sforza und endlich im siebzehnten Jahrhundert an die Falconieris, die aus Toskana stammen.

Drei Falconieris trugen den Purpur. Zuerst Lelio Falconieri, der sich 1643 in Rom niederließ; dann empfing im Jahre 1723 Alessandro Falconieri den roten Hut, und der letzte männliche Nachkomme dieses Hauses, Erzbischof Orazio Falconieri von Ravenna, starb als Kardinal unter Pius IX.

Bis vor kurzem war Fürstin Lancellotti, Tochter des Fürsten Aldobrandini, Herrin der Villa. Sie hatte das Haus von der mit den Falconieris verschwägerten Familie Carpegna gekauft, die es im Jahre 1865 erbten. In

neueſter Zeit iſt die Villa in den Beſitz der Trappiſten übergegangen.

Die Villa erfuhr im Laufe der Jahrhunderte manche Umgeſtaltung, manche Verſchönerung. Die Faſſade rührt von dem Architekten Francesco Borromini her, der im Dienſte der Falconieris ſtand.

Aus der offenen Vorhalle geht es in die freskengeſchmückten Säle. Ciro Ferris Pinſel hat ſich hier im ſiebzehnten Jahrhundert verewigt. Männer im Turban, Neger, allerlei exotiſche Typen ſind auf die Wände hingeworfen. Auch Bildniſſe von Mitgliedern des Hauſes Falconieri ſind zu ſehen. Dann gepuderte Köpfe, Figuren aus der Rokokozeit. Weiter Ölbilder von Herzendorff, wie der Triumph des Bacchus, der Raub des goldenen Vließes und andere Sujets. Manche der Gemälde werden auf Carlo Maratti, den Reſtaurator der Rafaelſchen Fresken im Vatikan, zurückgeführt. Im Jahre 1727 zeichnete hier Ghezzis liebenswürdige Laune verſchiedene Karrikaturen.

Gelungen iſt Pater Rocco, ein neapolitaniſcher Dominikaner, der im achtzehnten Jahrhundert durch ſeine draſtiſchen Predigten viel Volk an ſich lockte. Den Kneifer auf der Naſe, den Stock unterm Arm bietet er einen komiſchen Anblick. Von den noch friſchen Farben der Gemälde ſtechen die verblaßten Fauteuils und Divans ab, aus denen man faſt ſchließen möchte, daß ein verarmter Edelmann hier wohne. Fadenſcheinig ſind die grüngepolſterten vergoldeten Armſtühle, und der Billardtiſch iſt längſt zum Invaliden geworden.

Wir vergeſſen dieſen Trödel, wenn wir von dem Balkon des Schlafzimmers hinunterſchauen. Vor uns gleich

Frascati mit dem Dom und dem alten Mauerwerk dicht an einander gereihter Häuser, dort die Campagna und in der Ferne Rom mit der Peterskuppel, die wie ein heiliger Gedanke im Äther schwebt. Rechts die Sabinerberge, und das Nest, das an ihnen lehnt, Tivoli. Links verliert sich die Ebene in einen silberweißen Streifen, der den Horizont begrenzt, — das Tyrrhenische Meer.

Wie zaubervoll ist es hier bei Nacht, wenn die Sterne auf die Campagna niederscheinen, wenn in Frascati an den Tagen der Heiligen Feuerwerke aufflackern, wenn aus der Weite das elektrische Licht vom Bahnhofe zu Rom wie eine Sonne in die große Wüste hinausstrahlt. Und aus der Ferne hört man die gedämpften Töne eines melancholischen Volkslieds; es quaken die Frösche, und in den Büschen schlagen die Nachtigallen. . . . Man begiebt sich zur Ruhe und entschlummert süß unter der mit schwebenden Genien, Guirlanden, Blumen, tropischen Gewächsen bemalten Decke. . . .

Doch jetzt ist es nicht Nacht, sondern heißer Nachmittag. Wir treten auf den Balkon an der Rückseite des Hauses. Kahl, schmucklos, schmutzig ist hier das Gemäuer, aus dem wohl hundert Fenster glotzen. Von einer marmornen Schale, von der das Wasser in ein Bassin läuft, fächelt uns angenehme Kühle an. Uns zu Füßen liegt die Villa Taverna, durch eine Cypressenallee mit dem höher gelegenen kasernenartigen Palazzo Mondragone verbunden, an dessen graue Wände Pinien und Steineichen ihre Äste schmiegen. . . . Unten im Schatten vergnügen sich einige Jungen, durchweg hübsche Gestalten; sie spielen mit piastrelle (Steinchen) und verzehren dabei frohgemut ihren

Imbiß. An einem von ihnen fällt mir die tiefe, in die Seele dringende Stimme auf. Solch ein ehernes Organ ist nicht selten in der römischen Campagna anzutreffen. Es war eine Stimme, wie geschaffen für einen Cäsar, um der Welt Gesetze zu geben, oder einen Papst, um den Erdkreis zu segnen, zu verfluchen.

Wie oft hörte ich im Winter vom Balkon die jungen Campagnolinnen singen, wenn sie dort am Abhange in dem großen Ölgarten in Scharen die Oliven pflückten. Die eine kletterte auf den niedrigen Baum, die andere hielt den Korb und fing die kleinen Früchte auf, die hier auch dem Ärmsten das Mahl würzen. . . .

In einem Nebengebäude der Villa, wo der wackere Cencio als Hausbesorger waltete, ward im Souterrain das Öl aus dem grünlichweißen Fleische der Olive gepreßt, wobei ein Ochse im Kreise um einen Steinbottich ging und den Mühlstein drehte.

Cencios Töchterlein Antonia erkennt vom Fenster des Wirtschaftsgebäudes aus den Foreſtiere, der seinerseits Mühe hat, das Kind wiederzuerkennen, das mittlerweile zur Jungfrau aufgeblüht ist. Sie ruft mir guten Tag zu und eilt mit ihren jüngeren Brüdern Luigi und Checchino auf mich zu. Sie zeigt auf Checchino und sagt: „Erinnern Sie sich dieses Jungen da? Ich habe ihn damals noch auf den Armen getragen."

„Und wo sind," frage ich, „die anderen Geschwister?"

Die Mutter, eine Campagnolin von fahlem, gelbem Teint, mit großen müden Augen, hat sich zu uns gesellt, und wehmütig giebt sie Bescheid: „Agneſe, Elvira und Arrigo sind tot und ruhen dort auf dem Campo Santo. . . .

Ich will hoffen, daß sie ins Paradies gelangen." — Und nun erzählt sie, wie das eine Kind plötzlich einen bösen Hals bekommen und in den Windeln gestorben . . . die anderen habe das Fieber weggerafft. . .

Diese traurigen Nachrichten erfahre ich, während wir weiter gehen und auf Treppen zu einem dunklen grünen Teiche emporsteigen, den im Rechtecke Cypressen in dichten Reihen umsäumen. Hier sieht es wie auf einer Toteninsel aus. An dieser düstern kleinen Welt mochte sich der Pinsel Böcklins berauscht haben. Hierher dringt nicht der Lärm der Welt. Dieser Teich ladet müde Seelen zum Ausruhen ein. Auch ich habe eine gute Weile auf einem Steine gesessen und meine Begleiter nach allen Frascatianer Bekannten ausgeforscht. Welch eine Verheerung doch der Zeitraum von wenigen Jahren in den Reihen der Lebenden anzurichten vermag! . . .

„Wie geht es," erkundige ich mich, „unserem Freunde, dem Kanonikus Don Domenico Spagnoli? . . ."

„È morto!" erwidert die Campagnolin.

Wie? Tot der gute Don Domenico, auf dessen tonsurgeschmücktem Haupte sich noch kein Silberfaden zeigte? — Ich sehe ihn vor mir, den untersetzten, wohlbeleibten Herrn mit der Soutane und dem breiten Priesterhut — — ein Lächeln umspielte stets seine Lippen, und seine Augen glänzten in Heiterkeit. Seine Stimme klang hell wie eine Glocke. Er war eben nicht nur Professor am theologischen Seminar in Frascati, sondern auch ein geschätztes Mitglied im Chor der sixtinischen Kapelle. Oft erzählte er: „Heute muß ich nach Rom, denn morgen werde ich vor Sr. Heiligkeit und den Kardinälen singen." Sein großer Kopf stach unter

den Sängern hervor, die der edle Muſtapha dirigierte. Don Domenico war ganz Begeiſterung, wenn er unter den Deckengemälden Michelangelos ſeinen Cantus anſtimmte. Da warf er wohl auch einen Blick nach dem Presbyterium; ſein Auge ſuchte ſeinen Biſchof, den Biſchof von Frascati, der mit den anderen Purpurgekrönten vor dem Beherrſcher der katholiſchen Welt kniete. Damals war Kardinal Howard eine blühende Erſcheinung. Heute iſt er, der einſt in Rom der ſtattlichſte unter den Bannerträgern der Kirche war, tot. . . . Der Biſchof tot, der Kanonikus und Sänger tot. — —

„Und was iſt denn," frage ich weiter, „dem guten Don Domenico ſo plötzlich geſchehen?"

„O, das iſt eine lange Geſchichte," bekomme ich zur Antwort. „Er hatte den unglücklichen Einfall, ein kleines Journal zu gründen. Gut kirchlich, wie er war, zog er gegen ein Brüderpaar im Städtchen los, das andere Geſinnungen hatte, und in ſeiner Leidenſchaft ſoll er auch dem Andenken eines ihrer verſtorbenen Brüder nahegetreten ſein. Da rächten die Brüder den Toten. Baumſtarke Kerle, lauerten ſie eines Abends dem Canonico in der Nähe ſeines Hauſes auf, und als ſie in dem dunklen Gäßchen ſeiner anſichtig wurden, fielen ſie mit einer Heugabel über ihn her und brachten ihm eine Wunde an der Stirne bei. Der Prieſter lag einige Zeit krank darnieder, die beiden Frevler aber wurden ins Loch geſteckt. . . . Don Domenico genas. Als er wieder ſtark genug war, beſtieg er wie früher ſein Pferd und ritt zu ſeinen Geſchwiſtern nach Rocca Priora hinauf, um ſich bei ihnen zu erholen. Dort kannte ihn jedes Kind. Oft genug hatte er in dem Kirchlein dieſes ſeines Geburts-

ortes das Wort Gottes gepredigt. . . . Er vermochte aber die Kränkung, die er erlitten, nicht zu überleben. Ein Wurm zehrte an ihm, und langsam starb er hin, an einer Herzkrankheit, wie die Ärzte sagten."

Ich meinte fast, sein freundliches Antlitz im Spiegel des Teiches zu sehen. Manchmal hatten wir hier unter den Cypressen mit einander geplaudert, und er sprach von der Ketzerherrschaft, die über Italien hereingebrochen wäre, von den Nöten der heiligen Kirche, von seiner letzten Lektüre, Cesare Cantù's „Geschichte der italienischen Häretiker" und — merkwürdig genug — auch von Darwins „Entstehung der Arten". Und dann fragte er mich über die Vorgänge in Deutschland aus, über den mächtigen Bismarck und den heiligen Windthorst. — Nun ist Don Domenico tot, und ich konnte nicht einmal sein Grab besuchen, denn in dem in den Bergen versteckten Rocca Priora deckt ihn der Rasen. . . .

Ich mußte nun ans Scheiden denken. Antonia führte mich zu dem Gärtchen, das sich vor dem linken Flügel des Hauptgebäudes bis zur steinernen Balustrade erstreckt, die den Park gegen die Campagna hin umgrenzt. Traurig zeigte sie auf einen Mispelbaum, dessen Früchte so ganz zurückgeblieben. „Das hat", sagte sie, „der letzte strenge Winter gemacht. Auch wir haben in Frascati gefroren. Und sehen Sie, Signore, auch die Rosen haben gelitten."

Doch ihr aufmerksames Auge entdeckte manche gesunde Rose, die sie mit einem Gartenmesser vom Strauche schnitt. Sie wand mir die Rosen zum Strauße und sagte: „Leben Sie wohl! Auf baldiges Wiedersehen in Villa Falconieri!"

Re Umberto.

Re Umberto.

Einen Bürgerkönig hat am 29. Juli 1900 die Mörderhand eines Bresci getroffen.

Schon in seinem Äußern war er Bürgerkönig. Gerade wenn er um die heiße Zeit in Monza residierte, konnte man ihn mehr noch als in der Hauptstadt in seinem schlichten Gehaben schauen, das mit furchtloser Sicherheit gepaart war. Er glaubte sich ohne persönliche Feinde, wenn er auch die Monarchie im allgemeinen und die Italiens im besondern von Gegnern bedroht wußte. Wir sehen den mutigen, ritterlichen Souverän in einfachem grauen Anzuge, einen niedrigen Filzhut auf dem Kopfe, den er, ewig grüßend, lüftet, durch Mailands Straßen gen Monza hin im Wagen fahren — kein Adjutant an seiner Seite, nur ein Kutscher auf dem Bocke. Die behäbigen Mailänder Bürger, die Meneghins, wie sie im lombardischen Dialekt heißen — sie thun es geradeso, und es schien, als ob der König in Sommerzeit nicht anders sein wollte als sie.

Trat er ja auch in Rom nicht mit Pomp auf. Ja,

die Königin Margherita erkannte man schon aus der Ferne, wenn sie durch den Corso zur Villa Borghese fuhr. Scharlachrote Livréen leuchteten uns von weitem entgegen, und der Fremde fragte: Wer mag wohl der glänzende Insasse sein, die purpurgeborene Bürde, welche die Scharlachenen ziehen? — Nicht so der König! Seine Kutsche war mehr bürgerlichen Stils, seine Livrierten waren in schwarzem Kleide.

Über das farbenfrohe Italien hielt ein bescheidener, nüchterner Monarch das Scepter. Der einzige Luxus, den sich der Bürgerkönig gönnte, war die Generalsuniform, der Helm mit dem wehenden Federbusch. Doch auch in Uniform blieb er — Bürgerkönig. Die Erwählten des Volkes kamen nicht zu ihm, er kam zu ihnen. Und sollte er als Gast des Parlaments im Hause der Oberen oder der Gemeinen, in Palazzo Madama oder in Monte-Citorio, die Thronrede halten, so legte er, nachdem er sich vor Senatoren und Deputierten verbeugt hatte, den buschigen Helm ab und sprach entblößten Hauptes.

So kam bei ihm auch in äußeren Formen das Bekenntnis zum Ausdrucke, daß die Krone nicht wie ein Mirakel über den Volkseinrichtungen schwebe, sondern diese um der Einheit und der Ordnung willen ergänze. Welchen Schwung, welche Accente der Begeisterung für die patriotischen Ideale des Volkes verrät das Dutzend Thronreden, das er in zweiundzwanzigjähriger Herrschaft gesprochen! Von den ersten politischen Stilisten Italiens waren sie litterarisch verfaßt — doch ein unrhetorischer Mann interpretierte diese Hymnen auf Freiheit, nationale Einheit und italischen Ruhm. Es war nicht harmonisch, wenn, was

die enthusiasmierte Muse Italiens, was etwa eine Adelaide Ristori oder Eleonore Duse hätte deklamieren sollen, das unsonore, schrille, trockene Organ des Re Umberto, des Soldaten und Bürgers auf dem Thron, ohne Pathos verkündete.

Resigniert, wie er war, stellte er sich als pflichtgemäß repräsentativer Faktor allen nationalen Kundgebungen mit seiner Person zur Verfügung. Hätte er frei sprechen, etwa Reden improvisieren sollen, er hätte es nur kraft seines subjektiven Königsgefühls thun können — er that das nie. Wer erinnert sich, je aus seinem Munde eine Rede gehört zu haben, die sein war? Sprach er, so sprach ein Königsmund, der von der Konstitution bestellt und bestimmt war, ein Dokument abzulesen, dessen Urheberin seine Regierung war — und diese wieder als Mandatarin des Parlaments oder im Geiste desselben — und das der König mit seiner Flagge deckte. Wie anspruchslos nun muß er gewesen sein, wenn er, der der Rhetorik abhold war, in der Öffentlichkeit zuweilen als Sprecher hochtrabender Reden erschien, die der Augenblick erforderte.

Er hatte in seinem Wesen mehr vom Präsidenten einer Republik als von einem König. Und fühlte er sich König, so meinte er wohl eher, König durch den Zufall der Geburt als von Gottes Gnaden zu sein. Das stat pro ratione voluntas war ihm ganz und gar fremd.

Nie hat ein Fürst mehr die Konstitution geachtet als er. Das Wort „erster Diener des Staates", das dem Munde eines Preußenkönigs entstammt, steigerte sich bei ihm in der Richtung, daß er der erste Diener des Volkes sein wollte. Er hatte also kein Ich-Gefühl. Aber auch die sachliche, wir möchten sagen theoretische Strenge desjenigen,

der den Staat über alles stellt, war ihm nicht eigen. Darin lag seine Schwäche, darin seine Stärke.

Er erhob das Volk über alles. Er wollte in lebendigstem Kontakt mit den Massen sein, er hätte, wäre das zu erreichen gewesen, fast einen jeden kennen, einem jeden wohlthun mögen. Die letzte Stunde seiner Existenz ist bezeichnend für sein Dasein. Die Anwesenheit bei einem Turnerfest — sie war kein Zufall, kein aus einer königlichen Laune heraus geborenes Vorkommnis, sondern wie ein Staatsakt im Leben dieses biedern Volksfreundes auf dem Thron.

Seine Regierungszeit, die zweiundzwanzig Jahre währte, mag höchst wichtige Staatsakte enthalten — sie aber vollzogen sich unter ihm, nicht zunächst in ihm und aus ihm. — Re Umberto, die Persönlichkeit, setzt sich aus lauter demokratischen Zügen zusammen.

Und es war keine Demokratie, die sich, wie dies unter lateinischen Völkern gang und gäbe ist, in Trompetenton verkündete — er war das Gegenteil der Fanfaronade. Er war schlicht bis zur bourgeoishaften Entsagung — er hat das nationale Prestige Italiens, insofern es an monumentale historische Begriffe anknüpft, die in dem Worte Roma gipfeln, keineswegs gemehrt.

Die Natur hatte ihn nicht mit den äußeren Eigenschaften bedacht, in denen sich die nicht nur im Begriffe, sondern schon im Worte uns anschauernde, uns gebietende „Majestät" verkörpert. Nie hat eine Majestät so wenig herrschen wollen wie er. Eher war es Königin Margherita, die sich als Trägerin des Attributs Majestät fühlte und den König, der die Anspruchslosigkeit selbst war, in der Richtung

der Repräsentanz emphatisch ergänzte. Die Odendichter, die Sonettensänger hatten an Königin Margherita einen dankbareren Stoff als an Re Umberto. Auch sein Antlitz lud mehr zu wohlwollender Teilnahme als zum Besingen ein. Seine großen rollenden Augen waren etwas gläsern — er blickte starr, wie er starr sprach, bot dem Auge nicht mehr als dem Ohr. Und dicht und eisgrau legte sich ihm schon in frühen Jahren der Schnurrbart um die Oberlippe, und starrend und eisgrau war sein Haupthaar.

Was die Grazien an dem sonst vortrefflichen Manne versäumt, hatten sie in Fülle seiner Cousine gegeben, die über dreißig Jahre an seiner Seite leben sollte. Die Königin, Enkelin des Sachsenkönigs Johann, der als Dante-Forscher Philalethes hieß, sie war nicht nur als schöne Frau, sondern auch als Schöngeist das Gegenbild des königlichen Gemahls.

Was König Humbert hatte und nicht hatte, er schien es von den Vätern geerbt zu haben. Er war groß geworden am Hofe von Turin. Es war ein etwas nüchterner, geradliniger Hof. Er hatte nichts von den süßen, in Gemälden und Dichtungen fortlebenden Reizen der alten Höfe von Ferrara und Urbino. Es schwärmten hier keine Leonoren, es dichteten keine Tassos. Die Männer exerzierten viel, die Frauen beteten viel. Der General und der Jesuit waren eine Macht am Hofe von Turin, manchmal war gar der Jesuitengeneral die Allmacht. In dieses Staats- und Gesellschaftssystem ward Bresche gelegt durch die nationale Bewegung, die in den ersten Kinderjahren des Prinzen Humbert ihre mächtigen Wellen warf. Doch sollte je die Scharte von Novara ausgewetzt werden, so mußte der

militärische Geist aus seinen toten Formen heraus und zum lebendigeren Instrument der nach Freiheit und Einheit ringenden Nation werden.

In solcher strengen Zucht, die aber von den Idealen einer neuen Zeit vergoldet war, wuchs Humbert auf. Er konnte nicht zum Schöngeiste werden. König Viktor Emanuel II. erzog sich den Sohn für die Feldzüge, die für die Rehabilitierung des unter Karl Albert gedemütigten Italien unternommen werden sollten. Humbert hatte nicht viel Muße zum Lesen — seine angeborene Nüchternheit aber, der die ihm gewordene notwendige Ausbildung nicht entgegentrat und entgegentreten wollte, ward durch die großen Ziele und die großen Namen der Zeit in edle Bahnen gelenkt. Einen Cavour sah er seinem Vater zur Seite, Manzoni stand auf der Höhe des Ruhms, Verdi komponierte — der Genius Italiens stampfte überall große Männer aus dem Boden, die mit Begeisterung die Fahne für die Einheit Italiens schwangen. An all dem Feuer erwärmte sich auch das Soldatenherz Umbertos.

Er war, wie gesagt, kein Schöngeist. Aber sein Vater hatte den Mut besessen, vom Hofe von Turin, der spanischer war als irgend ein Hof, die alte Etiquette nach Kräften zu verbannen und allen, die irgendwie hervorragten, Zutritt zu gestatten. So kam es, daß Umberto mit den heterogensten Geistern in Berührung trat. Und er eignete sich eine Objektivität an, wie sie selten noch ein Fürst auf einem Thron besessen. Er wollte Gerechtigkeit auch denjenigen nicht vorenthalten, welche die Gegner des Hofes, Gegner der Monarchie waren. Schon als Prinz schaute er bewundernd zu Garibaldi auf, der doch oft genug im Gegen-

ſatze zum Hofe ſtand. Als König trauerte er, da Garibaldi tot war, um ihn wie um einen König. Und nicht einmal der Größe eines Mazzini verſchloß er ſich. Das neunzehnte Jahrhundert hat keinen ſchärferen und erfolgreicheren Widerſacher der Monarchie gekannt, als Mazzini. Und doch ſtellte ſich König Humbert mit hunderttauſend Lire an die Spitze der Subſkribenten, als es galt, Mazzini ein Denkmal aufzurichten. In ſo hohem Grade verſtand er es, aus den Schranken legitimiſtiſcher Traditionen herauszutreten. Ihm war Italien mehr als ſein Ich.

Ihm war aber auch darum eine ſeltene Volkstümlichkeit beſchieden. Dieſe baute ſich nicht etwa auf einer That von heroiſcher Poſe auf. Die Ernte war eingeſammelt, als er auf den Thron kam. Venedig und Rom — ſie gehörten beide längſt zu Italien. Humbert war nicht mehr im Mittelpunkte von Scenen von hiſtoriſchem Kolorit. Sein Vater hatte alles gethan — Verdienſt und Glück waren Viktor Emanuels Bundesgenoſſen geweſen. Der zweite König von Italien konnte nicht mehr auf ſolchem Sockel ſtehen wie der erſte.

Und nicht einmal der Menſch Humbert gab zu ſo pikanten und vielverbreiteten Anekdoten Anlaß, wie der menſchliche, allzu menſchliche Viktor Emanuel. Der Vater, der Re galantuomo, ein Mann voll ſinnlichen Ungeſtüms, von ritterlichen Neigungen, ein großer Jäger, der in allen Revieren pürſchte und ſich, als noch ſeine ſchlichte, fromme Gattin, Prinz Humberts Mutter, lebte, die ſchöne Roſina Mirafiori erjagt hatte! — der Sohn, mehr bürgerlich kühl, der vom Hafen der Ehe aus nur noch ſelten Abenteuer ſuchte, die aber nicht genug Zauber

für weitere Kreiſe hatten und ſchnell vor dem diskret ernſten Machtworte der Königin und Gebieterin zerſtoben! Der Vater — feurig, urſprünglich in Mutterwitz und Ausdrucksweiſe; der Sohn, ſtets die Züge voll herben Ernſtes und kaum fähig, zu lächeln. Viktor Emanuel konnte aus vollem Herzen lachen — hat man aber König Humbert lachen, ja lächeln geſehen? Das Lächeln, ſogar das Lachen, das ſonnige, volle, liebenswürdige Lachen beſorgte die Königin.

Und doch, warum dieſe Volkstümlichkeit, deren ſich König Humbert erfreute?

Zu ſeiner unendlichen Anſpruchsloſigkeit geſellte ſich ſeltene Herzensgüte, Pflichttreue ohne gleichen. Er war die verkörperte Ablehnung allen Hochmuts — ihm war es Beruf, Thränen zu trocknen, Hunger zu ſtillen, die Gedrückten aufzurichten. Wenn je einer das Recht auf den Beinamen „der Gütige“ hatte, ſo war er es. Unſerem kritiſchen Sinne, der auch einem Fürſtenrang gegenüber kühl bleibt, möchte es mehr entſprechen, einen König, dem ohnehin ſo viel Weihrauch im Leben und nach dem Tode geſtreut wird, mit Zurückhaltung zu loben. Doch Humbert I. von Savoyen war dermaßen hilfreich und gut, daß alles Rühmen zurückbleiben muß hinter dieſem generöſen Herzen, das unter Militärrock und Bürgerfrack gleich edel ſchlug.

Ein Held braucht ſich nur einmal hervorzuthun — ein gutes Herz muß immer wirken. König Humbert I. hat keine große Schlacht geſchlagen, die ihn berühmt gemacht hätte, wenn er auch bei Cuſtozza eifrig mitthat. Aber jene tauſend Schlachten, aus denen ſich ein pflichtbewußtes Daſein in einer zerfahrenen Zeit zuſammenſetzt, in welcher der Ruhm nicht in einem Akt heroiſcher

Ekstase zu pflücken ist, sondern ohne theatralische Beleuchtung in einer Kette von kleinen politischen und sozialen Anstrengungen, hat er bestanden als Italiener unter Italienern, als Mensch unter Menschen.

Er war nicht ohne Schwung. Er war so sehr von Menschlichkeit erfüllt, daß sein Herz zum Dichter ward. Il cuore del Re — das Herz des Königs; es ist eine dem Volksmunde geläufige Inhaltsangabe für die Haupteigenschaften des guten Mannes geworden, der zufällig eine Krone trug. Er war keiner von jenen Hosphilanthropen, die ihre Mußestunden mit Gesprächen über die soziale Frage ausfüllen, aber nie aus ihren Dunen heraus wollen. Er ging hinaus in brennender Sonne oder in peitschendem Sturm zu den Cholerakranken Neapels, zu den vom Erdbeben Zerstörten von Casamicciola, und er war weich und der Thränen fähig, die über wetterharte Wangen, über von Sorgen, Leiden und Mühen verwitterte Züge liefen.

Er besaß persönlichen Mut in hohem Grade — er hatte dies in den Schlachten gegen Österreich gezeigt; er drückte in den Hospitälern die Hand von Leuten, die an Seuchen darniederlagen und mit denen mancher brave Bourgeois nicht die gleiche Luft zu athmen gewagt hätte; er flüchtete sich ungeschirmt und unbedeckt in die Öffentlichkeit, auch wenn die Atmosphäre attentatsschwanger schien. Das Küchenmesser Passanantes, der Dolch Acciaritos erschütterten nicht seinen Glauben an die menschliche Güte, an die Vorzüge des Italieners, und hätte Bresci, unter den drei Verwegenen der Verwegenste, unter den drei Unglücklichen der Unglücklichste, weniger gut gezielt und den König nur verwundet, Re Umberto wäre nach über-

ſtandener Leidenszeit, nach wiedergewonnener Geſundheit zu neuer Bethätigung alter Volksfreundlichkeit zurückgekehrt.

Dieſe Volksfreundlichkeit hatte, wie wir bereits andeuteten, auch ihre politiſche Seite. Nie machte der König aus ſich heraus einen Verſuch, das Palladium der öffentlichen Freiheiten, das ihm ſein Vater Viktor Emanuel II. und dieſem deſſen Vater Karl Albert hinterlaſſen, irgendwie anzutaſten — er hinterließ es blank ſeinem Sohne. Wohl gab es zuweilen Unterdrückungen in Italien, insbeſondere in der Ära Crispi. Es war eben die Stärke und die Schwäche König Humberts, daß er ſich leicht ſeinen Beratern unterwarf, daß er meinte, dem konſtitutionellen König könne es nicht geziemen, Entſchließungen aus Eigenem zu faſſen. Faßte er ſie je, ſo waren es ſolche, die ſeinen perſönlichen Mut, ſeine Menſchenliebe betrafen.

Er hätte geglaubt dem Staatswagen in die Speichen zu fallen, wäre er einer Regierung entgegengetreten, die ihm die Aufträge des Parlaments zu erfüllen ſchien. Italien hat darum während der letzten zwanzig Jahre in keiner Stunde das ſtarke, ausdrucksvolle Walten eines Königtums geſehen. Aus der Geſchichte Italiens von 1878 bis 1900 hebt ſich eine einzige ſtarke Fauſt heraus — die Francesco Crispis, doch unſeligerweiſe griff ſie unzart in manches feine Volksgewebe, an das nur geſchickteſte Meiſterhand ſich hätte wagen ſollen.

Hat König Humbert es verſtanden, ſich Meiſtern anzuvertrauen? Die Frage kann keineswegs unbedingt bejaht werden.

Durch die Länge der Regierung ragt unter den Staatsmännern der Humbertſchen Epoche Agoſtino Depretis, durch

die Kraft der Persönlichkeit Francesco Crispi hervor. Der erstere war mehr Parlamentsdiplomat, der letztere mehr Diktator als Staatsmann. Der eine führte seinen König nach Massaua, der zweite führte ihn noch tiefer nach Abessynien hinein — über einen guten Teil der Regierung Humberts erstreckt sich die afrikanische Ambition, die zu einem Unglück ward, das in Italiens Finanzen ein großes Loch riß.

Die Kolonialpolitik ist das neue Moment in Humberts Regime, wenn man dies mit dem Viktor Emanuels II. vergleicht — aber bisher hat Italien keinen Lorbeer auf diesem Felde gepflückt.

Die anderen Probleme, die Humbert als Erbe seines Vaters übernahm, erscheinen heute so ungelöst, wie vor mehr als zwanzig Jahren. Humbert starb unversöhnt mit dem Papste, genau so wie Viktor Emanuel; der Staat ist heute in Italien im Konflikt mit der Kirche genau so wie damals.

Freilich Humberts Person hatte keinen Teil an der Schärfe dieses Gegensatzes, denn er war die Milde selbst — hatte er doch sogar an den Republikanern nur Gegner, keine Feinde. Wie hätte man ernstlich gram sein sollen einem König in Rom, der wenig seinem Vorgänger Tarquinius Superbus und sehr Titus dem Gütigen ähnelte?

Aber wie gütig er auch war, er war nicht stark. Er betrachtete sich als ein bescheidenes Gefäß, dem die jeweilig Regierenden den Inhalt ihrer mehr dem Tage genügenden Bestrebungen anvertrauten. Eine individuelle staatsmännische That hat sein Dasein nicht aufzuweisen. Er glänzte nicht durch Initiative, und nie kam es vor, daß er durch irgend etwas überraschte.

Der Mann der sprunghaften Entschließungen in Humberts Herrschertagen war Francesco Crispi, der heute durch drakonische Maßregeln gegen die Demokratie, aus deren Mitte er hervorgegangen, und morgen durch eine Fahrt nach Friedrichsruh verblüffen wollte. Humbert dagegen hatte nichts Verblüffendes. Zu einer Kette vornehmer Herzensregungen reihte sich Tag an Tag in seiner Wärme ausstrahlenden, nie Feuergarben sprühenden Persönlichkeit.

Es fehlte ihm nicht an natürlichem Verstand. Er war in Turin in einem durchaus französischen Milieu groß geworden, in einer Umgebung, der Paris ein geistiges und ästhetisches Paradies war, und doch lernte er, sobald er zum Manne herangereift war, begreifen, daß Italiens Erlösung in der Emanzipation von der nur kirchlichen Zwecken dienenden lateinischen Solidarität der romanischen Völker gelegen wäre. Lateiner! — ein großes Wort, ein schönes Wort, aber — mittelalterlich und einem zu modernen Zielen emporstrebenden Volke gefährlich. So hielt er treu zu dem Bunde mit Deutschland, zu dem Viktor Emanuel II. bereits die Einleitung geschrieben, wenn auch contre coeur, und der seinem Sohne und Nachfolger zum Lebenswerke der äußern Politik ward.

Soll man auf einem dem König Humbert gewidmeten Blatte vergessen, welche Freundschaft ihn mit Kaiser Friedrich verknüpfte? Er hatte zunächst die Erkenntnis, daß der Hohenzoller Held auf zwei Schlachtfeldern gewesen, von denen Italien ohne Mühe zweifache Siegesbeute davontragen durfte. Auf den Schlachtfeldern Böhmens hatte es Venedig, auf denen Frankreichs Rom aufgelesen. Die männlich schöne Erscheinung Kaiser Friedrichs, die er

so oft in Italien zu Gaste sah und einmal in feierlicher Stunde, als er auf den Thron stieg, im Quirinal — sie war ihm die Verkörperung jenes Deutschtums, das in seinem nationalen Adlerflug auch Italien auf seine Schwingen hob.

Wie alles bei König Humbert, dem Manne voll Herz, zur Herzenssache ward, so auch die Allianz mit Deutschland. Wenn etwa ein unwahrscheinliches Kalkül neuer staatsmännischer Rechenmeister in Italien zu dem Facit gelangen sollte, der Bund mit Deutschland solle über Bord geworfen werden, der Nachfolger Humberts könnte es nicht, ohne daß er vorerst die ganze Volksstimmung in Italien revolutioniert hätte. Das edle Gemüt des nun verstorbenen Monarchen hat diese Allianz tief in die italienische Volksseele gesenkt.

Das Andenken dieses Fürsten, der nach Schluß einer sozusagen kleinbürgerlichen Scene, der er voll Güte und Pflichtstärke angewohnt, durch Meuchlerhand ums Leben kam, soll nicht dadurch verkleinert werden, daß wir ihm schmeicheln. Es soll der Wahrheit die Ehre werden und gesagt sein: Rom war eigentlich ein zu großer Schauplatz für Humberts Bürgertugenden. Er war nicht das Genie, um in das neue Prunkgefäß „Italia", das sein Vater, selbst hochbegabt und im Besitze eines glücklichen Kennerblickes, der die Großen von den Kleinen unterschied, geformt, den neuen Wein zu füllen. Er war nur der Epigone eines heroischen Zeitalters. Er hatte ein goldenes Herz, aber kein scharfes Auge, auch kein scharfes Ohr. Männer, die viel in seiner Nähe waren, erzählen, daß ihm die Gabe, zu hören, abging — wir meinen nicht das physische, sondern das seelische Hören. Der König selbst

ſprach gern, ſprach viel. Und dabei erlag er leicht Suggeſtionen. Die Suggeſtion Cavours auf Viktor Emanuel iſt aber etwas anderes, als die der Epigonenſtaatsmänner von Depretis bis Saracco auf den Epigonenkönig.

Der König iſt tot — es lebe der König. Nichts deutet darauf, daß der neue Herrſcher Viktor Emanuel III. ſo ſein werde wie Viktor Emanuel II. Auch königliche Familien erliegen dem Geſetze der Natur. Nur ſelten wird eine große Kraft geboren — dann pflegt Erſchöpfung einzutreten.

Doch alles ſpricht dafür, daß Viktor Emanuel III. ein braver Mann voll edler Abſichten ſei, wie ſein Vater, der ein kreuzbraver Mann und der aufrichtigſte und aufopferungsfähigſte Freund des italieniſchen Volkes war. Und der König, der alles für ſein Volk wollte und nichts für ſich, er mußte ſterben, als ob er einer von den Tyrannen Italiens geweſen wäre. Sein Ende war nicht Humberts, ſondern eines Borgia würdig.

Die Deutſchen regten ſich darüber, daß ein Verirrter die tötende Kugel nach einem Herzen zielte, das auch unter dem Purpur menſchlich blieb, dermaßen auf, als ob einer ihrer Beſten ſelbſt getroffen worden wäre. Italien und Deutſchland werden, ſo hoffen wir, auch fürderhin vereinigt bleiben, und das Bild König Humberts wird über dieſem unzerſtörbaren Kulturbündniſſe freundlich ſegnend ſchweben.

Register.

Achtermann, Bildhauer in Rom: Kopf sucht vergebens bei ihm Arbeit, 126.

Adam, Madame: Die Galimberti feindliche Egeria des Elysée, 269.

Aldobrandini, Fürst: Papsttreu, 149; seine Tochter frühere Besitzerin der Villa Falconieri bei Frascati, 294.

Alexander II., Czar: Empfängt Graf Nigra in Ems, 219; zwingt 1870 Österreich-Ungarn zur Neutralität, 220—221; erklärt Nigra, keine Absichten auf Konstantinopel zu haben, 224.

Altieri, römische Adelsfamilie: Papsttreu, 149.

Amari, Michele, italienischer Geschichtschreiber: Sein Bildnis im Palazzo della Minerva, 190; Worte aus seinem Werke „Der Krieg der sicilischen Vesper", 230—231.

Amicis, Edmondo de, italienischer Novellist: Erzählt von einer italienischen Gesandtschaft, die vor den Sultan von Marokko kommt, 197—198.

Annunzio, Gabriele D', italienischer Dichter: Poet und Deputierter, 161.

Antonelli, Kardinal, Staatssekretär der Kurie: Onkel eines Unterstaatssekretärs der Konsulta, 200—201; fanatischer Weltling, 257.

Antonelli, Graf, italienischer Abessinienreisender: Blancs Unterstaatssekretär, 200—201.

Areto, sicilischer Patriot: Crispis Dichtung zur Erinnerung an ihn, 529.

Arnim, Graf, preußischer Gesandter am Vatikan: Interveniert zu Gunsten Kopfs, 129.

Artom, Isacco, italienischer Diplomat: Schüler Cavours, 294.

Baccelli, Guido, italienischer Arzt und Politiker: Der berühmte Kliniker lädt den Autor in den Palazzo della Minerva, 189; im Wartezimmer des Unterrichtsministers, 189—190; sein Äußeres,

190; Erinnerungen an Wien, 190—191; über seine finanzielle Einbuße und die Finanzen Italiens, 191—192; Gespräch über die große Anzahl von Universitäten in Italien, 192—194; über die Trennung von Staat und Kirche, 194; über die Teilnahmslosigkeit der Römer gegenüber dem öffentlichen Leben, 194—195.

Bamberger, Ludwig, deutscher Politiker: Im Hause Otto Hirschfelds, 77; über Mommsens Rastlosigkeit, 78—79.

Barazzuoli, italienischer Politiker: Erscheint zu einer Konferenz bei Crispi, 181.

Barbi, Alice, italienische Sängerin: Wird in Wien mit Enthusiasmus aufgenommen, 163.

Bartholdy, preußischer Generalkonsul: Die Casa Bartholdy, 15—16.

Baudissin, Graf Wolf von, Diplomat: Shakespeare- und Molière-Übersetzer, 81.

Bavier, Simeon, schweizer Staatsmann: Seine Familienbeziehungen, 138—139; Verkehr mit Morelli im Engadin, 139; sein östliches Alpenbahnprojekt und der Plan einer Bahn über den Splügen, 135—136; hat sich als Techniker auch in Italien einen Namen gemacht, 136; seine Erinnerungen, 132—134; wendet vom Tessin einen Bürgerkrieg ab, 133; eröffnet als Präsident der Eidgenossenschaft den Gotthardtunnel, 134; sein Rat betreffend einen Essay über Crispi, 136; stellt den Autor Crispi vor, 137; Vergleich mit Crispi, 137—138; Abneigung gegen die Spielbank von Montecitorio, 138, 139; denkt gering von der Diplomatie, 134—135; muß wegen Taubheit den Posten eines Gesandten am italienischen Hofe verlassen, 132; in Malans, 138—140; Sehnsucht nach dem otium cum dignitate, 140; sein jäher Tod, 133—134, 140.

Begas, Reinhold, deutscher Bildhauer: Mommsens Büste, 74.

Bellincioni, Gemma, italienische Sängerin: Begeisterte Aufnahme in Wien, 163.

Benedetti, Napoleons III. Botschafter in Berlin: Die Affaire von Ems 217, 218, 219.

Beust, Graf, österreichischer Staatsmann: Wollte 1870 Frankreich im Kriege unterstützen, 220.

Bismarck, Fürst Otto von, deutscher Reichskanzler: Schlözer sein Schüler in Petersburg, 28; Verhalten gegenüber der spa-

nischen Thronkandidatur des Prinzen von Hohenzollern, 216; der Kulturkampf, 29, 39; will Kardinal Hohenlohe zum preußischen Gesandten am Vatikan bestellen, 34; ernennt Schlözer zum Gesandten am Vatikan, 25; läßt ihn nicht fallen, 30; überträgt dem Papste das Schiedsrichteramt im Karolinenstreite, 29; Galimbertis Verhandlungen mit ihm, 255—256; ruft in einer inneren Angelegenheit Roms Hilfe an, 268; der Dreibund, 163—164, 165; Deutschlands Ansehen unter seinem Régime, 22; Vergleich mit Cavour, 211—212; seine Entlassung, 19 Brahms sollte bei ihm eingeführt werden, 57.

Björnson, norwegischer Dichter: Sein angeblicher Ausspruch über die Italiener, 235.

Blanc, Baron, italienischer Staatsmann: Sein Äußeres und sein Wesen, 198—199; Verhältnis zu den Lehren de Maistres und Cavours, 204; Generalsekretär Mancinis, 200; die Residenz des Ministers des Äußern, 196—198; Graf Antonelli sein Unterstaatssekretär, 200—201; Kardinal Hohenlohe bei ihm zu Gaste, 36; Verkehr mit Bernhard von Bülow, 88.

Blant, Le, französischer Altertumsforscher: Mommsens Mitarbeiter, 67.

Blaserna, Physiker der Universität Rom: Im Hause Bernhard von Bülows, 88; im Hause Minghettis, 110.

Blücher, preußischer Marschall: Über die Diplomatie, 204.

Böcklin, schweizer Maler: Bekannter Kopfs, 122.

Bonaparte, Prinz Jérôme: Das Eheprojekt mit Prinzessin Maria Clotilde, 205—206; seine Darstellung der diplomatischen Lage von 1870, 219—220; Napoleon schickt ihn mit der Bitte um Hilfe nach Florenz, 223.

Bonaparte, Prinzessin Mathilde; Nigra speist bei ihr am Abend des 12. Juli 1870, 218.

Boncompagni, römische Adelsfamilie: Zum Teil königlich gesinnt 149; parzelliert die Villa Ludovisi, 150.

Bonghi, Ruggero, italienischer Publizist: Im Hause Bernhard von Bülows, 88; der Pessimist Italiens, 89—90; der beißende Satiriker, im Hause Minghettis, 110; sein Bildnis im Palazzo della Minerva, 190.

Borghese, römische Adelsfamilie: Zusammenbruch derselben, 143, 149

Borgheſe-Torlonia, Fürſt Giulio: Verſchließt den Fremden die Villa Albani, 10; der reichſte Mann Roms, 149.

Borgheſi, italieniſcher Altertumsforſcher: Fachgenoſſe Mommſens, 67; Napoleon III. giebt ſeine Werke heraus, 67; ſeine Büſte von Tadolini gefertigt, 121.

Bormann, deutſcher Gelehrter: Mitarbeiter Mommſens, 67.

Boſe, Gräfin: Ihre Büſte in Kopfs Atelier, 120.

Boſelli, italieniſcher Staatsmann: Erſcheint zu einer Konferenz bei Crispi, 181.

Bracci, Pietro, römiſcher Advokat und Schriftſteller: Über die Sprache der römiſchen Juden, 156.

Brahms, Johannes, deutſcher Komponiſt: Sein Äußeres, 42—43; in Rom, 42 ff.; Begegnung mit Mommſen in Tivoli, 59 ff.; findet Gefallen an dem italieniſchen Volksleben, 44; ſeine Individualität, 44—45, 51 ff.; Abneigung gegen „hohe Herrſchaften", 45—46; Abneigung gegen den Klerus, 46, 53—54; freut ſich der vielen Denkmäler in Italien, 46—47; Verbitterung trotz der Anerkennung, die er gefunden, 47—48, 52—53; geht allen Beſuchen in Rom aus dem Wege, 48; in Iſchl, 49; in Wien, 49 ff.; ſein Wohnhaus in Wien, 49—50; ſeine Ungläubigkeit, 54—55; ſein deutſches Empfinden, 55—56, 57; in ſeiner Vaterſtadt Hamburg, 56; in Berlin, 56—57; Verehrung für Bismarck, 57; ſtudiert im „Kladderadatſch" Deutſchlands Werdegang, 57—58; Freund von Anekdoten, 58; im Wiener Stadtpark, 58—59; Widmann widmet ihm das Werk „Sizilien und andere Gegenden Italiens", 62; ſein Tod, 49, 50—51.

Brandt, Hamburger Bankier: Vater Elpis Melenas, 97.

Braun, Emil, deutſcher Archäologe: Seine Grabſtätte, 6.

Brenner, Schüler Nietzſches: Begleitet ſeinen Lehrer nach Sorrent, 111.

Brin, italieniſcher Staatsmann: Der tüchtige Vorgänger Baron Blancs, 199.

Brioſchi, Wiener Maler: Malt im Palazzo Venezia, 8.

Brioſchi, Francesco, italieniſcher Mathematiker: Im Hauſe Bernhard von Bülows, 88; im Hauſe Minghettis, 110.

Bruck, Baron, öſterreichiſcher Diplomat: Übernimmt als Botſchafter in Rom die Führung der deutſchen Geſellſchaft, 32.

Brüll, Wiener Familie: Brahms in ihrem Hause, 49.

Brunetière, französischer Schriftsteller: Trat für die Kirche und gegen das Wissen ein, 125.

Bülow, Graf Bernhard von, deutscher Staatssekretär: Seine Bildung, 80; Rom seine erste diplomatische Station, 80—81; lebt in Rom, erfüllt von den wissenschaftlichen und künstlerischen Traditionen seiner Familie, 81; sein Verkehr im Hause Minghettis, 82; in Petersburg, 82, 84; in Wien und Athen, 82; im Sekretariat des Berliner Kongresses, 83; als Botschaftssekretär in Paris, 83—84; heiratet Donna Maria Beccadelli di Bologna, Prinzessin von Camporeale, 84; Gesandter in Bukarest, 84; kehrt als Botschafter nach Rom zurück, 84—85; interessiert sich für das Elend auf Sicilien, 87; sein Haus in Rom der Vereinigungspunkt der Crême der Gesellschaft, 87—88; die deutsche Gesellschaft in seinem Hause, 88—90; bei den Deutschen Roms beliebt, 13, 79—80; Verkehr mit Männern des Vatikans, 90; vertraut mit den Verhältnissen im Vatikan, 90—91; die Audienz des deutschen Staatssekretärs beim Papste, 91—92; Freund Italiens, 92—93, 95; studierte die Werke Macchiavellis, 95; Papabile für den Posten des Reichskanzlers, 95—96.

Bülow, Bernhard Ernst von, der Vater des Vorigen, deutscher Staatsmann: Beteiligte sich am Ausbau des Deutschen Reiches, 82; beim Berliner Kongreß, 83; Delbrück sein Ministerkollege, 89.

Bülow, Daniela von, Tochter von Frau Cosima Wagner: Bei der Generalprobe des „Parsifal", 115.

Bülow, Eduard von, deutscher Novellist, 81.

Bülow, Gabriele von: Tochter Wilhelm von Humboldts, 81.

Bülow, Hans von, deutscher Pianist, 81.

Bülow, Gräfin Marie, Gattin des Staatssekretärs: Tochter Donna Laura Minghettis, 82; ihre Vermählung, 84; Rückkehr nach Rom, 84—85; durch ihre Familienbeziehungen der diplomatischen Mission ihres Gatten förderlich, 93—94; südliche Erscheinung, 85—86; keine Alltagsprincipessa, 86; Verehrerin Richard Wagners, Schmerz über seinen Tod, 94; ihre Güter in Sicilien, 87; Geselligkeit in ihrem Hause, 87—90; begleitet ihren Gemahl zur Audienz beim Papste, 92.

Bülow, Otto von, preußischer Diplomat: Gesandter am Vatikan, 90.

Bunsen, Josias von, preußischer Gesandter in Rom: Schuf das protestantische Hospital und das archäologische Institut in Rom, 16; förderte Gregorovius, 24; wissenschaftliches und künstlerisches Verhältnis zu Rom, 80.

Caetani, Onorato, Herzog von Sermoneta, italienischer Staatsmann: Im Hause Bernhard von Bülows, 88; beteiligt sich am öffentlichen Leben, 195; Sindaco von Rom und Minister des Äußern, 149.

Cahen, römischer Bauunternehmer: Ein Platz in Orvieto nach ihm benannt, 287.

Camporeale, di, italienischer Senator: Bülow besucht seine Güter in Sicilien, 87.

Camporeale, Domenico di, Vater des Vorigen: Erster Gatte Donna Laura Minghettis und Vater der Gräfin Bülow, 84.

Cantù, Cesare, italienischer Geschichtschreiber: Die Geschichte der italienischen Häretiker, 300.

Capecelatro, Generaldirektor der italienischen Post: Sein Wohnhaus, 122.

Caprivi, Graf, deutscher Reichskanzler: Sein Vorgehen gegen die Mitarbeiter Bismarcks, 20—21; Deutschland unter seinem Régime, 22.

Capuana, Luigi, sicilischer Schriftsteller: Sein Werk „Das heutige Sicilien", 236, 239.

Carducci, Giosuè, italienischer Dichter: Poet und Politiker, 160, 165; sein Vertrauen auf Crispi, 170; bezeichnet die italienische Politik als „Micromania", 199.

Carlin, Dr. Gaston, schweizer Gesandter am Quirinal: Nachfolger Baviers, 132.

Carpegna, Adelsfamilie: Fürstin Lancellotti kauft von ihr die Villa Falconieri, 294.

Castelnuovo, Leo di: s. Graf Leopoldo Pullé.

Cauer, deutsche Bildhauerfamilie: Künstlerdynastie in Rom, 11.

Cavallotti, Felice, italienischer Politiker: Dichter und Deputierter, 160; schwärmt für ein Bündnis mit Frankreich, 163.

Cavour, Graf Camillo, italienischer Staatsmann: Tritt den Lehren de Maistres entgegen, 200; seine Worte über die Bedeutung

Roms für Italien, 199; über die Zugehörigkeit Siciliens zu Italien, 228; betreibt die Ausweisung Crispis aus Malta, 176; seine Schüler, 204; erwählt Nigra zum Mitarbeiter, 214; schickt ihn in wichtiger Mission nach Paris, 205—206; sein Brief an Nigra betreffend den Frieden von Villafranca, 206 bis 207; übernimmt von neuem die Regierung und schickt Nigra als Gesandten nach Paris, 207—208; führt ihn bei der ihm befreundeten Gräfin Circourt ein, 208, 209; seine Briefe an die Gräfin, 210—211; seine Briefe an Nigra, 212; wird auf Bavier aufmerksam, 136; befürwortet Verdis Kandidatur für die Kammer, 158; mußte die Universität Cagliari wiederherstellen, 192; steht mit der schönen Litteratur nicht auf gutem Fuße, 213; nennt sich den Italiener mit den rosigen Wangen, 205; sein Urteil über die Diplomatie, 226; Vergleich mit Bismarck, 211—212.

Cesare, De, italienischer Publicist: Seine Darstellung des Verhältnisses zwischen Schlözer und Rampolla und des Besuches Kaiser Wilhelms II. im Vatikan, 29—31 (Anm.); als Juror der Weinausstellung in Orvieto, 286—287.

Chierici, Gaetano, italienischer Maler: Bewirbt sich um ein Deputiertenmandat, 159.

Chigi, römische Adelsfamilie: Papsttreu, 149.

Chrysander, deutscher Musikgelehrter: Will Brahms bei Bismarck einführen, 57.

Circourt, Graf: Lamartine über ihn, 208; bewundert Cavour, 209.

Circourt, Gräfin Anastasia, geb. Tolstoi, Gattin des Vorigen: Ihr Salon in Paris und ihre Freundschaft mit Cavour, 208—209; vererbt Nigra die Briefe Cavours, 210—211.

Coccapieller, einstiger Deputierter von Rom: In der Antichambre des Palazzo Braschi, 182.

Colet, Louise, französische Schriftstellerin: Klatsch über Elpis Melena und Garibaldi, 101.

Colombo, italienischer Politiker: Der Cato des Staatssäckels, 169.

Colonna, römische Adelsfamilie: Größtenteils königlich gesinnt, 149.

Confalonieri, Graf, italienischer Patriot: Als Gefangener auf dem Spielberg, 191.

Conrat, Wiener Familie: Brahms in ihrem Hause, 49.

Consalvi, Kardinal: Sein staatsmännischer Geist, 257, 263, 269.

Cornelius, deutscher Maler: Bekannter Kopfs, 122; verwendet sich für diesen, 126.

Correnti, Cesare, italienischer Staatsmann: Plaudernd mit seinem Freunde Crispi, 137.

Corrodi, schweizer Maler: Künstlerdynastie in Rom, 11.

Cousin, Viktor, Pariser Frauenphilosoph: Louise Colet zählt zu seinen Intimen, 101.

Crémieux, französischer Staatsmann: Beglückwünscht Italien zur Besitzergreifung Roms, 224.

Crispi, Francesco, italienischer Staatsmann: Seine erste Liebe, 175; Geliebte und Äbtissin, 175—176; seine Ehe mit Rosalia Montmasson, 176—177; heiratet später Lina Barbagallo, 177; seine Tochter Giuseppina, 173—174; einfache Lebensgewohnheiten, 177; seine Erscheinung, 182—183; die Liebe zu seiner Heimatsinsel, 177—178; seine Verdienste um die Einheit Italiens und die Eroberung Siciliens, 188—189; der einstige Revolutionär von Sicilien, 228—230; sein Eintreten für die Monarchie, 138; Revolutionär und Staatsmann, 171 ff.; sein geheimnisvolles Schweigen, 174; nicht mehr Ministerpräsident und wieder Advokat, 144; wird als Greis wieder zur Regierung berufen, 170—171; zügelt Baron Blanc, 198; seine starke Faust, 312; Mann der sprunghaften Entschließungen, 314; achtet nicht auf Hindernisse, 184—185; das Attentat Pietro Legas, 178—180; Verkehr mit Kardinal Hohenlohe, 35, 36; Verkehr mit Bernhard von Bülow, 88; Bavier stellt ihm den Autor vor, 137; Vergleich zwischen dem Revolutionär Crispi und dem Ingenieur Bavier, 137—138; im Wartezimmer des Ministers im Palazzo Braschi, 180—182; seine Ansicht über die Fortschritte Italiens und über das Verhältnis von Staat und Kirche, 166, 183—184; Ansicht über eine Beteiligung der Klerikalen an den Wahlen, 185; Gespräch über Decentralisation Italiens, 185—186; über die internationale Stellung Italiens, 186; die Franzosen sehen in ihm ihren Feind, 268—269; seine Frische, 187; sein achtzigster Geburtstag und die gegen ihn erhobenen Anklagen, 187; that wenig für Sicilien, 76, 87; seine afrikanische Politik, 187—188, 313; sein Bildnis im Palast der Konsulta, 197.

Crispi, Tommaso, des Vorigen Vater: Interniert den liebeskranken Sohn, 175.

Crispi-Barbagallo, Lina, Francescos dritte Gattin, 177.
Crispi-Montmasson, Rosalia, Francescos zweite Gattin, 176—177.
Crispi-Sciarra, Rosina, Francescos erste Gattin, 175.
Curtius, Ernst, deutscher Altertumsforscher: Seine Büste in Kopfs Atelier, 121.

Dausch, deutscher Bildhauer: Seine Werkstätte in Rom, 8.
Delbrück, deutscher Staatsmann: Im Hause Bülows in Rom, 89.
Depretis, Uhrmacher: Schenkt Crispi und dessen Braut die Eheringe, 176.
Depretis, Agostino, italienischer Staatsmann: Minister König Humberts, 312—313, 316.
Dodero, Kapitän: Begleitet Elpis Melena zu Garibaldi, 99.
Döllinger, Ignaz von, deutscher Kirchengelehrter: Kardinal Hohenlohe bewundert ihn, 34; seine von Kopf gefertigte Büste, 120.
Doria, römische Adelsfamilie: Ihr Reichtum, 149.
Dreyfus, französischer Kapitän: Malwida von Meysenbug über den unglücklichen Offizier, 117.
Duse, Eleonore, italienische Tragödin: In Wien, 163.

Ebers, Georg, deutscher Romanschriftsteller: Seine Büste in Kopfs Atelier, 121; hat Kopf einen Roman gewidmet, 122.
Erhardt, Dr. Walter, Arzt in Rom, 11.
Erhardt, Dr. Wolfgang, Vater des Vorigen: Nestor unter den deutschen Ärzten Roms, 11—12.
Eugenie, Kaiserin von Frankreich: Flüchtet am Arme Nigras aus den Tuilerien, 215.
Ezechiel, amerikanischer Bildhauer: Sein Atelier in Rom und seine Beziehungen zu Kardinal Hohenlohe, 8.

Falconieri, Villa bei Frascati, 288 ff.; die Geschichte der Villa, 294 bis 295; ihre Malereien, 295.
Falconieri, Alessandro, Kardinal: Erbauer der Hauskapelle in Villa Falconieri, 293.
Falconieri, Lelio, Kardinal: Der erste Kardinal aus dem Hause Falconieri, 294.

Falconieri, Orazio, Kardinal: Der letzte Falconieri, 294.
Farina, Salvatore, italienischer Novellist: Kandidierte für die Kammer, 160—161.
Favre, Jules, französischer Staatsmann: Beglückwünscht Italien zur Besitzergreifung Roms, 224.
Felice, Giuffrida De, italienischer Socialist: Seine Agitation in Sicilien, 228.
Ferrari, Ettore, italienischer Bildhauer: Radikaler Deputirter, 159.
Filippani, Graf: Wohnte in Villa Falconieri, 292—293.
Fogazzaro, Antonio, italienischer Romanschriftsteller: Senator, 160.
Franchetti, Leopoldo, italienischer Politiker: Schildert im Verein mit Sonnino in dem Werke „La Sicilia" die Übelstände auf der Insel, 234—235, 235—236.
Franchi, Kardinal, Staatssekretär der Kurie: Wird zum Dank für seine Thätigkeit beim Konklave von Leo XIII. zum Staatssekretär ernannt, 267; sein Verhältnis zu Kardinal Hohenlohe, stirbt eines plötzlichen Todes, 35.
Freycinet, französischer Staatsmann: Sein Kampf mit dem Vatikan um das Protektorat über die Christen Chinas, 268.
Friedländer, Ludwig, deutscher Altertumsforscher: Mitarbeiter Mommsens, 67.
Friedrich III., Deutscher Kaiser: Seine Freundschaft mit König Humbert, 314—315.
Friedrich, Professor in München: Freund Döllingers und Konsiliarius Kardinal Hohenlohes, 34.
Frizzoni, Familie in Bergamo, 139.
Fugger, Johann, Augsburger Domherr: In der Schenke zu Montefiascone, 17.
Fumi, Luigi, Patrizier aus Orvieto, 278—279, 282, 284.

Galilei, Galileo: Eine neue Erinnerungstafel in Rom, 152; der Saal, in dem sein Widerruf erfolgte, 189.
Galimberti, Kardinal: Begann seine Laufbahn als Lehrer und Publizist, 265—266; übernimmt die Leitung des „Moniteur de Rome", 266; Kardinal Franchi sein Gönner, 267; Kardinal Jacobini beglückwünscht ihn zu den Publikationen, in denen er einem Ausgleich mit Preußen das Wort redete, 256—257; Unter-

staatssekretär Jacobinis, 267—268; Opportunist, 257; seine Überredungskunst, 253—254; sein Selbstbewußtsein, 254—255; der Papst läßt sich durch ihn bei der neunzigsten Geburtstagsfeier Kaiser Wilhems I. vertreten, 255—256; Verhandlungen mit Bismarck, 255; Vergleich mit diesem, 256; Zusammenkunft mit Windthorst in Berlin, 256; Verhandlungen mit Schlözer, 28 bis 29; dieser besucht ihn in Wien, 21; seine Stellung als Nuntius in Wien gegenüber den liberalen Kirchengesetzen in Ungarn, 258—259; Kardinal Vaughans Besuch bei ihm, 252 bis 254; äußert sich über die Armut der Kirchenfürsten Italiens und sehnt sich nach der politischen Sphäre Roms, 259—260; sein Urteil über die Wiener, 261—262; seine Ansicht über den österreichischen Klerus, 262—263; Sehnsucht nach dem Staatssekretariat, 263, 269; Feind Rampollas, 263; wollte in einem Konklave als Wahlmacher auftreten, 264; seine Ansicht über die zukünftige Papstwahl, 264—265; die Franzosen sehen in ihm ihren Feind, 268—269, 270; seine Stellung in Rom, 270; Feindschaft der Jesuiten, 35, 270.

Gallina, Giacinto, venetianischer Komödiendichter: Begeisterung der Wiener, 163.

Garibaldi, D. Josef Baptist Maria, Arzt: Seine Ehe mit Katharina von Neuhof, Großvater Giuseppe Garibaldis, 103.

Garibaldi, Giuseppe, italienischer General: Crispi führt ihn nach Sicilien, 170, 188, 189; Baronin Meysenbug über seinen Zug nach Sicilien, 109; sein Bild in den Hütten der sicilischen Briganten, 235; Abgott Elpis Melenas, 96; kauft sich auf Caprera an, wo ihn Elpis Melena aufsucht, 97—99; seine Anita und seine Zuneigung zu Elpis, 99—100; das Märchen Louise Colets und die Erzählung Elpis Melenas 101—102; seine Liebe zu den Tieren, 102; seine deutsche Abstammung, 102—103; der Zauber seines Organs, 104; von Ettore Ferrari in Marmor gehauen, 159; König Humberts Verhältnis zu ihm, 308—309.

Garibaldi, Menotti, Sohn des vorigen: Beim Empfange Elpis Melenas, 99; der Autor begegnet ihm im Wartezimmer des Unterrichtsministers, 190.

Garibaldi, Teresa, Giuseppes Tochter: Die Jagd nach der Kuh und der Vorwurf ihres Vaters, 101—102.

Garibaldi-Neuhof, Amalie Katharina, Gattin des Arztes Garibaldi: Ihre Ehe nnd ihr Enkel Giuseppe, 193.
Gerhardt, Professor, deutscher Bildhauer: Lebt seit langem in Rom, 11.
Ghezzi, Maler: Seine Karikaturen in Villa Falconieri, 295.
Gioberti, italienischer Philosoph: Sein Bildnis im Palazzo della Minerva, 190.
Giolitti, italienischer Staatsmann: Ministerpräsident, 161, 181, 182.
Goethe, Johann Wolfgang von, deutscher Dichter: Sein Wohnhaus in Rom, 15; sein protestantischer Diogenismus, 53; seine Liebe zu Italien, 173—174.
Goethe, filius, des Dichters Sohn: Seine Grabstätte in Rom, 6.
Goluchowski, Graf, österreichisch-ungarischer Minister des Äußern: Vertreter des Dreibunds, 225.
Gramont, Herzog von, Minister Napoleons III.: Stellt sich der spanischen Thronkandidatur des Hohenzollernprinzen entgegen, 215, 217, 218; verlangt von Italien Hilfe im Kriege gegen Preußen, 220, 221.
Graziani, Francesco, Sänger: Bewirbt sich um ein Deputiertenmandat, 158—159.
Gregor XVI., Papst: Der Mönch auf dem Stuhle Petri, 266.
Gregorovius, Ferdinand, deutscher Geschichtschreiber: Sein Urteil über die Fürstin Sayn-Wittgenstein, 6; im Hause Dr. Wolfgang Erhardts, 12; sein Urteil über Robert von Keudell, 12; Verkehr mit Schlözer und Urteil über diesen, 23—24; über Donna Laura Minghetti, 94; Freund Elpis Melenas, 97; Kosmopolit, 105; besuchte alle Salons, 106; seine Büste in Kopfs Atelier, 121; seine Äußerung über das Elend auf Sicilien, 233.
Grimm, Hermann, deutscher Schriftsteller: Seine Klage über die Zerstörung Roms, 127.

Hadrian VI., Papst: Sein Grabmal in der Kirche Santa Maria dell' Anima in Rom, 4—5.
Hefele, Bischof von Rottenburg: Seine Büste in Kopfs Atelier, 121.
Hehn, Viktor, russischer Staatsrat und deutscher Schriftsteller: Seine Ansicht über Racenmischung, 86.
Heinrich, Prinz von Preußen: Mit Kaiser Wilhelm II. in Rom, 30.
Helbig, Wolfgang, deutscher Archäologe, 118.

Helmholtz, Hermann von, deutscher Physiker: Knaus malt ihn, den Augenspiegel demonstrierend, Freund Mommsens, 74; Freund des Physikers Blaserna, 88.

Henzen, Wilhelm, deutscher Altertumsforscher: Mommsens Fachgenosse, 67; seine von Kopf gefertigte Büste, 120—121; seine Grabstätte, 7.

Herzen, Alexander: Malwida von Meysenbug Erzieherin seiner Töchter, 106; Gabriel Monod sein Schwiegersohn, 116.

Hirschfeld, Otto, deutscher Romforscher: Mitarbeiter Mommsens, 67; ein Abend bei ihm mit Mommsen, 77.

Hohenlohe, Kardinal: Leutseliger Kirchenfürst, 5; vornehmer Weltmann, 36, 38; Verhältnis zu Pius IX., 34—35; Feindschaft der Jesuiten, 34—36; fürchtet, von diesen aus dem Wege geräumt zu werden, 35—36; Ratgeber des Kardinals Franchi, 35; Schlözers Verhältnis zu ihm, 27; bei einem Mahle im Hause des preußischen Gesandten an der Seite Kaiser Wilhelms II., 31; die Prophezeiung Malachias auf ihn bezogen, 32—33; kaltgestellt im Vatikan, 33—34; wird wegen eines Toastes auf Crispi vom Papste zur Rede gestellt, 36; in Villa d'Este, 36—37; Verkehr mit Bernhard von Bülow, 90; sein Grab, 6.

Hohenzollern, Fürst Anton von: Telegraphiert nach Madrid den Verzicht seines Sohnes auf die spanische Thronkandidatur, 217, 218.

Hohenzollern, Prinz Leopold von, Sohn des Vorigen: Seine spanische Thronkandidatur, 215, 217, 218.

Houx, Des, intransigenter französischer Publizist: Leo XIII. zürnt ihm, 266.

Howard, Kardinal, Bischof von Frascati, 299.

Hübner, Emil, deutscher Philologe: Mitarbeiter Mommsens, 67.

Hülsen, Epigraphiker: Sekretär des deutschen archäologischen Instituts in Rom, 16—17.

Humbert, König von Italien: Die Erziehung am Hofe zu Turin, 307—308; seine Thronbesteigung, 116—117; seine Erscheinung, 306—307; streng konstitutioneller Herrscher, 305—306, 312; seine Thronreden, 304—305; seine Einfachheit, 303—304; Demokrat, 306; seine Pflichttreue und Herzensgüte, 310—311; seine Milde und Schwäche, 313—314; die Attentate auf ihn und sein persönlicher Mut, 311—312; Vergleich mit Viktor Emanuel II.,

309—310; Epigone einer heroischen Zeit, 315—316; seine Minister, 312—313; betraut Crispi mit der Regierung, 170; die afrikanische Politik, 313; unversöhnt mit dem Papste, 91, 313; der Dreibund, 162, 314, 315; Freundschaft mit Kaiser Friedrich, 314, 315; der aufopferungsvolle Freund Italiens, 316; schätzt auch in dem Republikaner den italienischen Patrioten, 166, 308—309.

Humboldt, Wilhelm von, preußischer Gesandter in Rom: In Villa Malta, 16; Verwandter Bülows, 79, 80, 81.

Jacini, Stefano, italienischer Staatsmann: Entscheidet sich als Minister der öffentlichen Arbeiten für den Bau der Gotthardbahn, 136.

Jacobini, Ludovico, Kardinal, Staatssekretär der Kurie: Gichtleidend, 28; beglückwünscht Galimberti zu dessen preußenfreundlichen Publikationen, 256—257; Galimberti verhilft ihm zu manchem Erfolg, 267; seine Verhandlungen mit Schlözer, 29; seine Unterschrift auf dem gegen Windthorst gerichteten Dokument, 268.

Ihering, deutscher Jurist, 68.

Imbriani, Matteo Renato, italienischer Politiker: Irredentist, 144; das enfant terrible von Montecitorio, 161—163; schwärmt für die lateinische Union, 163.

Imhof, deutscher Bildhauer in Rom: Kopf findet bei ihm keine Arbeit, 126.

Joachim, Josef, Musiker in Berlin: Freund Brahms', 56; im Hause Bülows, 89.

Johann, König von Sachsen: Dante-Forscher, 46.

Italien: Der Dreibund, 86, 163—165, 315; Bavier über die Spielbank von Montecitorio, 138, 139; die Deputierten in Montecitorio, 145—147; der nationale Gedanke, 165—166, 167—168; Glaubensfreiheit, 167; keine Sonntagsruhe, 147; das Verbot der öffentlichen Prozessionen, 282; die Feindschaft des Vatikans und des Elysée, 168—169; die Schäden des Landes, 169; die große Anzahl der Universitäten, 192—194; Björnsons angeblicher Ausspruch über die Italiener, 235; Villaris Mahnruf an die Italiener, 278.

Kalnoky, Graf, österreichisch-ungarischer Minister des Äußern: Schlözer besucht ihn in Wien und äußert sich über seine Bedeutung im Dreibunde, 21—22.

Kaufmann, Angelika, deutsche Malerin: Ihr Wohnhaus in Rom, 16.

Kestner, Sohn von Goethes „Lotte“: Seine Grabstätte, 6.

Keudell, Robert von, deutscher Botschafter am Quirinal: Meister auf dem Klavier, 12, 81; Gregorovius über ihn, 12; die deutsche Gesellschaft in seinem Hause, 31—32; seine Popularität bei den Deutschen Roms, 80.

„Kladderadatsch“, deutsches Witzblatt: Brahms' „Quelle der Weltgeschichte“, 57—58.

Knaus, deutscher Maler: Seine Porträts von Mommsen und Helmholtz, 74.

Knüpfer, böhmischer Maler: Malt im Palazzo Venezia, 8.

Koch, Josef Anton, Maler und Radierer: Seine Grabstätte, 6.

Kopf, Josef, deutscher Bildhauer: Sein Äußeres und seine Art zu sprechen, 118—119; Beginn seiner Laufbahn, 125—126; seine erste Zeit in Rom, 216; „angelt nach Angelsachsen“, 126—127; Katholik und Skeptiker, 125—126; sein Empfinden betreffs der Umgestaltung Roms, 127—128; er wird in den Kerker gesteckt und es wird ihm der Prozeß gemacht, 128—129; unter dem neuen italienischen Regiment kommt seine Unschuld an den Tag, 129—130; „Professor Josef von Kopf“, 123; begleitet den Autor in römische Ateliers, 118; sein Atelier, 119—122; seine Büsten Kaiser Wilhelms I., 119—120, 131; König Ludwig I. von Bayern in seinem Atelier, 131; die Büsten der Gräfin Bose und Döllingers, 120; seine Büsten von Gelehrten, Fürstlichkeiten und andere Arbeiten, 121; die Büste seiner Tochter Martha, 121 bis 122; seine Wohnung, Künstler und Gelehrte seiner Bekanntschaft, 122.

Kopf, Martha, des Vorigen Tochter, nunmehr verehelichte Bärwald: Ihre Büste im Atelier des Vaters, 121—122.

Kopp, Kardinal, Fürstbischof von Breslau: Schlözers Urteil über ihn, 27.

Kramer-Klett, Frau v., in München: Kopf schuf eine Büste Döllingers für ihre Bibliothek, 120.

Kraus, Franz Xaver, Professor in Freiburg i. B., hervorragender Italien- und Dantekenner: Im Hause Bülows, 89.

Krementz, Bischof von Ermeland: Zum Erzbischof von Köln ernannt, 41.

Kümmel, deutscher Bildhauer in Rom: Kopf findet bei ihm keine Arbeit, 126.

Künstlerverein, deutscher, in Rom: Seine Bedeutung für die Deutschen Roms, 13—14.

Lacordaire, französischer Dominikaner: Sein Ausspruch über die Beständigkeit der Orden, 250; Mermillod schickt die Predigten der Baronin Meysenbug, 108.

Lamartine: Nennt Italien das „Land der Toten", 157; seine Worte über den Grafen Circourt, 208.

Lambruschini, Kardinal, Staatssekretär Gregors XVI.: Brachte dem Papsttum Mißerfolge, 257.

Lancellotti, Fürst: Papsttreu, 149; Besitzer der Villa Piccolomini in Frascati, 290.

Lancellotti, Fürstin: Frühere Besitzerin der Villa Falconieri, 294.

Lanza, italienischer Staatsmann: Rät ab, Frankreich im Kriege gegen Preußen zu unterstützen, 222—223.

Laspeyres, Architekt: Erbauer des deutschen archäologischen Instituts in Rom, 16.

Launay, De, italienischer Gesandter in Berlin: Interveniert in Berlin betreffs der spanischen Thronkandidatur des Prinzen von Hohenzollern, 216.

Ledochowsky, Kardinal: Leistet dem König von Preußen den Treueid, 38; Märtyrer des Kulturkampfs, 38, 40; intriguiert in Rom gegen Schlözer, 27—28; fühlt sich als Pole, 14—15.

Lenbach, Franz von, deutscher Maler: Malt im Palazzo Borgheſe, 8; Mommsens Porträt, 73—74; Porträt der Gräfin Bülow, 86; Porträt Minghettis, 93—94.

Leo XIII., Papst: Sein Regierungsantritt, 116—117, 267; Lumen in coelo, 33; besang in seinen Hirtenbriefen die Religion, 262; seine Hirtenbriefe gegen Luther, 92; seine Unversöhnlichkeit gegenüber dem Quirinal, 90—91, 155; das Garantiegesetz, 92; die Macht des nationalen Gedankens über ihn, 68; Crispis Ansicht über den Einfluß der gemäßigten Kardinäle auf den Papst, 185; Opportunist, 257; eine Sternwarte in den vatikanischen Gärten, 154; pflanzt Reben, 154—155; lobt Galimberti wegen der preußenfreundlichen Publikationen, 266; sein Wohlwollen gegenüber Ga-

limberti, 260, 269; die Beilegung des Kulturkampfs, 40—41; sein Brief an Kardinal Melchers, 41; Schlözer verhandelt lieber mit ihm als mit den Kardinälen, 25; Schiedsrichter im Karolinen-Streite, 29—30, 267—268; sein Verhältnis zur deutschen Centrumspartei, 256, 268; Besuch Kaiser Wilhelms II. im Vatikan, 30 bis 31; erregte Scene zwischen Papst und Kardinal Hohenlohe, 36; thatkräftiger Greis, 170; Streit mit Frankreich um das Protektorat über die Christen Chinas, 268; Audienz Bernhard v. Bülows, 91—92.

Leone, sicilischer Brigant: Sein Zusammentreffen mit der bewaffneten Macht, 236—237.

Levi, Ulderico, italienischer Politiker: Sein Kampf um ein Deputiertenmandat, 159.

Lindemann-Frommel, deutscher Maler: Im Hause Dr. Wolfgang Erhardts, 12.

Linguaglossa, Principessa Giuseppina, Crispis Tochter: Ihre Geburt, 177; der „angelo consolatore" ihres Vaters, 173—174, 177.

Liszt, Franz, Komponist: Adoptivsohn Deutschlands, 5; spielt an einem Weihnachtsabend im deutschen Künstlerverein, 14; Fürstin Sayn-Wittgenstein seine Freundin, 106; Gräfin Bülow schätzt seine Musik, 86; bei der Generalprobe des Parsifal, 115; Freund Schlözers, 27; verwandelt sich in einen Abbé, 27; Freund Kardinal Hohenlohes, 36; in Villa d'Este, 37; seine Ansicht über Kreta, 97.

Lobanow, Fürst, russischer Staatsmann: War gleichzeitig mit Nigra Botschafter in Wien, 203.

Loftus, Lord, englischer Diplomat: Lebt in Zurückgezogenheit, 203.

Ludwig I., König von Bayern: Mäcen der deutschen Kunst, 9; veranstaltet in Rom ein Fest zum Andenken an Winckelmann, 10; in Villa Malta, 16; in Kopfs Atelier, 131.

Luzzatti, Luigi, italienischer Politiker: Schatzminister, 144—145.

Lyons, Lord, englischer Diplomat: Bemüht sich als Botschafter in Paris, daß die spanische Thronkandidatur des Hohenzollernprinzen fallen gelassen werde, 216.

Maggio, italienischer Schauspieler: Mit Begeisterung in Wien aufgenommen, 163.

Maistre, Joseph Maria De, savoyardischer Staatsphilosoph: Baron Blancs Verhältnis zu seinen Lehren, 200.

Makart, Hans, Wiener Maler: Sein Porträt der Gräfin Bülow, 86.

Malachia, Erzbischof: Seine Prophezeiung, 32—33.

Mamiani, italienischer Philosoph: Sein Bildnis im Palazzo della Minerva, 190.

Mancini, italienischer Staatsmann: Sein Bildnis im Palast der Consulta, 197; Blanc sein Generalsekretär, 200.

Manning, Kardinal, Erzbischof von Westminster: Vorgänger des Kardinals Vaughan, 253.

Manzoni, Alessandro, italienischer Dichter: Schildert die Wonnen des Machtbewußtseins, 171; über die Muse Napoleons, 175; der Feudalherr in seinen „Promessi sposi", 233.

Margherita, Königin von Italien: Schöne und majestätische Frau, 306—307; ihre Liebenswürdigkeit, 310; ihre prunkvolle Kutsche, 304; schätzt deutsche Musik, 46.

Mario, Alberto, italienischer Politiker, 232.

Mario, Jessie White, die Witwe des Vorigen: Schildert die Sicilia sotterranea von Girgenti, 232—233.

Maroncelli, italienischer Patriot: Im Spielberg, 191.

Martini, Ferdinando, italienischer Politiker: Dichter und Deputierter, 160; wollte als Unterrichtsminister die kleinen Universitäten Italiens fallen lassen, 192.

Mascagni, Pietro, italienischer Komponist: Die Begeisterung der Wiener, sein Impresario, 163.

Massimo, römische Adelsfamilie: Papsttreu, 149.

Mazzini, italienischer Patriot: Der große Revolutionär, 172; litt für die Größe des Vaterlandes, 98, 166; Crispi sein Jünger, 138, 188; Zerwürfnis mit Crispi, 136; sein einsames Alter, 173; seine deutschen Anbeter, Baronin Meysenbug an seinem Grabe, 109; von Ettore Ferrari in Marmor gehauen, 159; König Humbert subskribiert für sein Denkmal, 173.

Melchers, Paul, Kardinal: Leistet dem König von Preußen den Treueid, 38—39; Schwäche und Romantik bekehren ihn zur Infallibilität, 39, 40; Kulturkämpfer, 40; Eiferer 38; geht nach Rom und wird zum Kardinal kreiert, 41; Schlözers Verhältnis zu ihm, 27; sein Lebensende, 41—42.

Melena, Elpis (Esperance v. Schwartz), deutsche Schriftstellerin: Ihre Abstammung und ihre Ehen, 97; Verehrerin Garibaldis, 96, 98; geht zu Garibaldi nach Caprera, 98—99; schildert in einem Buche über Garibaldi ihre Ankunft auf Caprera, 99; Zuneigung Garibaldis zu ihr, 100; das Märchen Louise Colets, 101; eine Scene auf Caprera, 101—102; Tierfreundin, 102; entdeckt Garibaldis deutsche Abstammung, 103; geht nach Kreta, 96—97.

Mendelssohn-Bartholdy, deutscher Komponist: In Rom, 15.

Menzel, Professor Adolf, Berliner Maler: Brahms' Verkehr mit ihm, 56—57.

Mermillod, Kardinal, schweizer Kirchenfürst: Seine Versuche, Malwida von Meysenbug zu bekehren, 107—108.

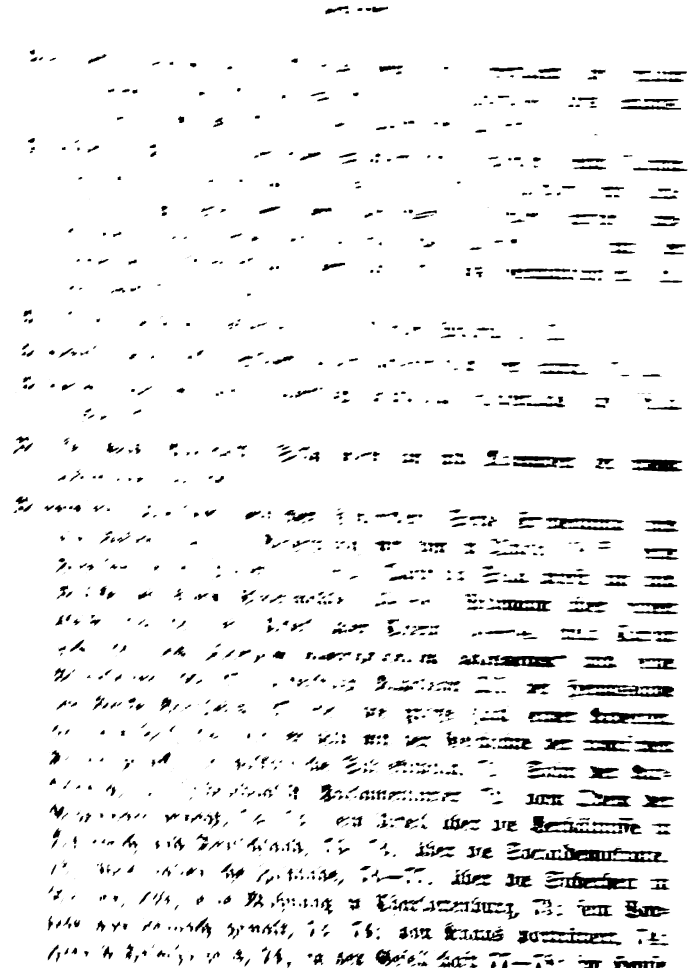
Metternich, Fürst Clemens, österreichischer Staatsmann: Die Opfer seiner Staatsräson, 191.

Metternich, Fürst Richard, österreichisch-ungarischer Botschafter in Paris: Kronzeuge der Katastrophe von 1870, sein Tod, 215.

Meysenbug, Baronin Malwida von, in Rom lebende deutsche Schriftstellerin: Ihre Wohnung und ihre Dienerin, 104; ihr Äußeres und ihr Wesen, 104—105; Erzieherin der Töchter Alexander Herzens, ihre „Memoiren einer Idealistin" und ihre reichen Erfahrungen, 105; Kosmopolitin, 105—106; Freidenkerin 106—107; die Fürstin Sayn Wittgenstein sucht sie zu bekehren, 107—108; liebt Rom, wo ohne merkliche Erschütterung König und Papst neben einander leben, 116—117; Freundin des modernen Italien, 108; bewundert Mazzini, besucht sein Grab, 109; Verkehr in Marco Minghettis Hause, 109—110; über Bischof Stroßmayer, 111; Freundschaft mit Nietzsche, mit ihm in Sorrent, 111—113; will eine Art Missionshaus in Sorrent gründen, 112—113; verehrt Richard Wagner und erzählt Züge aus seinem Leben, 113 bis 115; bei der Generalprobe des Parsifal, 115; Verkehr mit Baron Alexander Warsberg, 115—116; die idealistische Philosophin im Hause des Botschafters Bülow, 89—90; bei Gabriel Monod in Versailles, 116; ihre Hoffnung auf das neue Jahrhundert, 117.

Meysenbug, Baron Otto Emil von, klerikaler österreichischer Staatsmann: Bruder Malwidas und Konvertit, 107.

Michetti, italienischer Maler: Sein Bildnis Crispis im Palast der Consulta, 197.



Allmendinger, Wilhelm, Freiherr v., Kreisrath: Baronin Regierung im Kreise der Oberdonau von Lorgius, 116.

Allmendinger, Wilhelm, Freiherr v., Kreisrath: Senator, 160.

Allmendinger, Wilhelm, Freiherr v., Kreisrath: Ludwigs I. von Bayern, 131.

Morra, di Lavriano e della Montà, Generalkommissär in Sicilien: Verbietet das Tragen von Waffen, 228.

Morelli, Domenico, italienischer Maler: Senator, 160.

Morelli, Giovanni, italienischer Kunstkritiker: Verkehrt im Hause Minghetti, 110.

Mustapha, Chordirigent der sixtinischen Kapelle, 299.

Napoleon I., Franzosenkaiser: Urteil Bonghis, 110.

Napoleon III., Franzosenkaiser: Revolutionär, 172; Nigra gewinnt seine Unterstützung für Italien im Kriege gegen Österreich, 206; Cavour wirbt um seine Freundschaft für Italien, 207; Nigra sieht ihn im Strahlenglanz des Thrones, 212; Nigra sein Vertrauter, 215; teilt in einer Audienz dem italienischen Gesandten den Verzicht des Hohenzollern auf den spanischen Thron mit, 217; die diplomatische Situation von 1870, 219—220; will 1870 Rom nicht räumen, 220; erwartet von Italien keine ernste Hilfe, 221; verlangt nochmals die Unterstützung Viktor Emanuels, zu dem er den Prinzen Jérôme entsendet, 222—223; Nigra lobt seine Hochherzigkeit, 223; Cavour überragte ihn, 226; Mommsen hilft ihm bei Herausgabe der Werke Borghesis, 67.

Neapel: Die Feier des heiligen Januarius, 273 ff.

Neuhof, Theodor von: Besteigt als Theodor I. den Thron von Korsika, 103.

Niebuhr, Altertumsforscher und preußischer Gesandter in Rom: Sein wissenschaftliches und künstlerisches Verhältnis zu Rom, 80.

Nietzsche, Friedrich, deutscher Philosoph: Bewunderer Mazzinis, 109; Freund Malwida von Meysenbugs, mit der er in Sorrent weilt, 111—113; die Gründung einer Art Missionshauses in Sorrent, 112—113; seine Krankheit, 113, 115.

Nigra, Graf Costantino, italienischer Botschafter am Wiener Hofe: Das Weihnachtsspiel in Villa Castelnuovo, 201—202; Freiwilliger im Corps der Bersaglieri, 204; wie er seinen Beruf fand, 213 bis 215; Schüler Cavours, 204, 226; seine Laufbahn, 202–203; sein Ernst, 205; vermittelt in Paris das Eheprojekt zwischen Jérôme Bonaparte und Prinzessin Clotilde und die Hilfe Frankreichs im Kriege gegen Österreich, 205—206; Bevollmächtigter bei den Friedensverhandlungen von Zürich, 206—207; geht als Gesandter nach Paris, 207–208; Cavour führt ihn bei der

Gräfin Circourt ein, 208, 209; die Gräfin fördert ihn und vererbt ihm die Briefe Cavours, 209—210; Cavours Briefe an ihn, 212; Staatsmann und Gelehrter, 212—213, 226—227; sein Wirken in Paris, 203—204; seine Schilderung der Vorgänge von 1870, 215 ff.; bemüht sich im Interesse des Friedens die spanische Thronkandidatur des Prinzen von Hohenzollern zu verhindern, 216; Napoleon teilt ihm in einer Audienz den Verzicht des Hohenzollern mit, 216—217; über die Affaire von Ems, 218; erfährt in Ems von Kaiser Wilhelm I. die Wahrheit über die Begegnung mit Benedetti, 218—219; widerlegt die Darstellung des Prinzen Jérôme betreffs der diplomatischen Situation von 1870, 219—220; über die Haltung Österreichs im deutsch-französischen Kriege, 220—221; über das Ansuchen Frankreichs um Italiens Hilfe, 221—223; lobt die Hochherzigkeit Napoleons III., 223; die französische Regierung beglückwünscht ihn zur Besitzergreifung Roms durch Italien, 224; Botschafter in Petersburg und London, 224; Botschafter in Wien, 225; Doyen der zeitgenössischen Diplomatie, 203; Verhältnis zur Diplomatie, 225—226.

Nikolaus IV., Papst: Unter seiner Regierung wurde der Grundstein zum Dom von Orvieto gelegt, 284.

Nissen, deutscher Altertumsforscher: Mommsens Mitarbeiter, 67.

Novelli, italienischer Schauspieler: Begeisterung der Wiener, 163.

Odescalchi, Fürst, römischer Aristokrat: Sehr reich, 149.

Österreich: Brahms' Ansicht über, 54—55; Mommsen über, 75—76; Galimbertis Urteil über den Klerus daselbst, 262—263.

Ollivier, Emile, Ministerpräsident Napoleons III.: Verfaßt 1870 eine Friedenserklärung vor Ausbruch des Krieges, 218.

Orsini, römische Adelsfamilie: Ihr Verhältnis zum Papsttum, 149.

Orvieto: Das sechshundertjährige Domjubiläum, 278 ff.; die Entstehung des Doms, 279; die Fassade des Doms, 279; im Dom, 280—282; das Vorrecht des Bischofs von Orvieto, 281; die Fronleichnamsprozession, 282—284; Tombola auf dem Domplatz, 285; das Stillleben der Stadt, 285—286; die Jury der Weinausstellung in der Rochuskirche, 286—287; das „Piazzale Cahen" und der Brunnen „di San Patrizio", 287; Aussicht vom Giardino Communale, 287—288.

Overbeck, deutscher Maler: Verwendet sich für Kopf, 126; arbeitet im kirchlichen Geiste, 126.

Paget, Sir A., englischer Diplomat: War Botschafter in Wien, als Nigra hieher versetzt ward, 203.
Parocchi, Kardinal: Abgesandter des Papstes beim Domjubiläum in Orvieto, 280ff.; il papa futuro, 284.
Passini, deutscher Maler: Kopfs Bekanntschaft mit ihm, 122.
Patrizi, römische Adelsfamilie: Papsttreu, 149.
Pellico, Silvio, italienischer Patriot: Im Spielberg, 191.
Peruzzi, Ubaldino, italienischer Staatsmann: Spricht sich für die Subventionierung einer von Bavier geplanten Alpenbahn aus, 136.
Petersen, Hamburger Patrizier: Brahms in ihrem Hause, 56.
Petersen, Eugen: Leiter des deutschen archäologischen Instituts in Rom, 16—17.
Pietro, Di, Kardinal: Galimberti hielt ihn für den zukünftigen Papst, 265.
Piloty, deutscher Maler: Kopfs Bekanntschaft mit ihm, 122.
Pitra, französischer Kardinal: Leo XIII. zürnt dem intransigenten Kirchenfürsten, 266.
Pius IX., Papst: „Crux de Cruce", 33; sein Vorleben, 272; Schwäche und Romantik, 39—40; Verhältnis zu Kardinal Hohenlohe, 33 bis 34; sein Urteil über Wilhelm I., 38; der Kulturkampf, 39, 40; lehnte das Garantiegesetz ab, 92; Erbaute die Kaserne der päpstlichen Karabinieri, 155; sein Tod, 117.
Plantas aus Graubünden: Unterstützten Baviers Alpenbahnprojekt, 136.
Platen, deutscher Dichter: Sein Wunsch, in Rom begraben zu sein, 7; seine Festgesänge an die Brüder Frizzoni, 139.
Platner, Ernst, Beschreiber Roms: Seine Grabstätte, 6.
Podewils-Dürnitz, Freiherr von, jetzt bayrischer Gesandter in Wien: Als Gesandter in Rom, 13.
Pullé, Graf Leopoldo, italienischer Politiker: Dichter und Deputierter, 160.

Radowitz, deutscher Gesandter in Madrid: Schlözer über seine Versetzung nach Madrid, 20.

Rafael, italienischer Maler: Sein Bild „Die Kreuztragung von Sicilien“, 232; seine „Heilige Cäcilia“, 247; seine „Messe von Bolsena“, 284.

Rampolla, Kardinal, Staatssekretär der Kurie: Jesuitismus, 32; hat keinen Verkehr mit Männern des Quirinals, 90—91; Gegner Galimbertis, 260, 269; Galimberti über ihn, 263; seine deutschfeindliche Politik, 91; sein Verhältnis zu Schlözer und seine Rolle bei Anwesenheit Wilhelms II. in Rom, 30—31.

Rée, Dr. Paul: Begleitet Nietzsche nach Sorrent, 111; die Gründung einer Art Missionshauses in Sorrent, 112.

Renier, französischer Altertumsforscher: Mommsens Mitarbeiter, 67.

Reuß, Prinz, ehemaliger deutscher Botschafter in Wien: Ist im Ruhestand, 203.

Revertera, Graf, österreichischer Botschafter beim Vatikan: Übernimmt die Führung der deutschen Geselligkeit in Rom, 32.

Ristori, Adelaide (Marchesa del Grillo), berühmte italienische Tragödin, 305.

Robilant, Graf, italienischer Staatsmann: Vorgänger Nigras als Botschafter in Wien, 225; sein Bildnis im Palast der Consulta, 197.

Rocco, Dominikaner aus dem achtzehnten Jahrhundert: Sein Bild in Villa Falconieri, 295.

Rom und Römer: Cavour über den zu erstrebenden Besitz Roms, 199; das düstere Rom, 147; Bauthätigkeit, 9, 150, 153—154; ein Dominikaner über die Metamorphose der Stadt, 245—246; der Vatikan, 155; die ausländische Gesellschaft, 153; die Künstler, 152—153; die deutschen Künstler, 7 ff.; der deutsche Künstlerverein, 13—14; die katholische Nationalkirche der Deutschen, 4—5; der deutsche Friedhof bei St. Peter und der protestantische Friedhof bei der Pyramide des Cestius, 6—7; die deutsche Diplomatie, 12—13; Stätten, an denen große Deutsche geweilt, 15—16; das deutsche archäologische Institut, 16—17; Mommsen über die Römer, 76—77; Teilnahmslosigkeit der Römer gegenüber dem öffentlichen Leben, 194—195; der Römer stellt geringe Ansprüche an das Leben, 151; Monumentomanie, 46—47, 151—152; das rote Rom ebenso unduldsam wie das schwarze, 148; der Adel, 149—150; die müßige Jugend, 150; die Juden, 156—157.

Rosano, italienischer Politiker: Über die günstigen Gesundheitsverhältnisse in Italien, 169.

Rosmini, Antonio, katholischer Philosoph: Seine Büste auf dem Pincio, 248.

Rospiglioſi, römische Adelsfamilie: Der Garten des Hauses, 196 bis 197.

Rossi, de, italienischer Katakombenforscher: Mommsens Mitarbeiter, 67.

Rubinstein, russischer Komponist: Seine Oper „Unter Räubern", 234—235.

Rückert, Friedrich, deutscher Dichter: „Man lebt nicht zweimal", 131.

Rudini, Marcheſe di, italienischer Staatsmann: Hat wenig für Sizilien gethan, 76, 87; Ministerpräsident, 144.

Russel, Lord Odo, englischer Staatsmann: Elpis Melena spricht zu ihm von ihrer Absicht, nach Kreta zu gehen, 97.

Sacchetti, römische Adelsfamilie: Papsttreu, 149.

Sadullah Pascha, türkischer Diplomat: War Botschafter in Wien, als Nigra hieher kam, 203.

Saffi, Aurelio, italienischer Republikaner: Patriot, 166.

Salandra, italienischer Politiker, Konferirt mit Crispi, 181.

Salis, von, Graubündner Patrizier-Geschlecht: Baviers Frau diesem entstammend, 138.

Salis-Seewis, Graubündner Dichter: Seine Worte über die Schweizer, 139; besingt die Fülle des Herbstes in Malans, 140.

Salviati, römische Adelsfamilie: Papsttreu, 149.

Sanctis, De, italienischer Gelehrter: Unterrichtsminister, 190.

Sanfelice, Herzog Guglielmo di Acquavella, Kardinal: In der Benediktinerabtei von Cava, von wo ihn Leo XIII. zum Erzbischof von Neapel ernennt, 272—273; seine Beliebtheit und Popularitätshascherei, 271—272; die Neapolitaner sahen in ihm den zukünftigen Papst, 272; bei der Januariusfeier, 273 ff.; sein Tod, 277.

Saracco, italienischer Staatsmann: Minister König Humberts, 316.

Sardinien, Prinzessin Maria Clotilde von: Das Eheprojekt betreffs Jérôme Bonaparte, 205—206.

Sayn-Wittgenstein, Fürstin: In der deutschen Gesellschaft Roms, 5—6; suchte die Meysenbug zu bekehren, 107—108; hing an den Traditionen des Papsttums, 108; ihr Grab, 6.

Schack, Graf, deutscher Dichter: Bewunderer Mazzinis, 109.

Schäffer, rheinländischer Bildhauer in Rom: Verdächtigt Kopf, 128, 129, 130.

Scheffel, Viktor von, deutscher Dichter: Seine Worte über den protestantischen Friedhof in Rom, 6.

Schiaffino, Kardinal: Sein plötzlicher Tod, 35.

Schilizzi, Matteo, Besitzer des „Corriere di Napoli": Begleitet den Autor zur Januariusfeier, 273—274, 275.

Schlosser, deutscher Historiker: Sein Vorwurf gegen Gibbon, 71.

Schlözer, Dorothea, Gattin des Lübecker Bürgermeisters Rodde: Erhält wegen großer Gelehrsamkeit den Doktorhut, 23.

Schlözer, Kurd von, deutscher Diplomat: Sein Äußeres, 21; seine wissenschaftlichen Neigungen, 22—24; geht als Geschäftsträger nach Mexiko und seine Sehnsucht nach Rom, 24; Gesandter in Washington, 24—25; Gesandter am Vatikan, 25 ff., 40; sein Verkehr mit den Kardinälen, 25—27; sein Verhältnis zu den deutschen Kirchenfürsten, 27—28; auf dem Wege in den Vatikan, 28; seine Verhandlungen mit Jacobini und Galimberti, 28—29; Kaiser Wilhelm II. im Vatikan, 30—31; in Rom bei seinen Landsleuten beliebt, 13; Exdiplomat, 19; äußert sich über seine Entlassung und das Vorgehen Caprivis, 19—21; besucht in Wien den Grafen Kalnoky, äußert sich über diesen als den Führer des Dreibunds und über das geringe Ansehen Deutschlands seit Bismarcks Entlassung, 21—22; sein Urteil über Frauenpolitik, 30—31; Hagestolz, 31—32; in der Kneipe, 32; Schätzer des Heidelbeerweins, 18—19; Übersiedlung nach Berlin und Tod, 32.

Schlözer, Ludwig August, Göttinger Historiker, 23.

Schnaase, Kunsthistoriker: Seine Büste von Kopf, 121; Bekannter Kopfs, 122.

Schwartz, Hamburger Bankier: Elpis Melenas zweiter Gatte, 97.

Schwartz, Esperance von, s. Elpis Melena.

Schweizer: Salis-Seewis' Worte über sie, 139.

Secchi, Pater Angelo, Astronom: Seine Büste auf dem Pincio, 248.

Sella, Quintino, italienischer Staatsmann: Rät ab, Frankreich im Kriege gegen Preußen beizustehen, 223; als Präsident der Akademie der Lincei huldigt er bei einem Festmahle Moltke und Mommsen, 65—66.

Semper, Gottfried, deutscher Architekt: Seine Grabstätte, 6.

Serao, Mathilde (Scarfoglio), italienische Romanschriftstellerin: Der Autor besucht sie am Tage des heiligen Januarius in Neapel, 273—276.

Serlupi, römische Adelsfamilie: Papsttreu, 149.

Seton, Mrs., bekehrte Amerikanerin: Mermillod schickt das Buch über ihr Leben der Baronin Meysenbug ein, 108.

Sforza, Riario, Kardinal: Galt als Nachfolger Pius' IX., 272; starb kurz nach einer Januariusfeier, 277.

Sicilien: Das Elend auf der Insel, 87, 177—178, 227 ff.; die Unruhen, 228—229, 230—231; das Leben in den Schwefelminen, 232—233; das Räuberunwesen, 234—239.

Sismondi, Genfer Geschichtschreiber: Seine Worte über die Gräfin Circourt, 208.

Solms, Graf, deutscher Diplomat: Schlözer über seine bevorstehende Entlassung, 20; Hagestolz, 31; junkerlich geartet, 80.

Sonnino, Sidney, italienischer Politiker: Schildert mit Franchetti in dem Werke „La Sicilia" die Mißstände der Insel, 234.

Sonzogno, Impresario Mascagnis: Radikaler, 163.

Spagnoli, Domenico, Kanonikus in Frascati: Sänger in der sixtinischen Kapelle, 298—299; die Ursache seines Todes, 299—300.

Springer, Anton, Kunsthistoriker: Seine Büste von Kopf, 121; Freund Kopfs, 122.

Stallo, J. B., Gesandter der Vereinigten Staaten von Nordamerika in Rom: Ein Deutscher, 13.

Stauffer, Maler aus Bern: Seine Schilderungen der Villa Strohl-Fern, 7.

Steinhäuser, deutscher Bildhauer in Rom: Kopf sucht vergebens bei ihm Arbeit, 126.

Steinhuber, Kardinal, Jesuit: Gegenwärtig der einzige deutsche Kardinal der Kurie, 14.

Stroßmayer, Bischof von Diakovar: Im Hause Minghettis, Baronin Meysenbug über ihn, 111.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Ugolino, Goldschmied von Siena: Fertigte im vierzehnten Jahrhundert das Tabernakel für das Reichtuch von Orvieto, 283.

Ungarn: Galimberti's Stellung zu den liberalen Kirchengesetzen, 258 bis 259.

Urban IV., Papst: Ordnet die Feier Corpus Domini an, 294.

Vaughan, Kardinal, Erzbischof von Westminster: Sein Besuch bei Galimberti in Wien, 252—254; würde, so meinte Galimberti, bei einem Konklave für seinen Kandidaten stimmen, 264.

Veith, deutscher Maler, 16.

Verdi, Giuseppe, italienischer Komponist: Gegenstand der Volksverehrung, 47; wie er komponiert, 66; Parlamentarier, 66, 158; im Senat, 160.

Vierordt, Heinrich, deutscher Dichter: Sein Gedicht „Tivoli", 37.

Vignola, italienischer Baumeister: Das Thor der Villa Falconieri sein Werk, 291.

Viktor Emanuel II., König von Italien: Erziehung Humberts und die Etiquette am Hofe zu Turin, 308; Verdienst und Glück seine Bundesgenossen, 309; kann 1870 Napoleon nicht zu Hilfe kommen, 221, 222; Prinz Jérôme bittet ihn im Auftrage Napoleons III. neuerlich um Hilfe, 223; der Re galantuomo verglichen mit König Humbert 309—310; Schützer der öffentlichen Freiheiten, 312; keine Kolonialpolitik, 313; leitet das Bündnis mit Deutschland ein, 314; von Ettore Ferrari in Marmor gehauen, 159; starb unversöhnt mit dem Papste, 117, 313.

Viktor Emanuel III., neuer König von Italien, 316.

Villari, Pasquale, italienischer Geschichtschreiber: Unterrichtsminister, 145, 190; studierte die Zustände Siciliens, 233—234; sein Mahnwort an die Italiener, 278.

Virchow, Professor der Pathologie in Berlin: Widmet sich dem öffentlichen Leben, 195.

Visconti-Venosta, Emilio, italienischer Minister des Äußern: Bestrebt, 1870 den Krieg zu verhindern, 216; seine Antwort auf das Verlangen des Herzogs von Gramont, Frankreich im Kriege gegen Preußen zu unterstützen, 220; schickt Minghetti 1870 behufs Bildung einer Neutralitätsliga nach London, 222; Teilnahme für Frankreichs Unglück, 224; war auch 1874 Minister, 80; im Hause Bernhard von Bülows, 88.

Wagner, Cosima, Richards Gemahlin: Ihre Tochter aus erster Ehe, 115.

Wagner, Johann Martin von, Bildhauer: Seine Grabstätte, 6.

Wagner, Richard, deutscher Tondichter: In den Erinnerungen der Meysenbug, 111; die Verehrung der Meysenbug für ihn und Züge aus seinem Leben, 113—115; die Generalprobe des Parsifal, 115; Gräfin Bülow schätzt seine Musik, 86; ihr Schmerz über seinen Tod, 94.

Wagner, Siegfried, deutscher Tondichter, Sohn des Letztgenannten: Im Hause Bernhard von Bülows, 89.

Wahlländer, Frau Geheimrat, in Berlin: Josef Kopfs Arbeit für ihren Garten, 119.

Warsberg, Baron Alexander, österreichisch-ungarischer Generalkonsul: Verkehr mit Malwida von Meysenbug, 115—116.

Werner, Anton von, deutscher Maler: Sein Berliner Kongreßbild, 83.
Widmann, Joseph Viktor, Schriftsteller aus Bern: Mit Brahms in Rom, 42 ff.; sein Äußeres, 42—43; Optimist, 43—44; seine Abneigung gegen den Klerus, 46; Begegnung mit Mommsen in Tivoli, 59 ff.; sein „Sicilien und andere Gegenden Italiens", 62—63.
Wien, Musikstadt par excellence, 47; Brahms' Ansicht über Wiener Verhältnisse, 55—56; die Wiener gegenüber italienischen Künstlern, 163; Baccelli über die Stadt, 190—191; Galimberti über seinen Wiener Aufenthalt und den Mangel an Geist in den aristokratischen Kreisen, 261—262.
Wilhelm I., deutscher Kaiser: Empfängt von Melchers und Ledochowski den Treueid, 38—39; Beilegung des Kulturkampfs, 40; Josef Kopf fertigt mehrere Büsten von ihm, 119—120, 130—131; ein Ausspruch gegenüber Kopf, 131; die Scene von Ems, 217; dankerfülltes Auftreten gegen Czar Alexander II., 221; bei der neunzigsten Geburtstagsfeier vertritt Galimberti den Papst, 255—256.
Wilhelm II., deutscher Kaiser: In Rom, 30—31; ernennt Bernhard von Bülow zum Botschafter am Quirinal, 84.
Windthorst, Führer der Zentrumspartei im deutschen Reichstage: Begegnung mit Galimberti und sein Schmerz darüber, daß Leo XIII. direkt mit dem Reichskanzler verhandle, 256; vom Papste fallen gelassen, 268; „der heilige Windthorst", 300.
Wolf, Emil, deutscher Bildhauer: Seine Kolossalbüste Winckelmanns, 10.
Württemberg, Königin Olga von: Verwendet sich für Kopf, 129.

Zacconi, italienischer Schauspieler: Begeisterung der Wiener, 163.
Zanardelli, Giuseppe, italienischer Politiker: Verkehrt im Hause Bülows, 88; sein Verhältnis zu Frankreich und dem Dreibunde, 164.
Zangemeister, Professor in Heidelberg: Mommsens Mitarbeiter, 67; berechnet die Zahl der von Mommsen geschriebenen Seiten, 69.

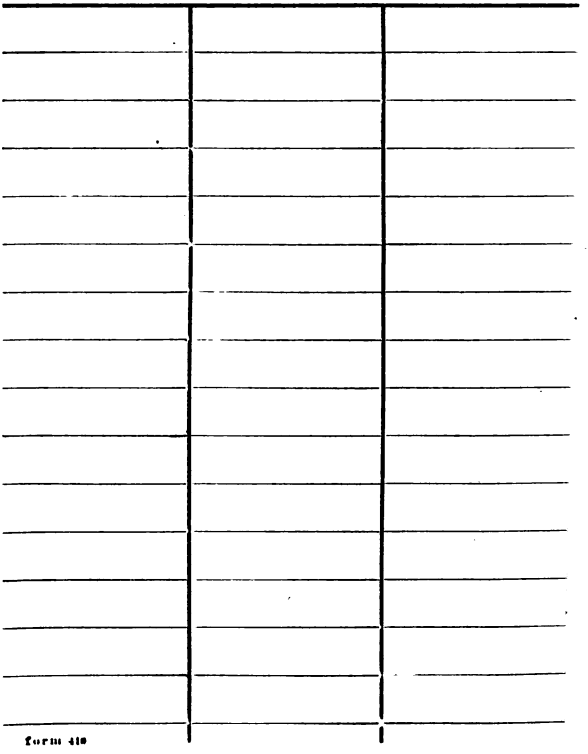
Druckfehler.

S. 49, Z. 12 v. o. lies: „3. April 1897“ statt „3. April“.
= 154, = 14 = = = „Via Emilio Paulo“ statt „Via Emilio, Paulo“.
= 160, = 7 = = = „Leo di Caſtelnuovo“ ſtatt „Leo die Caſtelnuovo“.
= 170, = 5 = = = „Giouſuè Carducci“ ſtatt „Giouſè Carducci“.
= 245, = 11 = = = „Petri“ ſtatt „Petr“.

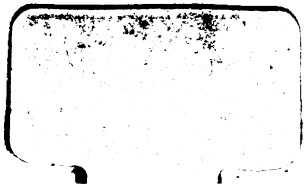
Druck von G. Bernſtein in Berlin.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building



form 410



Sayn-Wittgenstein, Fürstin: In der deutschen Gesellschaft Roms, 5—6; suchte die Meysenbug zu bekehren, 107—108; hing an den Traditionen des Papsttums, 108; ihr Grab, 6.

Schack, Graf, deutscher Dichter: Bewunderer Mazzinis, 109.

Schäffer, rheinländischer Bildhauer in Rom: Verdächtigt Kopf, 128, 129, 130.

Scheffel, Viktor von, deutscher Dichter: Seine Worte über den protestantischen Friedhof in Rom, 6.

Schiaffino, Kardinal: Sein plötzlicher Tod, 35.

Schilizzi, Matteo, Besitzer des „Corriere di Napoli": Begleitet den Autor zur Januariusfeier, 273—274, 275.

Schlosser, deutscher Historiker: Sein Vorwurf gegen Gibbon, 71.

Schlözer, Dorothea, Gattin des Lübecker Bürgermeisters Rodde: Erhält wegen großer Gelehrsamkeit den Doktorhut, 23.

Schlözer, Kurd von, deutscher Diplomat: Sein Äußeres, 21; seine wissenschaftlichen Neigungen, 22—24; geht als Geschäftsträger nach Mexiko und seine Sehnsucht nach Rom, 24; Gesandter in Washington, 24—25; Gesandter am Vatikan, 25 ff., 40; sein Verkehr mit den Kardinälen, 25—27; sein Verhältnis zu den deutschen Kirchenfürsten, 27—28; auf dem Wege in den Vatikan, 28; seine Verhandlungen mit Jacobini und Galimberti, 28—29; Kaiser Wilhelm II. im Vatikan, 30—31; in Rom bei seinen Landsleuten beliebt, 13; Exdiplomat, 19; äußert sich über seine Entlassung und das Vorgehen Caprivis, 19—21; besucht in Wien den Grafen Kalnoky, äußert sich über diesen als den Führer des Dreibunds und über das geringe Ansehen Deutschlands seit Bismarcks Entlassung, 21—22; sein Urteil über Frauenpolitik, 30—31; Hagestolz, 31—32; in der Kneipe, 32; Schätzer des Heidelbeerweins, 18—19; Übersiedlung nach Berlin und Tod, 32.

Schlözer, Ludwig August, Göttinger Historiker, 23.

Schnaase, Kunsthistoriker: Seine Büste von Kopf, 121; Bekannter Kopfs, 122.

Schwartz, Hamburger Bankier: Elpis Melenas zweiter Gatte, 97.

Schwartz, Esperance von, s. Elpis Melena.

Schweizer: Salis-Seewis' Worte über sie, 139.

Secchi, Pater Angelo, Astronom: Seine Büste auf dem Pincio, 248.

Sella, Quintino, italienischer Staatsmann: Rät ab, Frankreich im Kriege gegen Preußen beizustehen, 223; als Präsident der Akademie der Lincei huldigt er bei einem Festmahle Moltke und Mommsen, 65—66.

Semper, Gottfried, deutscher Architekt: Seine Grabstätte, 6.

Serao, Mathilde (Scarfoglio), italienische Romanschriftstellerin: Der Autor besucht sie am Tage des heiligen Januarius in Neapel, 273—276.

Serlupi, römische Adelsfamilie: Papsttreu, 149.

Seton, Mrs., bekehrte Amerikanerin: Mermillod schickt das Buch über ihr Leben der Baronin Meysenbug ein, 108.

Sforza, Riario, Kardinal: Galt als Nachfolger Pius' IX., 272; starb kurz nach einer Januariusfeier, 277.

Sicilien: Das Elend auf der Insel, 87, 177—178, 227 ff.; die Unruhen, 228—229, 230—231; das Leben in den Schwefelminen, 232—233; das Räuberunwesen, 234—239.

Sismondi, Genfer Geschichtschreiber: Seine Worte über die Gräfin Circourt, 208.

Solms, Graf, deutscher Diplomat: Schlözer über seine bevorstehende Entlassung, 20; Hagestolz, 31; junkerlich geartet, 80.

Sonnino, Sidney, italienischer Politiker: Schildert mit Franchetti in dem Werke „La Sicilia" die Mißstände der Insel, 234.

Sonzogno, Impresario Mascagnis: Radikaler, 163.

Spagnoli, Domenico, Kanonikus in Frascati: Sänger in der sixtinischen Kapelle, 298—299; die Ursache seines Todes, 299—300.

Springer, Anton, Kunsthistoriker: Seine Büste von Kopf, 121; Freund Kopfs, 122.

Stallo, J. B., Gesandter der Vereinigten Staaten von Nordamerika in Rom: Ein Deutscher, 13.

Stauffer, Maler aus Bern: Seine Schilderungen der Villa Strohl-Fern, 7.

Steinhäuser, deutscher Bildhauer in Rom: Kopf sucht vergebens bei ihm Arbeit, 126.

Steinhuber, Kardinal, Jesuit: Gegenwärtig der einzige deutsche Kardinal der Kurie, 14.

Stroßmayer, Bischof von Diakovar: Im Hause Minghettis, Baronin Meysenbug über ihn, 111.

Stumm, Freiherr von, deutscher Diplomat: Schlözer über seine Entlassung, 20.
Sybel, deutscher Historiker: Seine „Geschichte der Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.“, 57.

Tadolini, römischer Bildhauer: Seine Büste Borgheſis, 121; Kopf findet bei ihm keine Arbeit, 126.
Tajani, Diego, italienischer Politiker: Besuch bei Crispi, 180, 181, 182.
Tamburello, Castrenze, sicilischer Brigant: Sein jeweiliges Zusammentreffen mit der bewaffneten Macht, 237—238.
Tasso, Torquato: Starb im Kloster St. Onofrio, 197.
Tenerani, römischer Bildhauer: Hat für Kopf keine Beschäftigung, 126.
Theiner, Pater, Jesuitengelehrter: Seine Grabstätte, 6.
Thiers, französischer Staatsmann: Über den Salon der Gräfin Circourt, 208.
Thorwaldsen, dänischer Bildhauer: Emil Wolf sein Schüler, 10, 126; im Kreise Wilhelm von Humboldts, 16.
Torlonia, Don Alessandro: Machte durch Wohlthätigkeit die Quelle seines Reichtums vergessen, 149.
Torlonia s. Borgheſe.
Truxa, Frau, in Wien: Brahms' Wirtin, 50, 51.

Ugolino, Goldschmied von Siena: Fertigte im vierzehnten Jahrhundert das Tabernakel für das Kelchtuch von Orvieto, 283.
Ungarn: Galimbertis Stellung zu den liberalen Kirchengesetzen, 258 bis 259.
Urban IV., Papst: Ordnet die Feier Corpus Domini an, 294.

Vaughan, Kardinal, Erzbischof von Westminster: Sein Besuch bei Galimberti in Wien, 252—254; würde, so meinte Galimberti, bei einem Koklave für seinen Kandidaten stimmen, 264.
Veith, deutscher Maler, 16.
Verdi, Giuseppe, italienischer Komponist: Gegenstand der Volksverehrung, 47; wie er komponiert, 66; Parlamentarier, 66, 158; im Senat, 160.
Vierordt, Heinrich, deutscher Dichter: Sein Gedicht „Tivoli“, 37.

Vignola, italienischer Baumeister: Das Thor der Villa Falconieri sein Werk, 291.

Viktor Emanuel II., König von Italien: Erziehung Humberts und die Etiquette am Hofe zu Turin, 308; Verdienst und Glück seine Bundesgenossen, 309; kann 1870 Napoleon nicht zu Hilfe kommen, 221, 222; Prinz Jérôme bittet ihn im Auftrage Napoleons III. neuerlich um Hilfe, 223; der Re galantuomo verglichen mit König Humbert 309—310; Schützer der öffentlichen Freiheiten, 312; keine Kolonialpolitik, 313; leitet das Bündnis mit Deutschland ein, 314; von Ettore Ferrari in Marmor gehauen, 159; starb unversöhnt mit dem Papste, 117, 313.

Viktor Emanuel III., neuer König von Italien, 316.

Villari, Pasquale, italienischer Geschichtschreiber: Unterrichtsminister, 145, 190; studierte die Zustände Siciliens, 233—234; sein Mahnwort an die Italiener, 278.

Virchow, Professor der Pathologie in Berlin: Widmet sich dem öffentlichen Leben, 195.

Visconti-Venosta, Emilio, italienischer Minister des Äußern: Bestrebt, 1870 den Krieg zu verhindern, 216; seine Antwort auf das Verlangen des Herzogs von Gramont, Frankreich im Kriege gegen Preußen zu unterstützen, 220; schickt Minghetti 1870 behufs Bildung einer Neutralitätsliga nach London, 222; Teilnahme für Frankreichs Unglück, 224; war auch 1874 Minister, 80; im Hause Bernhard von Bülows, 88.

Wagner, Cosima, Richards Gemahlin: Ihre Tochter aus erster Ehe, 115.

Wagner, Johann Martin von, Bildhauer: Seine Grabstätte, 6.

Wagner, Richard, deutscher Tondichter: In den Erinnerungen der Meysenbug, 111; die Verehrung der Meysenbug für ihn und Züge aus seinem Leben, 113—115; die Generalprobe des Parsifal, 115; Gräfin Bülow schätzt seine Musik, 86; ihr Schmerz über seinen Tod, 94.

Wagner, Siegfried, deutscher Tondichter, Sohn des Letztgenannten: Im Hause Bernhard von Bülows, 89.

Wahlländer, Frau Geheimrat, in Berlin: Josef Kopfs Arbeit für ihren Garten, 119.

Warsberg, Baron Alexander, österreichisch-ungarischer Generalkonsul: Verkehr mit Malwida von Meysenbug, 115—116.

Werner, Anton von, deutscher Maler: Sein Berliner Kongreßbild, 83.
Widmann, Joseph Viktor, Schriftsteller aus Bern: Mit Brahms in Rom, 42 ff.; sein Äußeres, 42—43; Optimist, 43—44; seine Abneigung gegen den Klerus, 46; Begegnung mit Mommsen in Tivoli, 59 ff.; sein „Sicilien und andere Gegenden Italiens", 62—63.
Wien, Musikstadt par excellence, 47; Brahms' Ansicht über Wiener Verhältnisse, 55—56; die Wiener gegenüber italienischen Künstlern, 163; Baccelli über die Stadt, 190—191; Galimberti über seinen Wiener Aufenthalt und den Mangel an Geist in den aristokratischen Kreisen, 261—262.
Wilhelm I., deutscher Kaiser: Empfängt von Melchers und Ledochowski den Treueid, 38—39; Beilegung des Kulturkampfs, 40; Josef Kopf fertigt mehrere Büsten von ihm, 119—120, 130—131; ein Ausspruch gegenüber Kopf, 131; die Scene von Ems, 217; dankerfülltes Auftreten gegen Czar Alexander II., 221; bei der neunzigsten Geburtstagsfeier vertritt Galimberti den Papst, 255—256.
Wilhelm II., deutscher Kaiser: In Rom, 30—31; ernennt Bernhard von Bülow zum Botschafter am Quirinal, 84.
Windthorst, Führer der Zentrumspartei im deutschen Reichstage: Begegnung mit Galimberti und sein Schmerz darüber, daß Leo XIII. direkt mit dem Reichskanzler verhandle, 256; vom Papste fallen gelassen, 268; „der heilige Windthorst", 300.
Wolf, Emil, deutscher Bildhauer: Seine Kolossalbüste Winckelmanns, 10.
Württemberg, Königin Olga von: Verwendet sich für Kopf, 129.

Zacconi, italienischer Schauspieler: Begeisterung der Wiener, 163.
Zanardelli, Giuseppe, italienischer Politiker: Verkehrt im Hause Bülows, 88; sein Verhältnis zu Frankreich und dem Dreibunde, 164.
Zangemeister, Professor in Heidelberg: Mommsens Mitarbeiter, 67; berechnet die Zahl der von Mommsen geschriebenen Seiten, 69.

Druckfehler.

S. 49,	Z.	12	v.	o.	lies: „3. April 1897“ statt „3. April“.
= 154,	=	14	=	=	= „Via Emilio Paulo“ statt „Via Emilio, Paulo“.
= 160,	=	7	=	=	= „Leo di Caſtelnuovo“ statt „Leo die Caſtelnuovo“.
= 170,	=	5	=	=	= „Giouſuè Carducci“ ſtatt „Giouſè Carducci“.
= 245,	=	11	=	=	= „Petri“ ſtatt „Petr“.

Druck von G. Bernſtein in Berlin.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 418